

*Bibliotheca Germanica*

HANDBÜCHER, TEXTE, MONOGRAPHIEN AUS DEM GEBIETE  
DER GERMANISCHEN PHILOGIE, HERAUSGEGEBEN VON  
WALTER HENZEN · FRIEDRICH MAURER · MAX WEHRLI

9

---

JAN DE VRIES

KELTEN  
UND  
GERMANEN

---

*Francke Verlag Bern  
und München*

Das neue Werk von Jan de Vries stellt sich zur Aufgabe, das Verhältnis zwischen Kelten und Germanen klarzulegen, wobei ein besonderer Nachdruck auf die gemeinsame Herkunft aus der indogermanischen Völkerfamilie und dementsprechend auf die Züge von Gleichartigkeit gelegt wird.

In einem einleitenden archäologischen Teil wird die Feststellung gemacht, daß die Kelten von Süden und die Germanen von Osten her in den Niedertheingegenden aufeinander gestoßen sind und daß sich dort ein Gebiet lebendigen Austausches von Kulturgütern ausbilden konnte. Anhand der Lehnwörter läßt sich das Verhältnis der beiden Kulturen zueinander feststellen. In den drei angeschlossenen Kapiteln über Religion und Kult, über die Gesellschaftsordnung und über die Literatur ergeben sich weitere Schlüsse, die den gemeinsamen Charakter der beiden Völker zu erhellen vermögen.

Das Buch erfaßt mit seinem Thema einen wichtigen und - trotz vielfacher Bearbeitung - noch weitgehend ungeklärten Problembereich der frühgeschichtlichen Forschung. Während viele der bisherigen Darstellungen eine einseitige Stellungnahme zeigten - die sich aus dem späteren, ausgesprochen gegensätzlichen Verhältnis Frankreich-Deutschland erklärt - führt Jan de Vries seine Untersuchung im Geiste einer sorgfältig abwägenden Sachlichkeit durch.

FRANCKE VERLAG BERN  
UND MÜNCHEN

BIBLIOTHECA GERMANICA  
HANDBÜCHER, TEXTE UND MONOGRAPHIEN AUS DEM GEBIETE DER  
GERMANISCHEN PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON  
WALTER HENZEN, FRIEDRICH MAURER  
UND MAX WEHRLI

*Kelten und Germanen*

VON

JAN DE VRIES

1960

---

FRANCKE VERLAG BERN  
UND MÜNCHEN

## INHALT

I Einige Vorbemerkungen .....	7
II Das Ursprungsgebiet der Kelten .....	20
III Der Aufbruch der Germanen .....	45
IV Beziehungen zwischen Kelten und Germanen ...	62
V Religion und Kult .....	80
VI Das gesellschaftliche Leben .....	101
VII Dichter und Helden .....	116
Register .....	135

©

*A. Francke AG Verlag Bern, 1960  
Alle Rechte vorbehalten  
Gemsberg-Druck der Geschwister Ziegler & Co., Winterthur  
Printed in Switzerland*



## EINIGE VORBEMERKUNGEN

Das Problem der vor- und frühgeschichtlichen Beziehungen zwischen Germanen und Kelten ist schon zu wiederholten Malen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gewesen und von verschiedenen Seiten in Angriff genommen worden. Zu einem befriedigenden Resultat ist man aber noch nicht gelangt. Man bekommt sogar den Eindruck, daß auf keinem Gebiete der Germanistik so viel Vorurteil geherrscht hat und wohl auch bis auf den heutigen Tag immer noch herrscht. Oft scheint es, daß die Namen Germanen und Kelten in Betrachtungen dieser Art eigentlich etwas anderes bedeuten; man soll sie übersetzen in die Sprache der Neuzeit und vielmehr von Deutschen und Franzosen reden. Das jahrhundertelange tragische Schicksal, das die Beziehungen der beiden Nachbarvölker beherrscht hat, scheint sich in die Urgeschichte fortzusetzen; oft wird der Standpunkt der Forscher erst völlig deutlich, wenn man einfach statt Germanen Deutsche und statt Kelten Franzosen sagt.

Hier hat der sich im Laufe des 19. Jahrhunderts breitmachende Nationalismus zweifelsohne eine verhängnisvolle Wirkung auf die Forschung gehabt. Der deutsche Gelehrte sieht in dem siegreichen Vordringen der Germanen auf Kosten der Kelten nur allzugern eine Ruhmestat des deutschen Volkes; der Franzose berauscht sich nicht weniger an den geschichtlichen Großtaten seiner Vorfahren: was dem Deutschen Arminius ist, ist dem Franzosen Vercingetorix. Die nur allzu spärlichen Quellschriften des klassischen Altertums zeigen uns in freilich recht verschwommenen Umrissen eine Periode, in der die Kelten eine Vormachtstellung in Mitteleuropa innegehabt haben, die dann aber von einer anderen gefolgt wird, in der die Germanen sich immer kräftiger ausdehnen und sich auf ursprünglich keltischem Gebiet ansiedeln. Man hat also beiderseits Veranlassung genug, aus der Vergangenheit die Ruhmestitel zu holen, mit denen man die Lorbeerkrone des eignen Volkes schmücken möchte.

Wenn sogar ein gewissenhafter, aber auch sehr temperamentvoller Forscher, wie Karl Müllenhoff, der in seiner «Deutschen Altertumskunde» die klassischen Nachrichten über die Germanen kritisch zu sichten und zu erklären versucht, auf fast lyrische Weise die Züge der Kimbern und Teutonen behandelt, versteht man, wie schwierig es ist, dem an sich berechtigten Nationalstolz auch bei der Behandlung solcher historischer Fragen Schranken zu setzen. «Der Gigantomachie der griechischen Mythologie ähnlich», sagt dieser Gelehrte, «stehen die Kimbernkriege im Anfange unserer Geschichte: sie sind der Anfang unseres Kampfes mit Gallien und mit Rom, der seitdem ununterbrochen sich fortsetzte und dessen Dauer von dem

ersten Zusammentreffen der Kimbern mit einem römischen Heer in den julischen und norischen Alpen im Jahre 113 v. Chr. wir nun bald (1887) auf zwei Jahrtausende berechnen können<sup>1</sup>.»

Ist es ein Wunder, daß solche Posaunenstöße jenseits der Vogesen einen kräftigen Widerhall fanden? Die Revanche war hier die fast in zauberhaften Farben schillernde Figur des großen Königs Ambicatus. Von ihm wird erzählt, so teilt Livius uns mit<sup>2</sup>, daß in der Zeit des Tarquinius Priscus (also etwa 511 v. Chr.) er als Fürst der Bituriges sich durch Mut und Kriegsglück die Herrschaft über die gallischen Völker erwarb und sein Reich so herrlich blühte, daß es für die immer anwachsende Bevölkerung zu klein wurde. Er soll seine Neffen Bellovesus und Segovesus ausgeschickt haben, um für sich ein neues Reich zu erwerben, wohin der Loswurf ihnen den Weg vorschreiben sollte: Bellovesus soll nach Italien gezogen sein und Segovesus in die Richtung des Hercynischen Waldes. Daß hier offenbar sagenhafte Überlieferungen vorliegen, die ein wirklich geschichtliches Ereignis nach den Maßstäben der Heldenpoesie umgedeutet haben, ist von besonnenen Forschern nie bezweifelt worden<sup>3</sup>. Aber für d'Arbois de Jubainville hat diese Nachricht den uneingeschränkten Wert eines Glaubensartikels und er malt sich in lebhaften Farben die Vormachtstellung der Kelten aus<sup>4</sup>. Hier hätten wir das Zeugnis einer großkeltischen Politik, die entscheidend in die abendländische Geschichte eingriff und durch ihre Allianzen mit Alexander dem Großen im Osten, mit den Griechen in Italien eine weltbeherrschende Stellung eingenommen hat. Dabei sind die Germanen die Leidtragenden, weil sie, dem keltischen Gebiet einverleibt, nur eine halbsklavische Rolle spielen konnten. Das Luftgespinnst des französischen Keltologen nimmt fast groteske Formen an, wenn er uns beschreibt, wie der keltische Krieger neben sich auf seinem Kampfwagen den germanischen *ambactus* als seinen Kutscher hatte und ihn mit einer fast französischen Ironie als *«priyos»* das heißt «Freund» anredete, als wolle er damit großmütig sagen: «Du bist frei. Ich nenne dich meinen Freund, das heißt meinen Ebenbürtigen; wie ich selbst frei bin, bist auch du ein Freier, aber weil du arm bist und ich dich ernähre, wirst du deine Freiheit dazu verwenden, meinen Wagen zu führen und dein Leben bloßzustellen, damit ich den Sieg erwerbe.» Mit dieser tändelnden Phantasie wird erklärt, wie das indogermanische Wort *«priyos»* seine spätere germanische Bedeutung «frei» bekommen haben soll. Kein Wunder also, daß die germanische Sprache von dieser keltischen Herrschaft, die Jahrhunderte gedauert haben soll, die deutlichen Spuren trägt; eine Sklaven-

<sup>1</sup> Deutsche Altertumskunde II, 112.

<sup>2</sup> Lib. V, 34.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. G. Dottin, Manuel pour servir à l'étude de l'Antiquité Celtique I, 308–311.

<sup>4</sup> Les Premiers habitants de l'Europe II, 281ff.

masse ohne Literatur, ja ohne irgendwelche eigene Kultur, hat nur eine ärmliche Mundart gesprochen; so findet die Armut der Flexion und der Zusammenbruch des alten Konsonantensystems ihre überraschende Erklärung. Aber später hat sich das Blatt gewendet. Wo einst keltische Krieger mit ihrem Gefolge von Klienten und Sklaven ihre Heldenlieder beim Anfang der Schlacht hatten erklingen lassen, hörte man jetzt den Widerhall der lärmenden Kriegsgesänge der siegenden und freien Germanen. Die Sprache war eine andere, aber der gallische Name des Kriegsgesanges blieb noch lange als eine Erinnerung an die ehemalige Sklaverei erhalten: Bardengesang, *barditus*, war noch im Anfang unserer Zeitrechnung der Name des germanischen Kampfgesanges.

Solche haltlosen Phantasien sollten, so möchte man meinen, bald als solche erkannt worden sein und deshalb nur auf kurze Zeit die Geister verwirrt haben. Ernsthafte Forschung hat das Leichtfertige dieser Behauptungen schnell genug durchblickt, aber trotzdem bleibt immer ein Schatten hängen. Die Figur des Ambicatus bleibt immer zu überspannten Vorstellungen der keltischen Großmachtstellung verlockend. Noch im Jahre 1945 schildert uns der französische Forscher A. Grenier<sup>5</sup> ein gallisches Reich in der La-Tène-Zeit, dessen Mittelpunkt Bourges war (Bituriges!) und das in nördlicher Richtung das Gebiet zwischen Ems und Weser umfaßte, ja vielleicht die Elbe erreichte und die kimbrische Halbinsel mit einbegriff. Und dies alles trotz der Bemerkung, daß die Geschichte des Ambicatus und seiner beiden Neffen als reine Legende ausgeschaltet werden muß<sup>6</sup>.

Was hier die Germanophobie bewirkt, das wiederholt sich jenseits des Rheines als phantastische Ausgeburt der Keltomanie. Siegmund Feist läßt auch die Germania zwischen Rhein und Elbe von keltischen Stämmen bewohnt sein<sup>7</sup>, aber weil er andererseits den germanischen Charakter dieser Landschaft nicht völlig leugnen kann, redet er von einer keltischen Bevölkerung, die in kultureller und sprachlicher Hinsicht eine Mittelstellung zwischen Kelten und Germanen eingenommen hätte. Wenn wir dann aber weiter lesen, daß zu diesen «Keltogermanen» durchaus germanische, auch von den römischen Autoren als solche anerkannte Stämme wie die Chatten, Cherusker, Friesen, Chauken, Angrivarier, Hermunduren und Markomannen, sogar die Bastarnen, Kimbern, Teutonen und Ambronnen gerechnet werden, so kann man solche Entgleisungen nur dadurch erklären, daß man mit unklaren, alle scharfen Linien verwischenden Namen wie «Keltogermanen» alles beweisen kann, was man eben wünscht.

Ich habe diese beiden Extremfälle nur deshalb aus ihrer wohlverdienten Vergessenheit hervorgeholt, um damit zu zeigen, wie leicht es anscheinend

<sup>5</sup> Les Gaulois S. 80ff.

<sup>6</sup> Ibidem S. 120.

<sup>7</sup> Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung (Halle 1927).

ist, die Überlieferung im Sinne einer politischen Propaganda oder eines den Nationalstolz schmeichelnden Wunschbildes zu verwenden. Das ist auch fast selbstverständlich. Wir haben über die Periode der letzten vorchristlichen Jahrhunderte nur sehr dürftige Nachrichten: es sind ja nur gelegentliche Notizen in griechischen und römischen Schriften und diese noch meistens Exzerpte aus leider ganz verlorengegangenen ausführlicheren Geschichtswerken. Die Römer haben mit ihrer merkwürdig egozentrischen Einstellung im Grunde wenig Interesse für die barbarische Welt; die Griechen mit ihrer echten Wißbegierde hätten uns Wichtigeres überliefern können, sie waren aber zu weit vom Schauplatz der keltisch-germanischen Auseinandersetzung entfernt, um sich darüber genau orientieren zu können.

Die antiken Völker sind schon früh mit keltischen Stämmen in Berührung gekommen. Die Bodenfunde der Hallstatt- und der La-Tène-Zeit beweisen, wie stark die Handelsverbindungen zwischen Mittel- und Südeuropa gewesen sind und ganz besonders, wie wichtig der Bernsteinweg war, der von der Elbembüdung zur Adria führte. Jahrhundertlang wanderten die Handelswaren von Nord nach Süd und in umgekehrter Richtung; mag auch dieser Handel hauptsächlich ein Tauschverkehr von Stamm zu Stamm gewesen sein, die mediterranen Kaufleute müssen doch jedenfalls mit den keltischen Vorposten im Alpengebiet in Berührung gekommen sein. Dann kommen seit der Mitte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts die kriegerischen Vorstöße der Kelten, welche sie bald zu Herren der Poebene machten und auf der Balkanhalbinsel zu der Errichtung eines keltischen Staates in Thrakien führten. Jetzt rückten die Kelten den klassischen Völkern auf den Leib und diese wurden nun wohl gezwungen, sich über das gefährliche Volk näher zu erkundigen und trotzdem bekommen wir den Eindruck, wenn wir die Berichte in den antiken Quellen über die Kelten durchlesen, daß man sich fast gefessentlich bemüht hat, die Augen für die Gefahr zu verschließen und nur das dürftigste Interesse für den barbarischen Nachbar hatte. Das gilt in vollem Ausmaß für die Römer, die obgleich sie am besten in der Lage wären über die Kelten genau unterrichtet zu sein, dieses bis auf Cäsar auffallend vernachlässigt haben; sie begnügten sich damit, den Griechen nachzuplappern und haben selber kaum Pionierarbeit geleistet.

Das Bild der nördlichen Teile Europas war außerordentlich dürftig. Im Osten wohnten die Skythen: ein sich nordwärts über unermeßliche Strecken ausdehnendes Volk. Im Westen grenzten die Kelten an den Ozean. An dessen nördlichem Gestade müssen sich Kelten und Skythen irgendwo berührt haben; damit war der Nordrand des Weltkreises geschlossen. Für die Germanen ist in diesem Weltbilde kein Platz. Das war auch nicht notwendig, denn es sollte noch Jahrhunderte dauern, ehe die klassischen Völker mit ihnen überhaupt in Berührung kamen. Nehmen wir als das erste deutliche

Beispiel für das Einbrechen der Germanen in den Gesichtskreis der Mittelmeervölker den Kimbernzug, so sehen wir gerade hier so deutlich, wie verwirrend das Bild dadurch gestaltet wurde. Sie kamen, wie die Kimbern das selbst erzählten, aus jener Gegend der nördlichen Welt, wo man bisher Kelten und Skythen aneinandergrenzen ließ; man konnte sich also vorläufig mit der Hypothese einer keltisch-skythischen Mischbevölkerung helfen. Allmählich mußte es deutlich werden, daß das keltische Element bei weitem überwog; wie aber das richtige Verhältnis zwischen Kelten und Germanen war, wurde durchaus nicht klar. Wir dürfen bei dieser Lage der Dinge erwarten, daß man oft dort von Kelten redete, wo man besser von Germanen hätte sprechen sollen, ja daß man sich kaum die Mühe gab, in der Masse der nördlichen Barbaren nach Unterschieden zu fahnden.

Das Auftreten der Kimbern und Teutonen war auch kaum geeignet, den Römern eine klare Auffassung der nordeuropäischen Ethnologie zu erleichtern. Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß die Kimbern weitgehend mit keltischen Elementen vermischt waren und daß die leider nur spärlichen Nachrichten über ihre Sitten und Opferhandlungen mehr auf keltische als germanische Gepflogenheiten hinweisen<sup>8</sup>. Die Vermischung stammt nicht aus der kimbrischen Heimat, sondern sie hat sich während des jahrelangen Zusammenlebens mit keltischen Völkerschaften fast zwangsläufig entwickelt. In der berühmten Schlacht von Vercellae standen dem römischen Feldherrn keine genuinen Eingeborenen der germanischen Urwälder gegenüber, sondern ein Heerhaufe, dessen Kern aus Kimbern bestanden haben mag, in dem aber auch viele keltische, wenn nicht sogar noch andere, wie illyrische Elemente reichlich vorhanden waren.

Es ist notwendig, diese Dinge mit aller Schärfe hervorzuheben. Wer unbesonnen eine Stelle in Timagenes oder Ammianus als fest und sicher verbürgte Wahrheit hinnimmt, läuft immer Gefahr, zu viel auf Kenntnisse aus zweiter, ja sogar dritter oder vierter Hand zu vertrauen. Die unselbige Vermischung zwischen Germanen und Kelten kann immer dazu führen, auf das Konto der letzteren zu schreiben, was im Grunde den Germanen eignete. Die mangelhaften geographischen Kenntnisse über Nordeuropa leisteten der Verwirrung Vorschub. Der dürftig entwickelte historische Sinn der Römer übertrug die Zustände einer späteren Zeit auf vorhistorische Verhältnisse, während andererseits altererbte Fabeleien ein zähes Leben hatten. Hier müssen wir mit zahlreichen Fehlerquellen rechnen, und stünden uns keine anderen Möglichkeiten, die Vorgeschichte einigermaßen aufzuhellen, zu Gebote, wir würden immer im Nebel herumtappen.

Es dürfte lehrreich sein, an einem Beispiel zu zeigen, welcher Art die klassische Überlieferung ist. Dazu wähle ich die Sitte, den getöteten Feinden

<sup>8</sup> Festschrift Karl Helm S. 1 ff.

die Köpfe abzuschlagen und als Siegestrophäe mit nach Hause zu führen. Zweifellos waren die heidnischen Kelten richtige Kopffäger, wie die Dayaks der Insel Borneo und zahlreiche primitive Völker der Welt es waren und teilweise noch sind. Man hat die Sitte der Kopffjagd den Spiralkeramikern zuschreiben wollen, die sich von Mitteleuropa bis nach Hinterindien ausgebreitet haben sollen, und weiter behauptet, daß diese Barbarei sich bei Thra- kern und Kelten als Sitte der alteingesessenen Bevölkerung erhalten hätte<sup>9</sup>. Wie dem auch sei, die Religionsforschung hat uns darüber belehrt, daß der Kopf als Sitz der Lebenskraft galt und daß man sich damit also die feindliche Macht zueignete und dadurch unschädlich machte. Der erste Autor, der uns darüber benachrichtigt, ist Polybios; über die gallischen Überläufer nach Hannibal bemerkte er ganz trocken, daß sie zahlreiche Römer töteten und schließlich wieder abzogen, nachdem sie ihnen die Köpfe abgeschnitten hatten<sup>10</sup>. Was sie damit vorhatten, erzählt uns Poseidonios in klaren Worten. Leider ist die Arbeit dieses berühmtesten der griechischen Geographen nicht mehr erhalten, aber wir besitzen gerade von dieser Stelle zwei Exzerpte, und zwar bei Strabo und Diodorus Siculus.

Wenn wir die beiden Auszüge zusammenfügen, lesen wir folgendes: Die Barbaren haben die Gewohnheit, die Köpfe der getöteten Feinde abzuschlagen und an den Hals der Pferde zu binden, während sie die blutigen Waffenausrüstungen als Beute mitführen; dabei singen sie ein Siegeslied, und sie nageln die ausgewählten Beutestücke an ihren Häusern fest, wie Jäger das mit dem erlegten Wild machen. Poseidonios hat, so behauptet Strabo, das mehrfach selber gesehen; anfangs wurde ihm übel dabei, aber später gewöhnte er sich daran. Die Köpfe der Häuptlinge wurden mit Zedernöl eingerieben und in einer Kiste aufbewahrt; stolz zeigen die Barbaren diese Köpfe ihren Gästen, sie rühmen sich besonders, die Schädel nie abgetreten zu haben, wieviel Gold ihnen dafür auch geboten wurde, und zeigen darin eine gewisse, wenn auch barbarische, Großzügigkeit<sup>11</sup>.

In diesem Bericht ist nichts Unwahrscheinliches. Wir können dazu Parallelen bei den verschiedensten indogermanischen Völkern anführen. Der Orkadenjarl Sigurd tötet Melbrigða Týnn und hängt dessen Kopf an den Sattelriemen<sup>12</sup>. Barbarischer ist die sagenhafte griechische Überlieferung von Amphiaraios, der dem Melanippus den Kopf abgeschlagen haben soll und diesen dem von Melanippus verwundeten Tydeus gab; dieser spaltete

<sup>9</sup> F. Cornelius, Indogermanische Religionsgeschichte S. 43.

<sup>10</sup> III, 67, 3: τέλος δὲ τὰς κεφαλὰς ἀποτεμνόντες τῶν τεθνεώτων ἀπεχόρον.

<sup>11</sup> Strabo IV, 4, 5 und Diodorus Siculus V, 28, 4-5. Ich hebe als das Wichtigste hervor: τῶν δ' ἐπιφανεστάτων πολεμίων κεδρώσαντες τὰς κεφαλὰς ἐπιμελῶς τηροῦσιν ἐν λάρασι καὶ τοῖς ξένοις ἐπιδεικνύουσι.

<sup>12</sup> Orkneyingasaga c. 5: ok lét Sigurðr festa höfuð þeira við slagálar til ágætis sér. Vgl. auch Flateyjarbók I, 222 und II, 486, Fóstbræðrasaga 57 und Þiðrekssaga 269.

den Schädel auf und schlürfte das Gehirn heraus<sup>13</sup>. Das ist nicht nur ein Ausbruch leidenschaftlicher Wut, sondern bewahrt wohl noch die Erinnerung an den Glauben, daß man sich auf diese Weise die Lebenskraft des Feindes in buchstäblichem Sinne einverleiben konnte. Aber auch der Schädel selbst war kostbar. Oinomaos, der weiß, daß er von dem Manne seiner Tochter Hippodameia getötet werden sollte, hielt Wettfahrten mit den Freiern, überholte sie mit seinen Flügelrossen, durchbohrte sie im Vorbeirennen mit der Lanze und schmückte darauf mit ihrem Schädel den Tempel seines Gottes<sup>14</sup>. Das ist also eine Weihegabe des edelsten Teiles des besiegt Feindes. Schließlich sind Schädelbehälter bei primitiven Völkern weitverbreitet<sup>15</sup>.

Aus derselben Zeit wie Poseidonios – also vom Anfang des letzten christlichen Jahrhunderts – stammt eine Notiz von Cn. Gellius, die Charisius für uns gerettet hat: die Barbaren reinigen den Schädel und vergolden ihn<sup>16</sup>. Man braucht dabei gar nicht an ein Mißverständnis zu denken, etwa daß er auf den in diesem Zusammenhang von Poseidonios erwähnten Gold weiterphantsiert hätte, denn auch Herodot berichtet dieselbe Sitte von den Skythen, und die ausführliche Weise, wie er das Verfahren mit Menschen- schädeln erzählt, dürfte wohl beweisen, daß es sich hier um Tatsachen handelt. Nun heißt es bei Herodot: sie bedecken den Schädel von innen mit Gold und, fügt er hinzu, verwenden ihn als Trinkbecher<sup>17</sup>.

Damit sind wir bei Livius angelangt. Er sagt bei der Behandlung des unglückseligen Schicksals des Konsuls Postumius im Jahre 216 v. Chr.: nachdem die Barbaren, ihrer Sitte gemäß, den Schädel gereinigt und mit Gold bedeckt hatten, verwendeten sie ihn als heiliges Gefäß, aus dem sie beim Opfer den Göttern spendeten, und die Priester und Tempelvorsteher tranken daraus<sup>18</sup>. Man braucht dabei dem römischen Verfasser, der oft eine gewisse Vorliebe für «Soldatenlatein» zeigt, nicht zu verdenken, daß er willkürlich etwa die bei Herodot gelesene Notiz auf den Bericht des Cn. Gellius übertragen hätte; es liegt ja nichts Unwahrscheinliches darin, daß ein so kostbarer Schädel dem Tempelschatz einverleibt und bei feierlichen Anlässen zur Libation verwendet wurde<sup>19</sup>.

<sup>13</sup> Apollodoros, Bibliotheca III, 6, 8: ὁ δὲ διεκλῶν τὸν ἐγκέφαλον ἐξεροόφισεν.

<sup>14</sup> Preller, Griechische Mythologie II, 271.

<sup>15</sup> Ein Beispiel von den spanischen Mohren. Al-Mu' taḥid von Sevilla ließ die Schädel seiner Feinde als Blumentöpfe in seinem Palast aufstellen und die Köpfe der von ihm getöteten Prinzen bewahrte er im Innern seines Palastes in einer Kiste. Vgl. R. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne III (Leiden 1932) S. 49.

<sup>16</sup> Calvariaeque eius ipsum ossum expurgarunt inauraveruntque.

<sup>17</sup> Herodot IV, 64, 65: ἔσωθεν δὲ καταχρυσώσας οἴτω χρῆται ποτηρίῳ.

<sup>18</sup> Livius XXIII, 24, 12: purgato inde capite, ut mos iis est, calvam auro caelavere idque sacrum vas iis erat, quo sollemnibus libarent poculumque idem sacerdotibus ac templi antistitibus.



Aber noch einen Schritt weiter und wir kommen zu der Vorstellung, daß die Kelten auch bei ihren Gastmählern aus den Schädeln der erschlagenen Feinde getrunken haben sollen. Das erzählt uns schon Silius Italicus in seiner «Punica»: die Kelten sollen, o Greuel, die Schädel ihrer Feinde als Trinkbecher herumgehen lassen<sup>20</sup>. Was sie daraus getrunken haben, läßt sich leicht erraten; Rufius Festus berichtet aus einer Zeit, wo die Keltschon längst zu einer Sage verblaßt waren, unter den «fabulosa», daß die keltischen Skordisker gewohnt sind, aus den Schädeln Menschenblut zu trinken<sup>21</sup>. Was aber für ihn nur ein Greuelmärchen, ein «fabulosum» zu sein scheint, das tritt wieder zwanzig Jahre später bei Ammianus Marcellinus als eine feststehende Tatsache auf: «ut antiquitas docet»: die Skordisker trinken aus Schädeln mit einer gewissen Begierde (*avidius!*) Menschenblut<sup>22</sup>. Der Zusatz *avidius* ist besonders lehrreich für die Auffassungen einer Zeit, da die Barbaren, jetzt besonders die Germanen, den Römern auf die Nerven gegangen sind.

Von schön mit Gold überzogenen Schädelbechern ist nicht mehr die Rede; der Weg liegt jetzt für noch tierischere Untaten der Barbaren frei. Denn wieder zwanzig Jahre später weiß uns der Spanier Orosius von den Skordiskern noch interessantere Sachen zu berichten: so weit ist es jetzt schon mit der als Sage mitgeteilten Geschichte des Rufius Festus gekommen. Daß diese für einen Schundroman fast zu stark gewürzte Stelle ihre Wirkung nicht verfehlt hat, dafür wird die Autorität des Orosius schon gesorgt haben. Der Satz, den er in seinen «Historiae adversus paganos» niedergeschrieben hat, lautet: unter den Abscheulichkeiten, die sie an Kriegsgefangenen verüben, ist zu nennen, daß sie, falls sie eines Bechers bedürfen, den Feinden den Kopf abschneiden und den noch blutigen haarbedeckten Schädel, aus dessen Innenhöhle das Gehirn kaum ausgekratzt worden ist, gierig und ohne irgendwelchen Abscheu als Trinkgefäß benutzen<sup>23</sup>. Dieser Satz taucht noch im Anfang des 11. Jahrhunderts in der «Historia Miscella» auf.

Die Skordisker waren ursprünglich ein illyrischer Stamm<sup>24</sup>, der sich im Norden der Balkanhalbinsel niedergelassen hatte und später von den Kelten

<sup>19</sup> Es werden ähnliche Geschichten von Schädeln christlicher Heiligen erzählt. Aus Syrien wird um 570 n. Chr. berichtet, daß der Bischof von Jerusalem Jakob aus dem Schädel der Märtyrerin Theodota trank; vgl. A. Reinach, *Revue Celtique* XXXIV, 1913, S. 43 ff.

<sup>20</sup> Lib. XIII, 482-3: At Celtæ vacui capitis circumdare gaudent ossa, nefas, auro ac mensis ea pocula servant.

<sup>21</sup> *Breviarium rerum gestarum populi Romani* 9, 1.

<sup>22</sup> Lib. XXVII, 4, 4.

<sup>23</sup> Lib. V, 23, 18: nam inter cetera dictu audituque horrenda, quae in captivos agebant, raptis, cum poculo opus esset, humanorum capitum ossibus cruentis capillatisque adhuc ac per interiores cavernas male effosso cerebro oblitis avidè ac sine horrore tamquam veris poculis utebantur.

<sup>24</sup> Vgl. E. Philippon, *Les peuples primitifs de l'Europe méridionale* S. 81.

überrannt wurde; der ihnen so energisch zugeschriebene barbarische Brauch gilt also keineswegs für die Kelten selbst. Aber als die gelehrte Forschung der Neuzeit das Material für eine Geschichte der Kelten zu sammeln anfang, waren gerade solche Stellen ein gefundenes Fressen; unter Fortlassung der allzu stark von Orosius aufgetragenen Farben wurde doch nur allzu gerne geglaubt, daß die Barbaren – einerlei, ob das nun Kelten oder Germanen waren – aus den Schädeln ihrer Feinde, mit oder ohne Goldbeschlagn, zu trinken pflegten.

Was sollen wir von alledem glauben? MacCulloch bezeugt uns, daß die Sitte, Blut aus Menschenschädeln zu trinken, im keltischen Irland bis auf die Neuzeit andauerte<sup>25</sup>. So allgemein wird man diese Gepflogenheit doch nicht formulieren dürfen; eher möchte man glauben, daß im Augenblick eines hochgesteigerten Affektes die Iren sich zu solcher Grausamkeit hätten verführen lassen. Man denkt dabei an die berühmte Geschichte von Alboin. Dieser Langobardenfürst hatte aus dem Schädel seines Schwiegervaters, König Cunimundus, einen Becher anfertigen lassen; einmal beim Festmahl in Verona reichte er ihn, mit Wein gefüllt, seiner Gemahlin Rosemunda und bat sie, daraus fröhlich zu trinken, als wäre sie mit ihrem Vater zusammen. Paulus Diaconus versichert dabei, daß er selber den Becher gesehen habe, als König Ratchis ihn an einem Festtage in der Hand hielt und seinen Gästen zeigte<sup>26</sup>. Die Stelle ist lehrreich: die grausame Handlung des Alboin gehört durchaus zum Heldenroman und darf nicht als geschichtliche Tatsache gewertet werden: der Becher selbst gehörte offenbar zum Königsschatz und wurde als eine Art Reichsreliquie betrachtet. Kein Mensch wird daraus schließen, daß die Langobarden, deren barbarische Wildheit übrigens berichtigt war, die Gewohnheit hatten, aus den Schädeln ihrer Feinde zu trinken!

So darf man auch gewiß MacCullochs Behauptung über die Iren nicht verallgemeinern. Steckt auch hier ein blasser Nachhall der Orosiusstelle dahinter? Jedenfalls ist es bezeichnend, daß die altirische Literatur davon nichts zu erzählen weiß. Die Köpfe ihrer Feinde haben die heidnischen Iren gerne als Trophäen mit nach Hause genommen, wäre es nur als Beweisstück des verübten Totschlages. Conall Maine schwört, nicht in die Heimat zurückzukehren, ehe er einen Weidenast vollbehängt mit den Köpfen von Königen und Fürsten tragen werde<sup>27</sup>. In der berühmten Erzählung von MacDathós Schwein zieht Conall das Haupt von Anlúain hervor und wirft es dessen Bruder Cét gegen die Brust, so daß ihm das Blut aus dem Munde

<sup>25</sup> M. Höfler, *Archiv für Anthropologie* NF XII, 1913, S. 63.

<sup>26</sup> *Historia Langobardorum* II, 28.

<sup>27</sup> In *Oided ConCulaínn* (A. G. van Hamel, *Compert ConCulaínn and other stories* 1933, S. 120) lesen wir: Do-berim fom breithir nach rachad dom thoigh go mbérad lán in gaid si do chennaibh righ 7 táisech 7 tréifer nÉrenn lium.

hervorströmt<sup>28</sup>. Pokorny erinnert dabei an Gommies Meinung, daß dieser Brauch wohl als vorindogermanisch zu betrachten ist und weist noch darauf hin, daß die Ulsterhelden die Sitte hatten, das Gehirn erschlagener Feinde mit Kalk zu mischen und harte Kugeln daraus zu machen, die sie dann als Siegeszeichen aufbewahrten und vorzeigten<sup>29</sup>. Wenn er damit bezweckt, den Iren solche barbarischen Bräuche absprechen zu wollen, macht er sich wohl unnötige Mühe, denn weshalb sollten indogermanische Stämme der Frühzeit solche Sitten, die auf der Welt weitverbreitet sind, nicht gehabt haben? Die irische Überlieferung hat ja noch mehr Beispiele für diesen barbarischen Brauch. Conall Cernach ist ja bekannt als einer, der die Köpfe seiner Feinde abschlägt. Der Ulster-König Conchobar hat drei Wohnungen, von denen eine *Croibderg* heißt, oder «Blutiger Zweig»; in diesem Hause befanden sich die Köpfe und die Beutestücke der von ihm erschlagenen Feinde<sup>30</sup>. Aus Gallien kommt noch das Heiligtum von Entremont, der Hauptstadt der Salyer hinzu, während in Roquepertuse ein Heiligtum aus der La-Tène-Zeit gefunden worden ist, wo ein steinernes Tor stand: in dem Oberbalken, befinden sich kopfförmige Nischen, die dazu bestimmt waren, einen Schädel aufzubewahren<sup>31</sup>.

Wir haben an diesem Beispiel das Wachsen einer Tradition innerhalb der Historiographie des klassischen Altertums beobachten können. Es war, glaube ich, lehrreich. Was uns die klassischen Autoren berichten, ist ein wunderliches Gemisch von Wahrheit und Dichtung; es scheint zuweilen, daß in den jüngeren Quellen die Phantasie ein frecheres Spiel treibt als in den älteren. Die Römer haben sich oft damit begnügt, auch wenn sie aus eigener Erfahrung hätten reden können, die früheren Autoren auszuschreiben; wir werden später noch nachzuweisen haben, wie sogar Cäsar und Tacitus die Berichte des Poseidonios einfach wiederholten; und wenn sie auch damit sehr zuverlässige Zeugnisse für uns bewahrt haben, wir hätten doch lieber gewußt, was sie selber wahrgenommen hatten.

Die antike Überlieferung, an sich schon dürftig, wenn es gilt, hinter die nackten historischen Tatsachen bis zum wirklichen Leben der Barbaren durchzudringen, ist also mit größter Vorsicht zu gebrauchen. Nun spielt sich aber gerade der wichtigste Teil der Auseinandersetzungen zwischen Kelten und Germanen in der La-Tène-Zeit ab, also in den fünf Jahrhunderten v. Chr. Über diese Ereignisse waren die klassischen Autoren aber kaum unterrichtet. Hier müssen wir uns auf die archäologische Forschung verlassen, wenn wir das Dunkel dieser geschichtslosen Periode einigermaßen erhellen wollen.

<sup>28</sup> Vgl. Thurneysen, *Scéla Mucce Meic Dathó* § 16.

<sup>29</sup> *Zeitschrift für Celtische Philologie* XVI, 1927, S. 122.

<sup>30</sup> Vgl. *Scéla Conchobair Mac Nessa in Eriu* 4 (1908) S. 18 ff.

<sup>31</sup> Vgl. Françoise Le Roux in *Ogam* 10 (1958) S. 139–154.

Die Wissenschaft des Spatens hat durch eine intensive Arbeit und besonders durch eine verfeinerte Methode unglaubliche Fortschritte gemacht; der Werdegang der europäischen Kulturentwicklung ist seit dem Steinalter nicht nur in klaren Linien gezeichnet, sondern auch bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet. Wir ahnen eine Reihe von Kulturprovinzen, die sich teilweise ungestört durch Jahrtausende fortsetzen, teilweise aber auch in fortwährenden, oft kriegerischen Auseinandersetzungen das Auf und Nieder alles geschichtlichen Lebens erfahren. Wo sich die Kulturprovinz bis an die Grenze des geschichtlichen Zeitalters fortsetzt und schließlich mit dem Namen eines bestimmten Volkes sich verbinden läßt, wird das schematische Bild erst wirklich lebendig. Wir sind versucht, die Linien bis in die weiteste Vergangenheit zurückzuverfolgen. Wenn wir die La-Tène-Kultur in Ostfrankreich und im Rhein-Donaugebiet auf Grund der historischen Quellen den Kelten zuschreiben dürfen, und wir kommen zu der Einsicht, daß sich hier eine gleichmäßige und ungestörte Entwicklung seit der Bronzezeit beobachten läßt, so verfallen wir leicht der Versuchung, auch die sogenannte Hügelgräberkultur keltisch zu nennen. Wenn aber andererseits die Sitte der Urnengräber sich stoßweise und mit dynamischer Kraft aus einer weiten Entfernung über große Räume ausdehnt, so sind wir geneigt, uns die Kulturwelle plastisch vorzustellen, das heißt sie zu sehen als ein historisches Ereignis, wobei die Träger dieser Kultur sie mit stürmischer Kraft über weite Strecken verbreitet haben. Hat man einmal die Illyrer als das Volk der Urnengräber bestimmt, so liegt es nahe, überall, wo wir diese Grabform plötzlich aufkommen sehen, auch von Illyrern zu reden, und dann kann man leicht zu der Schlußfolgerung gelangen, daß auch im niederländisch-westdeutschen Raum, wo ja eben auch Urnengräber vorkommen, einmal Illyrer gewohnt haben müssen.

Dennoch ist hier die größte Vorsicht geboten. Die Nachahmungssucht ist nicht ausschließlich ein Merkmal der modernen Zeit. Modeerscheinungen hat es wohl immer gegeben, und die Mode ist eine strenge Herrscherin. Wenn nun das aus der Fremde zuströmende Kulturgut tatsächlich besser und hochwertiger ist, so wird man sich immer beeilt haben, es sich anzueignen. Die Aufeinanderfolge von Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit beweist deutlich, daß man sich nie die Vorteile eines wertvolleren Materials oder einer besseren Arbeitsmethode hat entgehen lassen. Wo das dennoch der Fall war, reden wir von rückständigen Gebieten, die uns vor größere Probleme stellen, als sie die willige Übernahme von Kulturgütern aus den entlegensten Gebieten aufgibt.

Das ist alles selbstverständlich, aber es wird dennoch allzuleicht vergessen. Geschichtliche Forschung will im Grunde nur das Vergangene kennenlernen, um dadurch die Rätsel der Gegenwart zu lösen. Die Vergangenheit bekommt erst ihren Wert, wenn wir sie an das Heute anknüpfen können.

Als es endlich wirklich europäische Geschichte gibt, stehen die Völker in ihrer Eigenart plötzlich vor unseren Augen: Germanen und Kelten, Illyrer und Ligurer, und wie sie alle heißen mögen. Sie sind nicht aus dem Nichts erschaffen: also woher kommen sie, wie sind sie entstanden? Auch sie hatten ihre Vorfahren, die in noch älteren Jahrhunderten ihr Dasein vorbereiteten. Und diese Vorfahren sind uns eben nur greifbar, wo die Bodenfunde reden.

Dieses Bestreben, statt Urnen und Pfeilspitzen Menschen zu sehen, richtige Menschen, nicht von der blassen Art wie Mehrere Leute oder Hallstatt-Volk, sondern richtige Völker, wie wir sie später überall vorfinden, ist durchaus berechtigt. Aber wo Übereifer eintritt, muß man zur Vorsicht mahnen. Man verkennt den Charakter der Kulturgeschichte, wenn man die Kulturgüter nicht als etwas betrachtet, das sich sozusagen von seinem Träger lösen und nun auf eigene Gelegenheit weiterleiten kann. Man mag die Urnenfelderleute Illyrer nennen, deshalb dürfen wir noch nicht überall, wo diese Grabform auftritt, an eine Expansion des illyrischen Volkes selbst denken.

Überzeugend hat Wahle diese Seite der archäologischen Problematik energisch hervorgehoben<sup>32</sup>. Im Suebengebiet des Arioivist lassen sich die Fundverhältnisse und das Fundinventar so gut wie restlos im Sinne der Kontinuität der bodenständigen Bevölkerung deuten; würden uns die Schriftquellen fehlen, so wüßten wir also nichts von dem Erscheinen der Elbgermanen am Oberrhein<sup>33</sup>. Aber das Umgekehrte ist auch der Fall. Ein Volk kann in einem plötzlichen Aufschwung sich eine höhere Kultur erwerben und damit die Kraft zu einer kriegerischen und politischen Vormachtstellung über seine auf niedrigerer Kulturstufe verbliebenen Nachbarn bekommen. Es stürmt vorwärts, erobert weite Strecken, siedelt sich irgendwo an und stiftet einen neuen Volkskörper. Aber schließlich ist der Raum doch immer größer als das menschliche Vorwärtsdrängen. Die Kraft versiegt, der Boden lockt, man zieht sich seine Grenzen. Die Kulturform, die das Vorwärtsstreben ermöglicht hat, ist damit nicht zur Erstarrung verurteilt. Sie strebt weiter, ja von außen her wird sie herübergezogen, wird übernommen und dehnt sich über Völker aus, die nie von dem kulturtragenden Volk unmittelbar berührt worden sind. Um das Kerngebiet, wo die Kultur bodenständig war, lagert sich ein weites Vorgelände, das in immer abnehmendem Maße sie anzueignen versteht. Dabei können weite Strecken übersprungen werden: unbesiedelte Wald- und Sumpfbereiche, Gegenden wo ein stagnierendes Volkstum bei den altüberlieferten Gepflogenheiten verharrt. Aber jenseits dieser unfruchtbaren Zwischengebiete leben wieder aufnahmebegierige

<sup>32</sup> Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.hist. Klasse 1940-1941, Abt. 2.

<sup>33</sup> Z. a. S. S. 16.

Menschen, die das aus der Ferne herangebrachte Kulturgut freudig aufnehmen, es weiterbilden und ihren Bedürfnissen anpassen. Der Archäologe möchte in solchen Fällen an vorwärtsstürmende Volkssplitter denken, die sich hier und dort an geeigneten Stellen angesiedelt haben; es können aber nur die Geräte und die Waffen, die Ornamentik und die Mode gewandert sein.

Das zeigt sich ebenso überraschend bei der Urnenfelderbewegung. Wo diese Grabform auftritt, wittert man die Illyrer. Aber Wahle bemerkt dazu ganz richtig: In dem Beispiel der am Ende der Bronzezeit stehenden Urnenfelderkultur bleibt es ja eine offene Frage, wie weit diese vom östlichen Teil des küstenfernen Mitteleuropas ausgehende, in Spanien wie England festgestellte Bewegung von einem geschlossen auftretenden, einen politischen Faktor darstellenden Volkstum getragen war. So eindringlich befestigte Höhensiedlungen und andere Beobachtungen in Süddeutschland auf ein solches hinweisen, so unsicher ist dies zum Beispiel schon für die Gegend des Niederrheins, und es sollte demnach in den noch weiter entfernt liegenden Gebieten nur von einer Kulturbewegung gesprochen werden<sup>34</sup>.

Diese Überlegungen sind von der größten Wichtigkeit für das uns hier beschäftigende Problem der keltisch-germanischen Beziehungen. Zwei Völker stoßen aufeinander, jedes mit seiner eigenen Kulturform. Es lassen sich manchmal scharfe Kulturgrenzen ziehen: hier Körperbestattung, dort Leichenverbrennung. Dann sind wir nur zu gerne geneigt, hier gleich an Volksgrenzen zu denken, ohne dabei dem Umstand genügend Rechnung zu tragen, daß es zwischen beiden Völkern weite Strecken gegeben hat, in denen sich die Kulturübertragungen hin und her vollzogen haben. Es können manchmal ganze Gebiete eine deutliche keltische Prägung des Kulturinventars zeigen, obgleich dort Germanen und keine Kelten gewohnt haben. Aber andererseits können sich germanische Kulturformen in der Mitte einer keltischen Bevölkerung zeigen, die unter ungünstigen Verhältnissen die Kulturhöhe ihrer Rasse nicht haben behaupten können und sich zu einer primitiveren Lebensführung haben bequemen müssen.

Ich möchte hier keinesfalls einen gewissen zur Versagung neigenden Pessimismus befürworten. Wo immer es möglich ist, müssen wir auch in der Vorgeschichte die Kelten und Germanen in ihren Bewegungen und wechselseitigen Beziehungen zu bestimmen versuchen. Aber wir müssen uns immer der Beschränkung unseres Wissens bewußt bleiben und nicht dort eine Sicherheit vortäuschen, wo höchstens von einer Möglichkeit geredet werden darf.

<sup>34</sup> Z. a. S. S. 113.

## DAS URSPRUNGSGBIET DER KELTEN

Die vorhistorischen Beziehungen zwischen den Kelten und den Germanen können wir erst dann richtig verstehen, wenn wir wissen, wo der Schwerpunkt der beiden Volkskörper gelegen und wie sich daraus die Art ihrer wechselseitigen Beziehungen ergeben hat. Diese Frage ist für die Germanen unschwer zu lösen, denn wie weit wir zurückgehen, immer finden wir sie im Norden Europas um die jütische Halbinsel herum gelagert, während Skandinavien, von Jordanes als «die Brutstätte der Völker» gepriesen, den Überschuß ihrer immer wachsenden Bevölkerung hat ausschwärmen lassen. Nur gilt es zu bestimmen, wie weit der Vorstoß der germanischen Stämme in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten gelangt war; auf diese Frage werden wir später zurückkommen müssen.

Beim ersten Anblick scheint auch die Keltenfrage leicht zu lösen. Soweit wir sie auf Grund der historischen Quellen beobachten können, gehören die Kelten unzweideutig zum mitteleuropäischen Raum. Sie sind ein ausgesprochenes Binnenlandvolk im Gegensatz zu den Germanen, die immer in der unmittelbaren Meeresnähe wohnten. Ganz wie bei den Germanen gab es auch für die Kelten eine frühgeschichtliche Periode überschäumender Gärung; sie brechen nach allen Seiten aus ihren alten Volksgrenzen heraus und überfluten große Teile Europas, ja dringen sogar bis nach Vorderasien vor. Diese Ereignisse entziehen sich aber teilweise unserem Blick, weil sie im Halbdunkel der Anfänge der Geschichtsschreibung vor sich gegangen sind; es herrscht sogar Unsicherheit darüber, ob die keltische Expansion von Deutschland nach Frankreich hin stattgefunden hat, oder aber in umgekehrter Richtung. Bei den Germanen liegen die Verhältnisse wesentlich günstiger, denn die große Völkerwanderung geht in einem späteren Zeitalter vor sich, als die Geschichtsquellen schon reicher zu fließen beginnen. Aber man stelle sich vor, daß wir die Germanen erst greifbar in der schriftlichen Überlieferung auftreten sehen, als ihr Gebiet von Skandinavien bis Spanien und von England bis zum Schwarzen Meer reichte; wie schwer wäre es dann zu bestimmen, wo der Ausstrahlungspunkt gesucht werden muß. Ähnlich ist es nun mit den Kelten bestellt; sie reichen im Anfang unserer Zeitrechnung von Irland bis Galatien, von Holland bis Italien und Spanien: wo ist das Zentrum dieser gewaltigen Expansion?

Nun liegt aber das keltische Gebiet in unmittelbarer Nähe der Mittelmeervölker, und ihre Ausbreitung in südlicher und östlicher Richtung hat in der klassischen Welt Erschütterungen hervorgerufen, deren Nachhall in den Schriften der römischen und griechischen Autoren deutlich vernehmbar ist. Der Einbruch in Norditalien hat um 390 v. Chr. stattgefunden; die

mit dem Namen des Brennus verbundene Ausdehnung in östlicher Richtung läßt sich auf das Jahr 279 festlegen, als Delphi ausgeplündert wurde; es folgte die Gründung keltischer Staaten in Thrakien und Kleinasien. Auch für die westwärts gerichtete Bewegung gibt es einige feste Punkte: während die ältesten Geographen an der Rhonemündung nur Ligurer erwähnen, begegnet Hannibal auf seinem Durchzug nach Italien dort nur Kelten, die also erst um 300 v. Chr. hierher gekommen sind. Was Spanien betrifft, so wissen wir, daß Avienus in seiner «Ora Maritima» (eine Arbeit, die auf einen phönizischen Periplus des 6. bis 5. vorchristlichen Jahrhunderts zurückgeht) nicht von Kelten redet, aber daß Herodot sie um die Mitte des 5. Jahrhunderts im Südwesten der Halbinsel erwähnt.

Es scheint also, daß vom 5. Jahrhundert an der Aufbruch der Kelten stattgefunden hat. Das läßt sich im Lichte der damaligen Zeit ohne Mühe begreifen. Es ist die Periode der La-Tène-Kultur, die eine durchaus keltische Erscheinung war. Erben der Hallstatt-Kultur, die wir jetzt den Illyrern zuschreiben geneigt sind, haben die Kelten die Eisentechnik weiter ausgebildet und sind in kurzer Zeit zu einer erstaunlichen Höhe, nicht nur auf dem Gebiete der Verarbeitung dieses wertvollen Metalls, sondern auch im künstlerischen Gestaltungsvermögen gelangt. Mit dem Eisengewerbe blühte der Handel; die Gräber dieser Zeit zeigen eine solche Fülle der kostbarsten Gegenstände, daß wir den Eindruck eines erstaunlichen Reichtums bekommen. Die eisernen Waffen waren den älteren aus Bronze gegossenen weit überlegen; eine militärische Vormachtstellung war die Folge, die sich bald auch in politischen Aspirationen zeigte. Der Zug nach Italien und in den Balkan beweist, daß die Kelten es sogar mit ihren südlichen Nachbarn, die ihnen in technischer Hinsicht gewiß nicht nachstanden, aufzunehmen gewagt haben.

Verbinden wir also die keltischen Eroberungen mit der günstigen Lage, in der sich das Volk während der La-Tène-Zeit befand, so scheint es leicht, den Werdegang dieser Expansion auszumalen. Allein, sobald wir die Blicke nordwärts wenden, häufen sich die Unsicherheiten. Wie weit erstreckte sich das ursprüngliche Wohngebiet der Kelten nach Norden hin? Die Alpen waren gewiß die südliche Grenze; aber beschränkte sich die keltische Urheimat auf Süddeutschland oder reichte sie weiter bis nach Frankreich hinein, vielleicht bis über die norddeutsche Ebene? Darüber können wir a priori nichts sagen. Aber noch ein Zweites soll berücksichtigt werden. Die Stämme, mit denen die Kelten in ihrer nach Norden und Westen gerichteten Bewegung in Berührung kamen, standen auf einer niedrigeren Kulturstufe; diese lebten noch in bronzezeitlichen Verhältnissen und konnten deshalb für die eisengewaffneten Kelten nur eine leichte Beute sein. Wenn sie also erst um 390 v. Chr. gegen Rom vorzugehen wagten, um wieviele Jahrhunderte früher mögen sie schon versucht haben, ihr Wohngebiet auf Kosten



der rückständigen Nachbarn im Norden auszudehnen? Wir müssen versuchen, mit Hilfe der Archäologie Zeit, Art und Umfang dieser Bewegung näher zu bestimmen.

Es wird sich lohnen, von der Peripherie auszugehen. Weil gerade das Verhältnis zu den Germanen das eigentliche Ziel dieser Erörterung ist, werden wir dieses erst untersuchen können, wenn wir schon einigermaßen festen Grund unter den Füßen haben. Als Endpunkte der keltischen Ausbreitung bleiben also an erster Stelle Irland im Westen und Spanien im Südwesten. Die Problematik des keltischen Britanniens ist so verwickelt, daß wir erst mit Spanien anfangen werden, wo dank einer intensiven archäologischen Forschung ziemlich sichere Resultate erreicht worden sind.

Wir haben schon bemerkt, daß erst seit Herodot die Anwesenheit der Kelten auf der iberischen Halbinsel bezeugt ist, und zwar gerade im Südwesten. Zeigen uns die archäologischen Befunde des 7. und 6. Jahrhunderts Spuren dieser keltischen Einwanderung? Ich bin so glücklich, mich auf die erfolgreichen Untersuchungen des spanischen Gelehrten P. Bosch-Gimpera stützen zu können, der seine natürlich nicht endgültigen Ergebnisse in seiner «Etnologia de la Peninsula Ibérica» zusammengefaßt hat. Tatsächlich zeigt sich im Zentrum und im Westen Spaniens ein Eindringen der La-Tène-Kultur, die mit einer Einwanderung neuer Volkselemente in Verbindung gebracht werden muß. Das Einfallstor ist der Fahrweg seit altersher durch den Paß von Roncesvalles; der Ausgangspunkt lag irgendwo in Frankreich. Die genaue Feststellung der in Spanien auftretenden Typen gestattet sogar, den Weg bis an den Rhein zu verfolgen; es gab also offenbar eine Verbindung mit der Marne-Gegend, die schon zur Hallstatt-Zeit eine wichtige und produktive Kulturprovinz war. Der spanische Forscher glaubt feststellen zu können, daß zusammen mit diesen keltischen Einwanderern auch germanische Gruppen mitgekommen seien, die sogar den Anstoß zu dieser Auswanderung gegeben hätten. Ohne sich auf ihrem Zug durch Frankreich, das schon von anderen keltischen Stämmen in Besitz genommen war, aufzuhalten, sind sie weiter vorgestoßen und haben jenseits der Pyrenäen eine neue Heimat gefunden<sup>1</sup>.

Aber diese war keineswegs die erste «keltische» Einwanderung; in früherer Zeit hatte sich schon, allerdings von Osten her, eine ähnliche Bewegung vollzogen, die ihren Endpunkt in Katalonien gefunden hatte. Hier hat die Spatenforschung Urnenfelder aufgezeigt, die als eine fremde Grabsitte in der Mitte der alteingesessenen Bevölkerung auffallen und die man mit keinem anderen Volke als eben den «Kelten der Hallstattkultur» verknüpfen zu können meint. Der Anfang dieser Einwanderung ist um das Jahr

<sup>1</sup> Vgl. S. 478: Els Celtes del centre i Occident de la península haurien sortit del Riu, i haurien arrossegat amb ells un grup de les avançades germàniques que foren potser la causa de llur emigració.

1000 anzusetzen; sie erreicht ihren Höhepunkt zwischen 900 und 600 um dann im 6. Jahrhundert zu versiegen. Die Urnenfelderleute werden westwärts abgedrängt, während die iberische Bevölkerung wieder zur Vorherrschaft gelangt und jetzt ihrerseits einen Vorstoß über die Pyrenäen bis tief nach Frankreich hinein wagt. Bosch-Gimpera glaubt diese Einwanderer als Kelten bestimmen zu können, weil Ortsnamen (mit der Endung *-dunum*) auf eine militärische Gewaltherrschaft keltischer Eroberer hinweisen. Von seiten der Keltisten hat man sogar diese erste hallstattische Einwanderung mit der Gruppe der sogenannten *q*-Kelten, die zweite Welle der La-Tène-Zeit mit den *p*-Kelten verbinden wollen<sup>2</sup>.

Wichtig jedenfalls ist, daß auch die erste Einwanderung nach Ausweis des archäologischen Befundes ihren Ausgangspunkt in einem Gebiet gehabt hat, das wir in der Nähe des Rheins zu suchen haben. Diese Expansion muß ziemlich große Volksmassen berührt haben, denn nicht nur Katalonien, sondern auch der Südwesten Frankreichs (Narbonne und Toulouse) wurden von diesen Urnenfelderleuten überflutet. So weit es auf einem so problematischen Gebiet wie dem der Archäologie möglich ist, zu einigermaßen sicheren Resultaten zu gelangen, können wir also die folgenden Feststellungen machen. Zu wiederholten Malen hat das Rheingebiet, genauer das ostfranzösische Gebiet zwischen Marne und Rhein, seinen Menschenüberfluß abwandern lassen. Die Richtung ist in beiden Fällen eine westliche, scheint also wohl durch einen aus dem Osten kommenden Druck ausgelöst worden zu sein. Das Marne-Rheingebiet zeigt während der Hallstatt- und der La-Tène-Zeit seine hervorragende Bedeutung, indem es Ausgangspunkt kräftiger und eine höhere Kultur tragender Volksbewegungen war. Es scheint nicht zu kühn, in beiden Fällen dasselbe, also ein keltisches Volkselement als Träger dieser Kultur zu betrachten, obgleich wir uns mit Hinsicht auf die erste Kulturwelle im späteren Verlauf unserer Betrachtungen zu gewissen Einschränkungen genötigt sehen. Schließlich hat sich gezeigt, daß die keltische Expansion der La-Tène-Zeit, die zwar ungeheure Ausmaße angenommen hat, da sie von Südwestspanien bis nach Galatien reicht, nicht die einzige Erscheinung dieser Art gewesen ist, sondern schon viele Jahrhunderte früher angefangen hatte. Welches waren die Auswirkungen dieser sich in bestimmten Zeitabschnitten wiederholenden Eruptionen auf die im Nordwesten gelegenen Gebiete?

Fangen wir mit Irland an. Auch auf der grünen Insel hat die Archäologie eine Reihe aufeinanderfolgender Kulturphasen, angefangen bei der Steinzeit festgestellt, und es gilt auch hier zu bestimmen, welche wir der später eingewanderten keltischen Schicht zuschreiben dürfen. Die Frage ist hier aber erschwert, indem man die rein archäologischen Befunde mit zwei anderen Problemen verquickt hat, und zwar mit der oben schon angedeuteten

<sup>2</sup> Pokorný, Zeitschrift für celtische Philologie XXI, 1939, S. 154-55.

Einteilung der keltischen Sprachen in *p*- und *q*-Dialekte und zweitens mit der fabelhaften Urgeschichte Irlands, die in dem «Lebor Gabála» bewahrt worden ist.

Dieses Buch erzählt, wie nacheinander eine Reihe verschiedener Völker nach Irland gekommen ist, sogar mit genauer Angabe ihrer Herkunft. Die Zuletztgekommenen waren die Milesier, die von Spanien aus Irland erreicht haben sollen. Eine frühere Invasion führte die Fir-Bolg, die Fir-Domnann und die Gaileoin herbei. Man hat vielfach vermutet, daß sich dunkle Erinnerungen an frühere Volksbewegungen in der irischen Tradition erhalten hätten und, wenn auch stark verändert und mit reinen Phantasieausgeburten vermischt, in dieser pseudohistorischen Schrift aufgezeichnet worden seien. Aber in seiner ältesten Gestalt ist das Lebor Gabála eine Prosaarbeit früherer Gedichte; sie ist erst um 1170 entstanden und hat also nur einen dürftigen, wenn überhaupt einigen historischen Wert<sup>3</sup>. Die zwei letzten Einwanderungen, die der Fir-Bolg und die der Tuatha Dé Danann sollten erst während der späteren Phase der Tradition hinzugefügt worden sein und vornehmlich auf Grund der Überlieferung von den beiden Schlachten von Mag-Tuire, die vorwiegend mythologischen Inhalt haben. A. G. van Hamel möchte sogar die Fir-Bolg auf die niedrigere Mythologie, die Tuatha Dé Danann auf das Götterpantheon zurückführen<sup>4</sup>. Wenn auch diese Betrachtung entschieden zu weit gehen dürfte und sich hinter Namen wie Fir-Bolg, Fir-Domnann und Gaileoin wohl wirkliche Stammesbezeichnungen ahnen lassen, so hat die Forschung jedenfalls klargestellt, wie vorsichtig wir mit Überlieferungen dieser Art sein müssen.

Wenn man nun vollends aus dieser Pseudohistorie wirkliche Geschichte machen will, so liegt der Weg zur reinen Willkür frei. Nehmen wir die Fir-Bolg, deren Name etwa «Sack-Leute» bedeuten soll. Das Lebor Gabála erzählt von ihnen eine phantastische Geschichte; sie seien gezwungen worden, Erde in Säcken auf hohe nackte Felsen zu tragen. Das ist offenbar nur eine willkürliche Spekulation über den unverständlich gewordenen Namen. Aber *bolg* bedeutet nun einmal «Sack» und so glaubt Pokorny diesen Sack als Hautboot (vgl. altir. *cwrach*) erklären zu dürfen und er betrachtet diese Fir-Bolg als eine paläolithische Bevölkerung mongoloider Rasse, die noch vor der Keltenbesiedelung aus Grönland und Nordostamerika einwanderte<sup>5</sup>. Ein anderer Forscher versucht es mit einer neolithischen Bevölkerung, der die Riesengräber zugeschrieben werden und die aus der iberischen Halbinsel gekommen sein soll<sup>6</sup>. Gewöhnlich betrachtet man das Wort Fir Bolg

<sup>3</sup> Thurneysen, Die irische Helden- und Königssage bis zum 17. Jahrhundert S. 47.

<sup>4</sup> Zeitschrift für celtische Philologie X, 1915, S. 97-197.

<sup>5</sup> Zeitschrift für celtische Philologie XII, 1918, S. 195-231.

<sup>6</sup> C. P. Martin, Prehistoric man in Ireland (London 1935) S. 157-58.

als irgendwie verwandt mit dem Namen der Belgier<sup>7</sup>, wobei man darauf hingewiesen hat, daß ein Keltenführer in Makedonien (280 v. Chr.) sowohl *Belgus* wie *Bolgus* genannt wird<sup>8</sup>. Mir scheint es deshalb unerwünscht, bei der Bestimmung der Vorgeschichte Irlands auf das Lebor Gabála Rücksicht zu nehmen; höchstens können wir hoffen, nachdem die Archäologie ihr entscheidendes Wort gesprochen hat, einige schwache Spuren der alten Siedlungswellen in der literarischen Überlieferung nachzuweisen.

Das Problem der *p*- und *q*-Kelten hat nicht weniger Verwirrung gestiftet. Die Kelten der britannischen Inseln sprechen zwei Abarten der keltischen Sprache: das Britannische, wozu das Kymrische in Wales, das Bretonische in der Bretagne und das jetzt ausgestorbene Cornische in Cornwall gehören, während das Gälische oder Goidelische in Irland und Schottland gesprochen wird. Das Hauptmerkmal der Unterschiede ist die Behandlung des indogermanischen Labiovelars: das Gälische bewahrt *kʰ* und vereinfacht es später zu *k*, das Britannische wandelt *kʰ* in *p*. Dieser Übergang muß schon früh stattgefunden haben, denn schon die klassischen Schriftsteller nennen uns Wörter wie *πετοναρία*, das mit gall. *petor-ritum* und ir. *cethir* zusammen hängt und weiter zu der Sippe von lat. *quattuor* «vier» gehört. Das Britannische geht mit dem Gallischen zusammen und bildet also einen deutlichen Gegensatz zum Gälischen. Man darf daraus schließen, daß die keltische Bevölkerung der britischen Inseln nicht einer einheitlichen Volksbewegung zugeschrieben werden kann. Die Goidelen müssen getrennt von den Britanniern aus dem europäischen Festland gekommen sein. Obgleich Gallien, wie schon bemerkt, zu der Gruppe der *p*-Kelten gehört, finden sich doch auch hier einige Spuren des erhaltenen Labiovelars der Name des Flusses *Sequana* und der Monatsname *Equos* im Coligny-Kalender sind die wichtigsten Beispiele; vielleicht soll man noch den Ortsnamen *Quantia* (später Canche im Pas de Calais) hinzufügen. Man hat diese «Schönheitsfehler» des sonst so glatt ausgeglichenen Lautsystems fortzuschaffen versucht; der Kalender zeigt sowohl *p*- wie *q*-Formen und das Wort *Equos* könnte mit der Druidentradition aus dem Inselkeltischen übernommen worden sein<sup>9</sup>. Flußnamen sind manchmal uralt und erhalten sich bei allem Wechsel der Bevölkerung gerne; also könnte *Sequana* aus einer vorkeltischen Sprache stammen, zum Beispiel aus dem Ligurischen<sup>10</sup>, das die Labiovelare

<sup>7</sup> Hubert, Les Celtes I, 272 ff.

<sup>8</sup> O'Rahilly, Early Irish History and Mythology (Dublin 1946) S. 54.

<sup>9</sup> Mac Neill, Eriu X, 1926-8, S. 1-67. Das Inselkeltische hat aber ebenfalls *p*. Man kann also nur an Irland denken, was wieder weniger wahrscheinlich ist. Dagegen schlägt Hubert, Les Celtes I, 284 ff. eine ganz andere Etymologie vor: zu idg. *\*peku-*!

<sup>10</sup> Wie d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe II, 283 und Revue Celtique XXIV, 1903, S. 162-69.

bewahrt haben soll<sup>11</sup>. Es scheint mir allzu abenteuerlich, für das Wort *Sequana* nicht von dem Labiovelar, sondern mit H. Pedersen von einer rein konstruierten Lautverbindung *-kew-* auszugehen<sup>12</sup>.

Fragen wir, warum man diese Spaltung der keltischen Sprachen so ernst genommen hat, so lautet die Antwort, daß etwas Ähnliches auch in der italienischen Sprachfamilie beobachtet worden ist. Die latino-faliskische Gruppe hat das *k<sup>h</sup>* bewahrt, während das Umbro-Sabellische diesen Laut in *p* abgewandelt hat. Man hat sogar für das Illyrische die gleiche Zweiteilung feststellen wollen: das eigentliche Illyrische ändert in *p* (vgl. den Stadtnamen Ἰλλυρία neben ligurisch *Arelenquum*), aber das Venetische hat die alten Labiovelare behalten<sup>13</sup>. Man hat aus diesen Lautunterschieden weitgehende Folgerungen gezogen; die Spaltung soll schon in der italo-keltischen Einheitsperiode stattgefunden haben. Das würde bedeuten, daß das Goidelische zusammen mit dem Latino-Faliskischen (und vielleicht sogar dem Venetischen) eine Sondergruppe des Urvolkes gebildet hätte, demgegenüber eine andere Gruppe, die das Gallisch-Britannische und das Umbro-Sabellische (einschließlich des Illyrischen) umfaßte, den Wandel in *p* vollzogen hätte. Bei ihrem Aufbruch aus den Ursitzen sollten also die Goidelen und die Britannier schon scharf getrennt gewesen sein und auf ganz verschiedenen Wegen ihre Wanderungen gemacht haben<sup>14</sup>.

Und das alles, weil eine so leicht erklärliche Änderung wie die der Labiovelare, welche, wie Vendryes richtig bemerkt hat<sup>15</sup>, «par définition instables» sind, in einigen Zweigen der keltischen und italischen Sprachen aufgetreten ist; aber auch im Griechischen finden wir ja, daß *k<sup>h</sup>* nicht erhalten bleibt, sondern sich den Umständen gemäß in *p*, *k* oder *t* wandelt. Die neueste Forschung hat alle diese Luftgespinste wieder verschwinden lassen. Sogar die keltisch-italische Spracheinheit, die man noch aus anderen Spracherscheinungen (wie dem *b*-Futurum, den medio-passiven *r*-Endungen) hat folgern wollen, wird wieder in Frage gestellt<sup>16</sup>; wo sie tatsächlich eine auffallende gemeinsame Sprachentwicklung zeigen, denkt man jetzt vielmehr an sekundäre Berührungen oder gemeinsam erlittene Beeinflussungen. Jedenfalls steht die Behandlung der Labiovelare ganz außerhalb dieser urzeit-

<sup>11</sup> Kretschmers Vermutung (Kuhns Zeitschrift XXXVIII, 1905, S. 100), das Ligurische sei eine *p*-Sprache, ist unrichtig, wie Namen wie *Draquina*, *Aquitania*, *Vapinquum* beweisen, vgl. Philippon, Les peuples primitifs de l'Europe méridionale S. 143 ff.

<sup>12</sup> Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I, S. 4. Loth, Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres 1909, S. 20 ff. geht auch von einer Grundform \**Seko-uana* aus.

<sup>13</sup> Vgl. Philippon z. a. S. S. 99 ff.

<sup>14</sup> Vgl. Walde, Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italiern (Innsbruck 1917).

<sup>15</sup> Revue Celtique XLII, 1925, S. 379-90.

<sup>16</sup> Vgl. Pokorny, Zeitschrift für keltische Philologie XX, 1936, S. 508.

lichen Spracherscheinungen. Schon der Umstand, daß das aus *k<sup>h</sup>* entwickelte *p* nicht an dem gemeinkeltischen Schwund der *p*-Laute teilnimmt, beweist, daß dieser Übergang jüngeren Datums sein muß, und weil im Umbro-Sabellischen die Entstehung der *p*-Laute jünger als die Synkope ist, kann sie auch dort nicht ursprachlich gewesen sein<sup>17</sup>.

F. Altheim hat darauf hingewiesen<sup>18</sup>, daß allerorts die Dialekte am Anfang stehen und die Einheitssprache sich erst später, gewöhnlich als Folge politischer Einigung, einfindet. Im Italischen hat es also eine große Menge Dialekte gegeben, und erst später hat sich unter bestimmten historischen Verhältnissen eine scharfe Trennung in größere Sprachgruppen vollzogen; wenn jetzt das Umbro-Sabellische *p*-Laute zeigt, beweist das keinesfalls, daß alle dazugehörigen Dialekte von Anfang an den Übergang in *p* mitgemacht hätten. Das gleiche gilt offenbar auch für die keltischen Sprachen. Wenn die Gallier in dem Augenblick, wo wir über sie unterrichtet werden, eine *p*-Sprache redeten, so beweist das nicht, daß alle gallischen Stämme dieses seit urvordenklichen Zeiten getan hatten. Das Wort *Sequana* dürfte gerade beweisen, daß es in ihrer Mitte noch Leute der *q*-Sprache gegeben hat, welche später bei der einsetzenden Nivellierung ebenfalls den Übergang von *k<sup>h</sup>* zu *p* mitmachten. In Hinsicht auf die Zeit, in der dieser Lautwandel stattgefunden hat, läßt sich nichts Bestimmtes sagen; sie kann in bestimmten Gebieten schon früh aufgetreten sein und sich erst allmählich über das ganze Sprachgebiet durchgesetzt haben. Es ist ebenfalls schwierig zu bestimmen, wann der Übergang von dem Labiovelar zum reinen Labial abgeschlossen war; möglicherweise darf man ziemlich weit hinuntergehen und etwa an das zweite oder dritte vorchristliche Jahrhundert denken<sup>19</sup>. In Hinsicht auf die Frage der Ausdehnung der Kelten über Westeuropa ist aber zu sagen, daß die sogenannte Trennung in *p*- und *q*-Kelten gar keine Bedeutung hat: auch wenn sie nicht erst nachträglich und sogar ziemlich spät stattgefunden haben sollte, ist der Charakter des Labiovelarlaufes doch so labil, daß man auf dessen Entwicklung allein nicht bauen kann, um vorhistorische Volksschichtungen festzustellen.

Hören wir jetzt, was die Archäologen uns zu sagen haben. Es ist leider ein vielstimmiger Chor, der uns entgegenklingt; es gibt hier noch Unsicherheit genug. Die Besiedlung Irlands steht, wenn auch teilweise, natürlich in unmittelbarem Zusammenhang mit jener Englands, weshalb wir sie auch nicht getrennt behandeln wollen. Die jüngste keltische Einwanderung vollzieht sich noch im Lichte der Geschichte, denn Cäsar hat uns darüber einiges erzählen können. Um 75 n. Chr. landeten Belgae in Kent und verbrei-

<sup>17</sup> R. von Kienle, Wörter und Sachen XVII, 1936, S. 103-06.

<sup>18</sup> Epochen der römischen Geschichte (Frankfurt 1934) S. 20.

<sup>19</sup> Vgl. die sorgfältige und lichtvolle Behandlung dieser Frage durch Fr. Le Roux in Ogami VIII (1956) S. 15-42.

teten sich über einen großen Teil Südostenglands, bald wie es scheint von einer zweiten Welle gefolgt, die Wessex überflutete. Die Veranlassung zur Auswanderung der Belgae aus Nordfrankreich scheint man in der Beunruhigung dieses Gebietes durch die Züge der Kimbern und Teutonen suchen zu müssen. Das hatte sich ereignet, ehe Cäsar die Eroberung Galliens in Angriff genommen hatte; diese löste aber neue Beunruhigung aus und um 50 v. Chr. verlassen nicht unbedeutende Volksmengen der Belgae und Atrebates ihre Heimat, um sich an der Südküste Englands (Wessex und Insel Wight) anzusiedeln. Die Beziehungen, welche diese Auswanderer mit ihren Stammesfreunden in Gallien unterhielten, nötigten Cäsar zu seiner englischen Expedition. Sein bedeutendster Gegner Cassivellaunus gehörte zu der ersten Gruppe der belgischen Einwanderer, aber wir vernehmen durch Cäsar von anderen keltischen Stämmen, die weiter west- und nordwärts wohnten, wie die Brigantes, Icenii, Cornovii, Coritani. Sie sind wohl teilweise durch die belgische Invasion von der Ostküste abgedrängt worden<sup>20</sup>.

Auch die ältere keltische Einwanderung hat in mehreren Schüben stattgefunden. Etwa im 4. vorchristlichen Jahrhundert kommt ein Element, das sich auf der Kulturstufe der Spät-Hallstattperiode befand und mit der Bevölkerung der niederrheinischen Tumuluskultur eng zusammenhängt. Es scheinen darunter auch germanische Volkssplitter gewesen zu sein, wie das Vorkommen des Harpstedtstiles andeutet. Sie verbreiten sich von der Themsemündung aus über große Teile Englands und erreichen im Norden Scarborough. Die Errichtung von Ringwällen weist auf die kriegerische Art der Besiedelung hin: eine Herrschaft, die sich über die alteingesessene Bevölkerung legte. Aber kaum ist der Zustand stabilisiert, so treten schon neue Scharen auf, jetzt in dem Besitz einer vollausgebildeten La-Tène-Kultur. Skelettbestattung und der Kriegswagen zeigen enge Verwandtschaft mit der Marne-Kultur; die Auswanderer ziehen der Seine entlang zur Küste, überqueren die Nordsee und vermeiden diejenigen Teile, die von der ersten Welle der keltischen Einwanderung überflutet waren; sie nehmen Ostanglien und Ostschottland in Besitz und dehnen sich weit über England bis zur Westküste aus. Es ist nicht anzunehmen, daß hier von einer geschlossenen Besiedelung die Rede gewesen sein kann; die Brigantes haben gewiß nur eine dünne Oberschicht gebildet und die einheimische Bevölkerung hat von ihnen die La-Tène-Kultur, so weit es ihr eben möglich war, übernommen<sup>21</sup>.

Wie steht es nun mit der bronzezeitlichen Einwanderung, die sich seit etwa 1100 v. Chr. über England ergossen hat und sich durch eine typische

<sup>20</sup> Vgl. Hawkes, XXI. Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1931, S. 157ff.

<sup>21</sup> Vgl. Hawkes z. a. S. S. 120ff. und Stuart-Piggott, British Prehistory (Oxford 1949) S. 152ff.

Urnenfelderkultur kennzeichnet? Das Ursprungsgebiet ist das niederländische und das niederrheinische Gebiet, aber die Volksmassen, die sich über England verbreiteten und die bis nach Irland durchgestoßen sind, kamen gewiß auch aus anderen Gruppen der Urnenfelderleute. Man hat die frühere Phase der Spätbronzezeit mit der goidelischen Einwanderung gleichgesetzt, dagegen die britischen Elemente, die Irland nicht mehr berührt haben, zur zweiten Phase dieser Periode rechnen wollen (etwa 800 bis 700 v. Chr.). Bei dieser Betrachtung wird angenommen, daß die Urnenfelderleute im Rheingebiete schon als Kelten anzusprechen sind; inwieweit das wirklich der Fall war, können wir erst später erörtern.

Für Irland gilt es festzustellen, wie sich hier die Volksbewegungen in England ausgewirkt haben. Wenn wir annehmen müssen, daß im Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends «goidelische» Kelten in England aufgetreten sind, brauchen wir daraus nicht zu schließen, daß sie schon unmittelbar nach Irland weitergezogen sind. Sie werden ja einige Zeit gebraucht haben, um die Besiedlung Englands abzuschließen, und wir dürfen wohl annehmen, daß erst die Unruhen der folgenden Phase (Einwanderung um 800 v. Chr.) das Abziehen der älteren «Kelten» veranlaßt haben. Wenn wir aber beachten, daß schon die Brigantes eine dünne keltische Oberschicht bildeten, so wird das «goidelische» Element in Irland wohl ziemlich unbedeutend gewesen sein. Während der Hallstattzeit ist Irland von neuen Einwanderungen verschont geblieben; erst in der La-Tène-Zeit kommt die neue und jetzt durchgreifende Besiedlung mit einer keltischen Bevölkerung. Sie wird allgemein dem 4. vorchristlichen Jahrhundert zugeschrieben; Ausgangsgebiet ist Gallien – wie Pokorny vermutet<sup>22</sup> das Gebiet der Loire und Garonne – und daher darf vorausgesetzt werden, daß die neuen Volkselemente nicht über England gekommen sind, sondern sich, jedenfalls größtenteils, unmittelbar an der gallischen Ozeanküste eingeschifft haben. Aber über diese Frage besteht bei den Forschern überhaupt keine Einigkeit. Es zeigen sich in der Kultur dieser Einwanderer Übereinstimmungen mit den Kulturen des Marne- und des Seine/Somme-Gebietes; wir müssen daher wohl annehmen, daß beträchtliche Volksmassen aus Nordostfrankreich abgewandert sind, eine Volksbewegung, die sich in den folgenden Jahrhunderten noch viele Male wiederholt und sich dann vorwiegend auf England richtet.

Wenn man mit Pokorny um etwa 1000 v. Chr. eine goidelische Einwanderung in Irland stattfinden läßt, so fragt man zunächst, welcher Art die zweite, um etwa 400 einsetzende Bewegung war. Sie kommt aus Gallien, einem Gebiet, das anerkanntermaßen eine *p*-Sprache hatte. Nun waren die früheren Einwanderer, vorausgesetzt, daß sie wirklich Leute der *q*-Sprache waren, doch nur kleine Scharen, die sich kaum über ganz Irland ausgedehnt

<sup>22</sup> Ebert's Reallexikon VI, 299.



haben. Die Einwanderer der La-Tène-Zeit waren ihnen an Zahl weit überlegen und kamen überdies mit einer Kultur, die das Eisen kannte und deshalb die noch auf der Bronzestufe verharrenden «Goidelier» auch in dieser Hinsicht übertraf; deshalb versteht man nicht leicht, daß trotzdem der goidelische Charakter der Sprache erhalten geblieben sein sollte. Aber «goidelisch will ja nur sagen, daß die alten Labiovelare sich nicht geändert hatten. Das Neue brachte eben das Britannische mit dem Übergang von *k* zu *p*. Wir bemerkten aber schon, daß nichts uns verbürgen kann, daß alle Kelten in Gallien diese Sprachneuerung damals schon mitgemacht hätten, und nichts steht deshalb der Auffassung im Wege, daß die Einwanderer der zweiten Phase noch hauptsächlich *q*-Kelten gewesen sind. Damit fällt auch die Notwendigkeit dahin, die bronzezeitlichen Einwanderer als «Goidelier» zu betrachten, ja es bleibt mithin fraglich, ob sie überhaupt Kelten gewesen sind. Aber diese Frage hängt wieder mit dem Problem der Urnenfelderleute zusammen.

Die klassische Überlieferung hat uns einige Stammnamen in Irland bewahrt. Darunter finden wir die *Manapii* und die *Cauci*; die ersteren wohnten in der Grafschaft Wexford, und von ihnen stammen vielleicht die später um Belfast angesiedelten *Monaigh* oder *Manaigh*; die *Cauci* waren mehr nordwärts angesiedelt, in der Grafschaft Wicklow. Diese Namen klingen so überraschend an die *Menapii* der belgischen Küste und an die germanischen *Chauci* der Nordseeküste an, daß man sie kaum voneinander trennen möchte. Sind das vielleicht die Fir-Bolg des «Lebor Gabála»? Es sind jedenfalls Stammsplitter aus der niederrheinischen Gegend, teilweise Belgae, teilweise auch germanische Elemente, die in dieser späten Zeit mit den belgischen Stämmen die regsten Beziehungen gehabt haben. Ob sie, wie Pokorny angenommen hat, im 2. vorchristlichen Jahrhundert eingewandert sind, läßt sich kaum beweisen. Jedenfalls erscheint es befremdend, daß die Belgae, die erst um 75 v. Chr. zum ersten Male in England auftreten, schon beträchtlich früher Irland erreicht haben sollten. Die klassische Überlieferung fügt sich hier nicht lückenlos in das von der vorgeschichtlichen Forschung gezeichnete Bild; wir können es verstehen, daß gewisse Forscher jeden Zusammenhang zwischen den irischen und kontinentalen Stammnamen geleugnet haben, aber diesen verzweifelten Ausweg möchten wir doch nicht gehen.

Fassen wir zusammen. Die neuere Forschung zeigt die Neigung, eine im eigentlichen Sinne keltische Einwanderung nach England und Irland erst seit etwa 400 v. Chr. als gesichert zu betrachten. Damit gelangen wir aber eben in die Zeit der großen keltischen Expansion der La-Tène-Zeit, die den Schrecken des Galliernamens bis vor Rom und Delphi verbreitete. Die Einheitlichkeit dieser Bewegung ist erstaunlich; man versteht kaum, wie die Kelten damals solche Auswanderermassen haben aufbringen können. Dadurch wird unsere Vermutung bestätigt, daß es einen Phasenunterschied in dieser

augenscheinlich so geschlossenen Bewegung gegeben haben müsse; zuerst richtete die Ausdehnung sich dorthin, wo der Widerstand am kleinsten sein mußte, nach mehr oder weniger rückständigen Gebieten wie Spanien und Großbritannien. Hier konnte der keltische Krieger mit seinen eisernen Waffen und seinem Streitwagen sich auch mit ziemlich kleinen Gefolgschaften siegreich behaupten. Erst als das Gelingen solcher Gebietsweiterungen die Zuversicht steigerte, wagten es die Kelten auch, ihre Scharen zu den Kulturstaaten im Süden zu schicken. Trotzdem läßt sich fragen, ob diese Bewegung ausschließlich aus eigener Dynamik zu erklären ist. Es hat nie eine Auswanderung beträchtlicher Volksmengen gegeben, die nur aus Eroberungsdrang und Abenteuerlust erklärt werden könnte. Man verläßt die Heimat, weil man eben muß. Die Ursache kann eine bedrohlich anwachsende Bevölkerung sein; dann muß der Überschuß abgestoßen werden. Aber wie kann man sich bei einer normalen Zunahme der Bevölkerung erklären, daß in einem verhältnismäßig so beschränkten Zeitraum ein Menschenmaterial zur Verfügung stand, das große Teile Europas und Westasiens nicht nur überrennen, sondern auch besiedeln konnte? Sollte nicht irgendwo ein Druck ausgeübt worden sein, stark genug, um eine bedeutende Auswanderung aus dem keltischen Raum zwangsläufig herbeizuführen? Wenn wir die Völkerbewegungen dieser Zeit auf eine Karte verzeichnen, so gewinnt man den Eindruck, daß, vom Rhein/Marne-Gebiet aus betrachtet, die keltische Masse vorwärts und seitwärts auseinander gedrängt wurde. Quer durch Gallien eilt eine gewaltige Schar den Pyrenäen zu und überflutet Spanien und Portugal. Westwärts zieht ein anderer Teil Rhein, Somme und Seine entlang, der Küste zu, um sich schließlich in England anzusiedeln. Endlich entweichen wieder andere Volksteile über die Alpen in die Lombardei und der Donaustraße entlang in den Osten. Aber nach Norden hin streben die Kelten anscheinend nicht über den Rhein hinaus. War hier der eiserne Druck spürbar, unter dessen Wucht das keltische Volksgebiet auseinander gesprengt wurde? Die Beantwortung dieser Frage müssen wir verschieben, bis wir die Germanengeschichte der La-Tène-Zeit näher betrachtet haben.

Wie steht es nun mit der so viel früheren Volksbewegung der Urnenfelderleute? Waren auch sie Kelten, die schon in der Bronzezeit gleichartigen Bedingungen erlagen? Ist die Geschichte der La-Tène-Zeit nur eine Wiederholung dieser früheren Ereignisse? Diese Fragen nötigen uns jetzt, den Blick auf das Kerngebiet zu richten, aus dem die Volksbewegungen hervorgegangen sind. Welche Entwicklung hat das Gebiet des heutigen Frankreichs in dem letzten vorchristlichen Jahrtausend durchgemacht?

Wenn wir einmal versuchen, uns die Völkerkarte des heutigen Frankreichs im 5. vorchristlichen Jahrhundert vor Augen zu führen, so stellen wir zuerst fest, daß von einem einheitlichen gallischen Gebiet noch über-

haupt nicht die Rede sein kann. Wenn wir die La-Tène-Kulturformen als das Leitmotiv der keltischen Rasse betrachten dürfen, so sind ihre Träger nur in den östlichen Teilen Frankreichs angesiedelt. Das Elsaß und Lothringen, die Champagne, Burgund bis zum Gebirge du Morvan stellen die Hauptmasse des Volkes dar; in südlicher Richtung scheint die Auvergne nur schwach besiedelt zu sein<sup>23</sup>. Man kann also von einem Keil reden, der aus dem Osten vorwärts getrieben wurde. Große Teile des Nordens, Westens und Südens werden noch von einer Urbevölkerung bewohnt, die namentlich im Westen dort seit der Steinzeit ansässig gewesen ist. Im Süden teilt sich das große Gebiet zwischen Iberern im Westen und Ligurern im Osten auf. In den folgenden Jahrhunderten wirkt sich der epochemachende Ausdehnungstrieb auch in Frankreich aus; im dritten Jahrhundert wird die Kanalküste der Seine entlang erreicht und der Rhone entlang bis zur wichtigen Hafenstadt Massilia vorgestoßen<sup>24</sup>. Der noch von Cäsar erwähnte Einfall der Volcae, die aus der Gegend des Hercynischen Gebirges bis in das Gebiet von Narbonnes, Nîmes und Toulouse gezogen sind<sup>25</sup>, läßt sich etwa auf das Jahr 275 v. Chr. festlegen. Aber diese Südbewegung ist nicht mehr eine Folge wachsender Kraftentfaltung, sondern schon ein Ausweichen vor einem aus dem Norden ausgeübten Druck; wo in dem Rhein/Maas/Somme-Gebiet einst Gallier wohnten, finden wir in der nachfolgenden Zeit die Belgae.

Das hier skizzierte Bild ist überraschend. Als Cäsar sein gallisches Abenteuer anfängt, betritt er einen Boden, auf dem nur wenige Jahrhunderte früher noch gewaltige Völkerverschiebungen stattgefunden haben und wo die sich nach außen als gallisches Volkstum kundgebende Einheitlichkeit von Sprache, Kultur und politischer Form große noch durchaus unausgeglichene Gegensätze verborgen haben muß. Es ist schon ein schöner Beweis für des großen Feldherrn scharfe Beobachtungsgabe, daß er überhaupt unterscheidende Merkmale zwischen den Belgiern und Aquitanern und den eigentlichen Galliern festgestellt hat; hätte er durch einen längeren Aufenthalt und intimere Berührung mit der Bevölkerung tiefer schauen können, so wären ihm wohl noch mehr Unterschiede offenbar geworden.

Die eigentliche La-Tène-Kultur entfaltet sich also vorwiegend im Nordosten Galliens. Das ist kein Zufall. Hier befinden sich ja die bis zum heutigen Tage reichen Erzlager, welche die Grundlage für den hohen Aufschwung der eisenzeitlichen Industrie bildeten. Mehr und anderes brauchten die Kelten nicht; hier fanden sie alles, was zu ihrer Existenz notwendig war. Es erhebt sich aber die Frage, ob das von den Bodenfunden gezeichnete Bild nicht ein trügerisches sein könnte. Denn wo sollten wir sonst die Erzeugnisse

<sup>23</sup> Revue des Etudes anciennes XXXII, 1930, S. 139 ff.

<sup>24</sup> Rademacher, Eberts Reallexikon VI, 284 und Déchelette, Manuel III, 64.

<sup>25</sup> De Bello Gallico VI, 24, 2.

der La-Tène-Technik in großer Fülle und musterhafter Ausbildung erwarten, als eben dort, wo die Gruben waren, die das Eisenerz lieferten? Man könnte sich denken, daß außerhalb dieses Gebietes die Bevölkerung, auch wenn sie eine keltische war, ärmlischer und rückständiger war, eben weil sie der Quelle des kulturspendenden Reichtums entbehren mußte. Die Antwort kann nur sein, daß die Archäologie eine so scharfe Trennung des Kultur-niveaus aufgezeigt hat, daß man von einer einheitlichen Bevölkerung nicht reden kann; überdies sprechen auch die geschichtlichen Überlieferungen eine deutliche Sprache, wie der von Cäsar mitgeteilte Zug der Volcae beweist.

Sind aber die Kelten erst im Anfang der La-Tène-Periode in das Marnegebiet gekommen? Die Antwort kann nur von einer Betrachtung der vorhergehenden Hallstattzeit erwartet werden. Diese erste Phase der Eisenzeit wird heute fast allgemein den Illyriern zugeschrieben, die damals im Salzkammergut gewohnt haben, aber Erzeugnisse der Hallstattkultur finden wir weit nach Westen, in Süddeutschland, Hessen-Nassau und wieder im Osten Frankreichs. Daß hier überall Ligurer gewohnt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich; die Träger dieser Kultur im Westen werden wohl Kelten gewesen sein<sup>26</sup>. Gerade der Umstand, daß sich in diesem einheitlichen Gebiete während dieser ganzen sich durch die Hügelgräber so scharf auszeichnenden Periode bis tief in die La-Tène-Zeit hinein, ja eigentlich bis zum Auftreten der Belgae in La-Tène II, keinerlei Erschütterung, sondern eben ein durchaus gleichmäßiger Kulturablauf zeigt, macht es notwendig, anzunehmen, daß hier dieselbe Bevölkerung zwei aufeinanderfolgende Kulturphasen durchlaufen hat. Es besteht also kein Zweifel daran, daß in dem langen Streifen, der sich von dem Marnegebiet aus über den Oberrhein hin der Alpenkette entlang bis zur Grenze Österreichs ausdehnt und der auch in der römischen Zeit noch typisch keltisches Gebiet war, dasselbe Volk vom Anfang der Eisenzeit, also von etwa 900 v. Chr. gewohnt hat.

Einer älteren Forschung konnte das genügen. Sie sah die historischen Stämme der Indogermanen als das Ergebnis einer allmählichen Weiterbildung aus dem einheitlichen Urvolk. Das Problem war hauptsächlich ein sprachliches. Sobald die keltische, germanische, italische Sprache sich ausgebildet hatten, war das diese Sprache redende Volk als ein selbständiges Element aus dem gemeinsamen Mutterschoß ausgetreten. Und weil man sich die Entstehung der Sondersprachen in einer sehr fernen Vergangenheit dachte, nahm man das Vorhandensein eines keltischen Volkes in der Früh-eisenzeit oder sogar in der Bronzezeit als etwas Selbstverständliches an.

Man ist heute viel vorsichtiger geworden. Die Volksprobleme sind weder Sprach- noch Rassenproblemen gleichzusetzen. Wir bemerkten schon oben,

<sup>26</sup> Vgl. Déchelette, Manuel d'Archéologie III, 59 und Rademacher, Eberts Reallexikon V, 27; weiter Wahle, Heidelberger Sitzungsberichte 1940-41, Abt. 2, S. 26.

daß die Gemeinsprachen im Verlauf der Sprachentwicklung eine späte Erscheinung und in den meisten Fällen erst die Folgen vorhergehender politischer Einigungen sind. Die «Ursprache», selbst schon eine rein theoretische Fiktion<sup>27</sup>, hat sich in eine Reihe fast unmerkbar ineinander verfließender dialektischer Nuancierungen vervielfältigt, aus denen dann nachher durch die zentralisierenden Kräfte aus einigen Machtzentren richtige Sprachen zusammengefaßt wurden. Das Reich des Ambicatus, das eben in einem zentralen Punkt des späteren keltischen Gebietes angenommen werden darf, konnte gerade die Vorbedingungen für eine solche sprachliche Kristallisation geschaffen haben.

Auf noch eine andere Weise wurde das statische Bild der alten Sprachbetrachtung zerstört. Die Archäologie hat uns gezeigt, daß die Mitte unseres Kontinents der Schauplatz einer so unruhigen, oft sogar stoßartig verlaufenden Abfolge der verschiedenartigsten Kulturerscheinungen war, daß wir mit gewaltigen Völkerbewegungen, die sich von Osten nach Westen, von Süden nach Norden überschneiden, zu rechnen haben. Über das später als keltisch anzusprechende Gebiet sind so viele Völkerwellen hingeflutet, so viele Rassen haben sich hier bekämpft, verdrängt und angesiedelt, daß wir das Keltentum nicht als etwas Einheitliches, von Urzeiten her für sich Bestehendes betrachten dürfen. Was wir Kelten zu nennen gewohnt sind, ist ein Produkt zahlreicher Kreuzungen und Überschichtungen, in denen wohl ein indogermanisches Element als Dominante angenommen werden darf, das aber trotzdem einmal aus dem Schmelztiegel des Kulturablaufs hervorgegangen ist.

Die Kelten der La-Tène-Zeit kennen wir, weil uns darüber die klassischen Autoren benachrichtigten. Aber können wir die Hallstattleute schon Kelten nennen? Man wählt jetzt lieber Namen wie Proto-Kelten oder ähnliche Ausdrücke, die die Frage des Volkstums in der Schwebe lassen. Und vollends wenn wir uns der Bronzezeit nähern, werden die Verhältnisse so verwickelt, daß wir uns nur wieder getrauen, in rein archäologischen Begriffen zu reden.

Der von den Kelten und Protokelten besiedelte Raum ist, wie ein Blick auf die Karte unmittelbar zeigt, das typische Durchzugsgebiet, durch das alle sich aus dem Osten ergießenden Volkswellen der Donau entlang bis in das Zentrum unseres Kontinents vorgestoßen sind, um dann in die ober-rheinische Ebene auszumünden; von hier lag der Weg dem Rhein entlang

<sup>27</sup> Das sogenannte Indogermanische zeigt durch seinen straffen Bau und sein konsequent durchgebildetes Formensystem eben diesen Charakter einer Kultursprache; das Beispiel also der ersten Zusammenraffung zerfließender Sprachgebilde unter Einfluß einer zentralisierenden Kraft. Vielleicht weisen die Beziehungen, die man einerseits zu der semitischen, andererseits zu der finnisch-ugrischen Sprachgruppe hat nachweisen wollen, eben auf die Umwelt, in der sich das Indogermanische ausgebildet hat.

nach dem Nordwesten frei, während durch die burgundische Pforte die Rhone erreicht werden konnte. Es ist deshalb leicht zu verstehen, daß von der ältesten Frühgeschichte an die Völkerbewegungen äußerst lebhaft gewesen sind. Wenn wir uns jetzt der Bronzezeit zuwenden, zeigt sich das bunte Spiel der Kulturüberlagerungen besonders deutlich. Die süddeutsche sogenannte Hügelgräberkultur umfaßt Südböhmen, Oberösterreich, Süddeutschland, die Rheinlande, Mitteleuropa bis zur Saale und Aller; weiter Holland, Ost- und Mittelfrankreich bis an die Charente und die Ostschweiz. Schon diese weite Ausdehnung macht es höchst unwahrscheinlich, daß wir hier von einem einheitlichen Volkstum reden dürfen; vielmehr sind aus dem Alpenvorlande die Volkswellen nordwärts gegangen, um allmählich schwächer zu werden und endlich ganz zu versiegen; aber die Kulturgüter konnten weiter vorwärtsdringen und den Verkehrsstraßen entlang sich ausbreiten.

Das Kernelement dieser Hügelgräberkultur waren die Schnurkeramiker, hochgewachsene, dolichocephale Leute, mit durchbohrten Streitaxten bewaffnet. Sie siedelten sich gerne auf Anhöhen und an Flußufern an und haben sich besonders im sächsisch-thüringischen Gebiet ausgebildet, das Schuchardt deshalb als die Wiege der Indogermanen hat betrachten wollen. Das ist freilich zuviel gesagt; ob sie eine der Wurzeln des Indogermanentums gebildet haben, ist eine offene Frage.

Seit dem 13. vorchristlichen Jahrhundert zeigt sich in dem mitteleuropäischen Raum eine andere Kultur. Diese kennzeichnet sich durch die sogenannten Urnenfelder: der Leichnam wird verbrannt, die Asche wird in eine Urne gesammelt und diese wird in Flachgräbern beigesetzt. Die Keramik kennzeichnet sich durch harte, eckige Formen. Wir haben schon bemerkt, daß ihre befestigten Höhensiedlungen in Süddeutschland auf ein kriegerisches Vordringen hinweisen. Das Ursprungsgebiet muß im Osten gelegen haben, in Schlesien und in der Lausitz, bis in das Ostalpengebiet hinein. Die Skelette zeigen eine langköpfige Rasse. Gewöhnlich wird sie als illyrisch angesprochen, was natürlich nicht mehr besagen wird, als daß die später historisch greifbaren Illyrer, die eben in diesem Gebiet sesshaft waren, aus ihr hervorgegangen seien. Man tut deshalb vorsichtiger, sie mindestens Protoillyrier zu nennen, weil es gewagt scheint, in so früher Zeit wie im 2. vorchristlichen Jahrtausend, Namen zu verwenden, die erst aus der schriftlichen Überlieferung bekannt geworden sind.

Die Urnenfelderkultur hat sich mit erstaunlicher Kraft verbreitet. Sie drängt sich durch die Donauebene westwärts und ergießt sich über Main- und Neckargebiet in die oberrheinische Tiefebene, um von dort durch das Neuwieder Becken bis in die Kölner Bucht und in die Täler der Mosel und Saar vorzustoßen. Sie gelangt schließlich bis nach Holland hinein und sendet von dorthin noch ihre Ausläufer nach Südostengland. Aber aus der ober-

rheinischen Tiefebene biegt ein zweiter Strom südwärts ab, überflutet die Schweiz, dringt durch die Burgundische Pforte durch das Rhonetal südwärts, um endlich bis nach Katalonien zu gelangen. Im Osten biegt der Strom südwärts um die Ostalpen und erreicht die Lombardei.

Bei so gewaltiger Ausdehnung von einem einzigen Volk zu reden, scheint gewagt. Auch über die Art der Besiedlung können wir schwer urteilen. Schon der stark politisch-militärische Charakter der Besitzergreifung läßt vermuten, daß es sich um eine Herrscherschicht handelt, die sich auf ihren Burgen in der Mitte der alteingesessenen Bevölkerung festgesetzt hat und diese ruhig die Äcker hat bestellen lassen, indem sie sich als Eroberer die Früchte jener Arbeit zugute kommen ließen. So hat es sich unzählige Male in der Geschichte zugetragen. Nach Abschluß einer längeren oder kürzeren Zeit hat sich die neue Kultur auch bis in die Schicht der unterjochten Urbevölkerung verbreitet, die schließlich mit den Sitten auch die Sprache der neuen Herren angenommen hat; dann scheint es ein einheitliches Volkstum geworden zu sein, besonders wenn nur die Bodenfunde von seinem Dasein Zeugnis ablegen.

Je weiter sich der Einwandererstrom von seinem Ausgangsgebiet entfernt, um so dünner fließen die Rinnsale. Was wird noch wirklich «illyrisch» gewesen sein an jenen Auswandererscharen, die erst zwei oder drei Jahrhunderte später Spanien und England erreichten? Bei der Behandlung der spanischen Vorgeschichte erwähnte ich die Meinung des Archäologen Bosch-Gimpera, der die Urnenfelderleute Kataloniens schlankweg Kelten nennt<sup>28</sup>. Wenn in der Eisenzeit der von der Urnenfelderkultur bedeckte Raum sich in einen östlichen illyrischen und einen westlichen keltischen Raum spaltet, so scheint es ja durchaus unangebracht, die Illyrier in einer früheren Periode einfach an die Stelle der Kelten zu setzen. Aber man sollte weder von Kelten noch von Illyriern reden. Diese Völker gibt es im zweiten vorchristlichen Jahrtausend überhaupt noch nicht. Es gibt nur Urnenfelderleute, aus denen erst viel später Kelten und Illyrier hervorgehen sollen. Wenn Pokorny, sich stützend auf das Verbreitungsgebiet dieser Kultur im Ortsnamenmaterial Westdeutschlands, Spuren einer illyrischen Sprache nachzuweisen sucht<sup>29</sup>, so läuft er Gefahr, Sprachformen illyrisch zu nennen, die mit dem Volke der eigentlichen Illyrier überhaupt nichts zu schaffen haben.

<sup>28</sup> In seinem Aufsatz *Les mouvements celtiques* in den *Etudes Celtiques* 5 (1950-51) S. 352-400 und 6 (1953-54) S. 71-126 und 328-355 faßt er seine Ansichten noch einmal zusammen. Die Urnenfelderleute, die mit einer ersten Welle um 900 nach Katalonien einbrechen, betrachtet er schon als Kelten, während er die Hügelgräberleute der Bronzezeit als «ancêtres des Celtes» anspricht. Das letzte möchte ich auch von den Urnenfelderleuten annehmen.

<sup>29</sup> Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier, *Zeitschrift für celtische Philologie* XX, 1936, S. 315-352 und 491-522, *ibidem* XXI, 1940, S. 55-108.

Es ist ein Wahn zu glauben, daß wir den Namen der Weser, vorausgesetzt daß ein Wort wie *Visurgis* bis in so graue Vorzeit zurückreichen würde, mit der Etiquette «illyrisch» versehen könnten; früher nannte man ihn ebenso zuversichtlich keltisch. Was wissen wir von den Sprachverhältnissen im norddeutschen Raum in einer Zeit, da das Germanische noch nicht einmal seinen typischen Sprachcharakter bekommen hatte, das Keltische noch entstehen mußte, um von der auch in späterer Zeit kaum greifbaren illyrischen Sprache nicht einmal zu reden.

Es sind also ebensowenig Kelten nach Katalonien wie Illyrier nach Holland gekommen. Wir kennen dort nur eine Urnenfelderkultur. Daß überhaupt die Träger dieser Kultur in ihren letzten Ausläufern noch die selben Menschen waren, die aus der Lausitz aufgebrochen sind, läßt sich durch nichts beweisen. Wie schwach unsere Kenntnisse sind, zeigt schon der Umstand, daß Pittioni, der übrigens von einer Benennung 'Illyrisch' nichts sen will, die Ausbreitung dieser Kultur nur aus einer Völkerbewegung meint erklären zu können, der zum Beispiel im norddeutschen Raum so wenig Widerstand geboten wurde, daß ihre Einwirkungen bis nach Jütland zu spüren seien<sup>30</sup>, während Schuchardt nicht weniger bestimmt behauptet, daß hier nicht von einer Volkswanderung, sondern nur von Kulturaustausch die Rede sei<sup>31</sup>. Ein analoger Fall bildet die La-Tène-Kultur, die auf das Leben der germanischen Stämme einen ungemein großen und weitwirkenden Einfluß ausübte und deren Wellen bis hoch hinauf an die Küsten Skandinaviens schlugen<sup>32</sup>; es wird aber wohl niemand bereit sein, daraus eine keltische Eroberung bis nach Jütland folgern zu wollen. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen; anfänglich wurde die neue Kultur zweifellos von einem Eroberervolk über weite Räume verbreitet, aber schließlich war es doch nur hauptsächlich eine Kulturübermittlung, die höchstens durch kleine kriegerische Verbände einen gewissen Halt bekam.

Das Gebiet, in dem wir schließlich die Kelten kennen lernen, hatte also schon um etwa 1000 v. Chr. eine sehr gemischte Bevölkerung. Die Grundlage bildete das Hügelgräbervolk; damit war in örtlich und zeitlich abgestufter Weise das Element der Urnenfelderkultur vermischt. Aber auch das Volk, das seine Toten in Hügelgräbern beisetzte, war überhaupt nicht einheitlich. Am Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends verbreitet sich durch gewaltige Gebiete Europas eine Kultur, die ihren Namen nach einer besonderen Gefäßart, dem Glockenbecher, empfangen hat. Das Volk bestattete seine Toten in Hockerstellung unter ebener Erde; es war mit Pfeil und Bogen bewaffnet und zeigt eine kurzköpfige Rasse. Es scheinen

<sup>30</sup> *Zeitschrift für celtische Philologie* XXI, 1939, S. 167-204.

<sup>31</sup> *Alt-Europa* (1935) S. 213.

<sup>32</sup> Hildebrand, *Antikvarisk Tidskrift för Sverige* IV, 1880, S. 15 ff.



kriegerische Nomaden gewesen zu sein, die sich mit Leichtigkeit über große Strecken verbreiteten. Sie treten von Spanien bis zum Balkan auf, das von dieser Kultur berührte Gebiet umfaßt Sachsen, Böhmen, Mähren und Schlesien im Osten, das ganze Land zwischen Rhein und Schlesien, Westfalen und der Schweiz, aber auch Südfrankreich und beträchtliche Teile Spaniens und Portugals. Die Wege, die sie gewandert sind, bleiben unsicher. Der Umstand, daß wir in Spanien die Entwicklung des Glockenbechers verfolgen können, während er sonst vollkommen ausgebildet auftritt, hat den Eindruck geweckt, daß sich diese Glockenbecherleute aus der iberischen Halbinsel verbreitet haben sollten. Aber hier war der Menschenüberschuß bestimmt zu klein, um solche gewaltigen Räume nur einigermaßen erobern zu können und ihnen sein Kulturgepräge aufzudrücken. Wenn nun diese Kultur auch in Polen, Mittel- und Südrußland auftritt, so liegt es näher, an eine Ost-Westbewegung zu glauben, die sich längs der immer wieder befahrenen Völkerstraße durch Mitteleuropa ausgewirkt hat. Daß dabei Spanien in einem gewissen Abschnitt des Verlaufs eine entscheidende Rolle gespielt haben könnte, soll damit nicht geleugnet werden, aber Nomadenvölker bewegen sich leicht und schnell; sie können also auch wieder teilweise zurückgeflutet sein. Wie dem auch sei, Süddeutschland hat jedenfalls wieder einen neuen Bevölkerungszuschuß bekommen, der sich allmählich mit der steinzeitlichen Vorbevölkerung vermischt hat. Die Typologie der Becherformen weist jedenfalls darauf hin; der Glockenbecher tritt mit der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik in Verbindung und es ergibt sich daraus eine Mischform: der Zonenbecher. Das weist auf ein Zusammenleben der beiden Kulturgruppen, die allmählich zu einer völligen Vermischung führen mußte. Dabei wurde die rassische Einheitlichkeit dieses Gebietes zerstört, denn während die Glockenbecherleute Kurzköpfe waren, sind die Schnurkeramiker hochgewachsene Dolichocephalen gewesen.

So sehen wir in eben jenem Gebiet, wo später die Kelten auftreten werden, nach- und nebeneinander mehrere Bevölkerungselemente, die sich jeweils durch eine eigene Kultur kennzeichnen: Glockenbecherleute und Schnurkeramiker, das Volk der Hügelgräber und die Urnenfelderleute. Es wäre vollkommen willkürlich, aus einer einzelnen dieser Komponenten die Kelten hervorgehen zu lassen, und wenn man wohl mit Recht die Schnurkeramiker als einen Zweig der indogermanischen Völkerfamilie betrachtet, so kann man nur schließen, daß zur Bildung des keltischen Volkes auch andere Elemente als die Indogermanen beigetragen haben.

Am Ende der Bronzezeit scheinen sich die ethnischen Zustände zu stabilisieren. Der weitere Kulturverlauf ist so ungestört, daß neue Völkerbewegungen kaum aufgetreten zu sein scheinen. Die bronzezeitliche Hügelgräberzeit gleitet ohne irgendwelche Erschütterungen in die Hallstattperiode

hinüber, in der die Toten ebenfalls in stattlichen Grabhügeln beigesetzt werden. Aus dieser entwickelt sich dann die La-Tène-Kultur. In dieser viele Jahrhunderte andauernden Zeit der Ruhe ist aus dem Völkergemisch etwas Einheitliches geworden, das die Grundlage für das spätere Keltentum bilden konnte. Weder ist es möglich, genau zu bestimmen, wo das geschehen ist, noch auch zu welcher Zeit. Am wahrscheinlichsten wäre es, daß die Zusammenballung der ethnischen Substanz in einem Kernpunkt des in Betracht kommenden Gebietes vor sich gegangen ist; dann möchte man vor allem an Süddeutschland denken, Ostfrankreich, das zu der Peripherie des sich ausbildenden Keltentums zu rechnen ist, kann keinesfalls die Keimzelle gewesen sein, obgleich das Kulturgefälle seit der Bronzezeit ohne irgendwelche Unterbrechung verlaufen ist. Aber die Ausbildung des Keltentums war eben ein langsames Ausreifen gestaltender Kräfte. Die oben ausgesprochene Vermutung, daß das zwar sagenumwobene, aber doch wohl nicht ganz sagenhafte Reich des Ambicatus die Rolle des Katalysators erfüllt haben sollte, ist nicht mehr als eine Arbeitshypothese. Sie kann uns nur zeigen, welcher Art die geschichtliche Lage gewesen sein muß, um aus der gestaltlosen Masse der durcheinander gewürfelten Rassen und Kulturen ein richtiges Volk entstehen zu lassen. Aber Ambicatus braucht nicht der einzige Reichsgründer gewesen zu sein. Heutzutage herrscht die Neigung vor, die La-Tène-Kultur, mit ihrer dynamischen Kraftentfaltung, als die entscheidende Großtat der Kelten zu sehen, die eben damit ihr Dasein zum ersten Male unzweideutig bekundeten. Wenn wir aber beachten, daß seit etwa 300 v. Chr. die Kelten mit einem deutlichen Profil, mit einer eigenen Sprache, einer typischen gesellschaftlichen und politischen Organisation und mit einem eigentümlichen Kunststil, in den verschiedensten Teilen Europas auftreten und überall von den Griechen und Römern als dasselbe Volk der Kelten erkannt werden, so können wir ihre Entstehung kaum erst um 500 stattfinden lassen. Schon der Umstand, daß die Hallstatt-Kultur des Westens ein anderes Gepräge zeigt als die östliche sogenannte illyrische Gruppe, dürfte darauf hindeuten, daß sich hier etwas Eigenes ausgebildete, das man dann vielleicht etwas voreilig keltisch genannt hat, das aber dann doch auf dem Wege war, bald als Keltentum in Erscheinung zu treten.

Die ältere französische Forschung hatte sich die Herkunft der Kelten ganz anders gedacht. C. Jullian glaubte, ihr Ursprungsgebiet an der Nordseeküste von Jütland bis Friesland suchen zu müssen; er läßt demgemäß Kelten und Germanen in eine gemeinschaftliche Bevölkerung zerfließen und träumt, daß hier die indogermanische Sprache entstanden sei, die unserem Kontinent seine erste soziale Einigung gab<sup>33</sup>. Diese, von archäologischen Befunden unbeschwerete Ansicht, kehrt auch später noch vielfach

<sup>33</sup> Histoire de la Gaule I, 1908, S. 229-233.

wieder<sup>34</sup>. Aber auch schon Müllenhoff hat das ursprünglich keltische Gebiet sich über die norddeutsche Ebene bis zur Weser ausdehnen lassen<sup>35</sup> und spätere Forscher sind ihm darin gefolgt. Noch Neckel bekennt sich zur Ansicht, daß Kelten und Germanen sich aus einem gemeinsamen Nucleus in den Gegenden an den Nordmeeren ausgebildet hätten<sup>36</sup>.

Die Argumente sind zweierlei Art; die französische Forschung beruft sich auf das Zeugnis der klassischen Schriftsteller, die deutsche gerne auf das Ortsnamenmaterial des in Frage kommenden Gebietes. Die klassische Überlieferung ist tatsächlich klar und eindeutig. Avienus, ein Dichter des 4. nachchristlichen Jahrhunderts, der aber aus Quellen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. hat schöpfen können, teilt uns mit, daß man, von den britannischen Inseln nordwärts segelnd zu den Kelten gelangt. Timagenes, Aristoteles und Ephoros bringen die auf persönliche Beobachtung eines Reisenden hindeutende Bemerkung, daß die Kelten in einem Gebiet an der Meeresküste wohnten und durch Sturmfluten vertrieben worden waren. Die Timagenes-Stelle, die Ammianus Marcellinus bewahrt hat, ist deshalb bedeutsam, weil sie sich auf die Überlieferung der Druiden beruft<sup>37</sup>, die behauptet hätten, ein Teil der Kelten sei eingeboren, andere aber seien aus den äußersten Inseln und übrerrheinischen Gebieten hinzugekommen, indem sie aus ihren Wohnsitzen durch häufige Kriege und Sturmfluten vertrieben worden waren. Auch Ephoros, ein Verfasser aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert, berichtet, daß «den Kelten durch Wasser und die Fluten des Ozeans größerer Verlust entstehe als durch Krieg». Diese Vorstellung gehört zu dem mehr oder weniger formelhaften Schatz der antiken Ethnographie; wenn später die Kimbern und Teutonen in den Gesichtskreis der Römer treten, lautet die Erklärung wieder, eine große Wasserflut habe sie aus ihren alten Wohnsitzen am nördlichen Ozean vertrieben. Obgleich Strabo, der diese Auffassung bestreitet, weil Ebbe und Flut ja regelmäßig wechseln und nicht solche Katastrophen entfesseln können, in diesem Zusammenhang auf ähnliche sagenhafte Flutgeschichten bei Ephoros und Kleitarchos hinweist<sup>38</sup>, darf man daraus nicht schließen, daß hier einfach eine Übertragung eines ethnologischen Gemeinplatzes anzunehmen sei. Strabo, oder vielmehr Poseidonios, dessen Buch über die Kimbernkriege er hier ausschreibt, irren sich sehr, wenn sie die Flutsage als unwissenschaftliche Fabeli verwerfen; wir brauchen nur an die traurige Existenz der Chauken zu denken, von denen Plinius ein so an-

<sup>34</sup> Dottin, Manuel S. 456–57 und A. Grenier, Les Gaulois S. 81.

<sup>35</sup> Deutsche Altertumskunde II, 235–36.

<sup>36</sup> Germanen und Kelten, S. 39–40.

<sup>37</sup> Vgl. XV, 9, 4: Dryidae memorant re vera fuisse populi partem indigenam, sed alios quoque ab insulis extimis confluisse et tractibus transrhenanis, crebritate bellorum et adluvione fervidi maris sedibus suis expulsos.

<sup>38</sup> Vgl. darüber Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 164ff.

schaulich gezeichnetes Bild gegeben hat, um die Richtigkeit dieser Berichte über verheerende Überschwemmungen anzunehmen. Die Nordseeküste hat immer einen hartnäckigen Kampf gegen den «Seewolf» führen müssen, und noch im Mittelalter sind große Stücke Boden, namentlich in Holland (Bildung der Zuidersee!) verloren gegangen.

Timagenes hat also tatsächlich eine richtige Beobachtung aus der Druidentradition geschöpft, und was er erzählt, gilt gewiß von der Nordseeküste. Ob man die äußersten Inseln mit den Watteninseln gleichsetzen soll, oder ob hier vage Vorstellungen der Küste Nordeuropas mit im Spiele sind, ist ziemlich gleichgültig. Hier ist klar formuliert und überdies von der ehrwürdigen Druidentradition gestützt, daß die Kelten von der Nordseeküste, allenfalls teilweise, nach Gallien eingewandert seien. Man denkt dabei gerne an die Belgae, die sich vor dem Ansturm der Germanen immer weiter hatten zurückziehen müssen<sup>39</sup>. So einfach liegt die Sache aber nicht. Das Problem der Belgae soll uns noch im folgenden Kapitel beschäftigen; es ist zu schwierig und verwickelt, um es mit dieser Timagenesstelle lösen zu wollen.

Hubert hat einmal sehr richtig bemerkt, man verleihe den antiken Autoren eine Autorität, die sie überhaupt nicht verdienen, wenn man nach ihren Aussagen das Ursprungsgebiet der Kelten bestimmen wolle<sup>40</sup>. Was konnten Schriftsteller wie Aristoteles oder Ephoros von den Verhältnissen in Nordeuropa wissen? Ich habe oben schon bemerkt, daß sie von den Germanen gar keine Ahnung hatten und irgendwo im Norden Kelten und Skythen aneinander grenzen ließen. Wir wissen, wie hartnäckig solche vorgefaßten Meinungen fortbestehen, auch wenn sie durch später bekanntgewordene Tatsachen Lüge gestraft werden. Als endlich von Nordeuropa deutlich geworden war, daß sich zwischen Skythen und Kelten noch ein drittes Volk befand, rettete man sich aus der dadurch entstehenden Bedrohung des nun einmal kanonischen Weltbildes mittels einer Konstruktion ad hoc: die Germanen vollziehen unter dem Namen Kelto-skythen ihren Eintritt in die Weltgeschichte. Das aber dürfte jetzt wohl klar sein, daß wenn noch Timagenes im Anfang unserer Zeitrechnung die Geschichte von den Kelten erzählt, er damit ganz gut Germanen gemeint haben kann.

Dennoch scheint Pytheas schon eine richtige Ahnung von dem tatsächlichen Zustande gehabt zu haben. Auch wenn ihm der Name Germanen völlig unbekannt geblieben ist! Als er von Kent aus in nordöstlicher Richtung die Festlandküste erreichte, traf er zwischen dem 52. und 53. Breitengrad, das ist also bei der Mündung des Rheins, auf die Stelle, wo Kelten und Skythen einander berührten. Strabo, der bekanntlich den großen griechischen Entdeckungsreisenden gerne einen Lügner schalt, rügt ja seine

<sup>39</sup> Vgl. A. Grenier, Les Gaulois S. 89–93.

<sup>40</sup> Vgl. Les Celtes I, 173.

Fabeleien über die jenseits des Rheines wohnenden Skythen<sup>41</sup>. Im vierten Jahrhundert vor Christus wohnten also jenseits des Rheines keine Kelten mehr, Skythen aber gewiß auch nicht. Es können nur Germanen gewesen sein. Aber Pytheas wird sicherlich nicht diesen Namen, der damals noch keine ethnische Anwendung erfuhr und überdies von den Germanen selbst nie gebraucht wurde, haben nennen hören, sondern irgendwelche Stammesnamen, die während seiner Weiterfahrt der Küste entlang von Ort zu Ort wechselten (wie zum Beispiel die *Guiones*) und ihn deshalb veranlaßten, einen Generalnenner zu verwenden, der auch den Griechen verständlich sein würde: das war nun eben das Wort 'Skythen', als eine Bezeichnung der nicht-keltischen Bewohner der Ozeanküste.

Damit sinkt die ganze Überlieferung über die Herkunft der Kelten aus diesem Gebiete in ein Nichts zusammen. Solange man die Germanen noch nicht mit einem eigenen Namen andeuten kann und sich mit durchaus unzutreffenden Bezeichnungen wie Kelten und Skythen (oder etwa wie Dionysius von Halicarnassus mit den Namen Kelten und Galaten) behelfen muß, kann nur eine unselige Verwirrung in den Köpfen geherrscht haben und wir würden weit fehl gehen, wenn wir ihre Bezeichnungen von Kelten nach unseren heutigen Begriffsbestimmungen auffassen wollten.

Müllenhoff, der mit außerordentlichem Scharfsinn die in dieser Hinsicht vorherrschende Verwirrung aufgehellt hat, bleibt trotzdem im Banne der Vorstellung, daß die Kelten sich ursprünglich weit über den Rhein hinaus ausgedehnt hätten. Er weiß, daß die klassischen Autoren hier nur Irrlichter aufleuchten lassen, aber er hofft, durch das Studium der Ortsnamen Sicherheit gewinnen zu können. Die Namen der großen Flüsse der norddeutschen Ebene versucht er sprachlich zu deuten; die Elbe ist ihm unverkennbar deutsch, ebenso die Weser mit ihren Nebenflüssen wie die Hunte. Der Rhein trägt einen gallischen Namen, wie auch das für seine Nebenflüsse wie Lahn, Emscher, Lippe der Fall war. Aber wichtig wurde der Einfall, daß die zahlreichen Flußnamen in Nordwestdeutschland mit der Endung *-apa*, *-epa*, *-afsa*, *-efa* usw. keine germanischen Wortbildungen gewesen sein sollten, weil Müllenhoff in dieser Endung ein keltisches Wort wiedererkennt, das im altirischen Wort *ab* «Fluß» vorliegen sollte. Der Umstand, daß zahlreiche dieser Namen für kleine Fließchen oder sogar Bäche sonst ein durchaus germanisches Gepräge haben, wie nnl. *Vennepe*, *Hunnepe*, *Velp*, hindert ihn nicht daran, das Auftreten dieser Endung als Indiz der keltischen Ausbreitung zu betrachten und das ganze ehemals istwäonische Gebiet einschließlich der Angrivarier an der Weser und den westlichen Teil des Cheruskerlandes den Kelten zuzuschreiben<sup>42</sup>.

<sup>41</sup> Strabo S. 63; *καὶ τὰ πέραν τοῦ Ῥήνου τὰ μέχρι Σκυθῶν πάντα κατέφευγον τῶν τόπων*.

<sup>42</sup> Vgl. Deutsche Altertumskunde II, 235–36.

Dieser Gedanke hat sehr anregend gewirkt. Den Wesernamen, den Müllenhoff noch als germanisch betrachten wollte, hat man später auch für keltisch erklärt<sup>43</sup>. Es ist sehr schön, die Namen der *Weser* und der *Werra* mit französisch *Vesdre* und *Vézère* oder englisch *Wye* und *Wear* zusammenzustellen, aber kommt man hier weiter als zu einem geistreichen Spiel der Etymologie? Wenn es nur Einstimmigkeit zwischen den Gelehrten gäbe! Aber während Karsten mit Müllenhoff die keltische Herkunft der *apa*-Namen behauptet, verteidigt Carnoy nicht weniger bestimmt ihren germanischen Charakter<sup>44</sup>, und schließlich wirft Pokorny alles wieder über den Haufen mit seiner illyrischen Substrattheorie<sup>45</sup>. Vorläufig werden wir aus dem Widerstreit der Meinungen nur die Warnung hören, nicht auf einem so durchaus unsicheren, dilettantischen Einfällen oft unbeschränkten Spielraum verschaffenden Gebiet wie dem Etymologisieren von Flußnamen die Erklärung für die vorgeschichtlichen Verhältnisse in Nordeuropa zu suchen. Die von Pokorny angenommene illyrische Siedlung in Nordwesteuropa muß wohl eine ganz besonders intensive gewesen sein, wenn sie den Stempel ihrer Sprache auch auf die kleinsten und unbedeutendsten Bächlein aufgedrückt haben soll! Von Untersuchungen dieser Art erwarte ich vorläufig keine Ergebnisse für die Lösung der Probleme der europäischen Vorgeschichte. Vielleicht wird die Ortsnamenforschung uns einmal noch wichtigere Dienste leisten können, aber dann doch mehr als Dienerin denn als Wegführerin.

So dürfen wir sagen, daß die bis jetzt vorgebrachten Beweise für eine keltische Besiedlung in Nordwestdeutschland, geschweige denn für den Ursprung der Kelten überhaupt in diesem Gebiet, nicht stichhaltig sind. Die klassischen Autoren verwirren sich selbst und uns mit nicht zutreffenden Namen, die Ortsnamenkunde zeigt eine Unsicherheit in der Behandlung des Materials, die uns wenig Vertrauen einflößt. Jedenfalls sind die vorgebrachten Gründe keineswegs geeignet, die Ergebnisse der Archäologie umzuwerfen. Die Urheimat der Kelten ist am ehesten im oberrheinischen Gebiet zu suchen.

Ich möchte noch einiges über die Rassenzugehörigkeit der Kelten hinzufügen. Die moderne Forschung ist zu dem Resultat gelangt, daß unter diesem Namen mehrere Rassen- und Kulturgruppen zusammengefaßt werden. Zu ihnen gehören Dolichocephalen von nordischem Typus aus Zentraleuropa, wie auch Brachycephalen aus Südwestdeutschland, die selber

<sup>43</sup> Vgl. T. E. Karsten, *Die Germanen* 89ff.; G. Neckel, *Germanen und Kelten* S. 58 und Wahle, *Deutsche Vorzeit* S. 114–15.

<sup>44</sup> Leuvense Bijdragen XV, 1923, S. 131. Vgl. auch Bremer, *Grundriß der germanischen Philologie* III, 800–802 und Kossinna, *Paul-Braunes Beiträge* XXXVI, 1901, S. 282–83.

<sup>45</sup> Vgl. *Zeitschrift für celtische Philologie* XXI, 1940, S. 92–94.

aus dinarischen und anderen jungsteinzeitlichen Elementen gebildet waren<sup>46</sup>. Eine genauere Untersuchung der Skelettreue in Frankreich führte zu dem Ergebnis, daß seit der Spätbronzezeit dolichocephale Elemente von Osten her in Frankreich eingedrungen sind und daß diese Wellen in Hallstatt- und La-Tène-Zeit immer stärker wurden. Die ursprüngliche, im Neolithikum vorherrschende alpine Rasse scheint nach Ausweis der Grabfunde großenteils verdrängt worden zu sein, und zwar in der Richtung der Atlantikküste zu. Aber die Gräber werden hauptsächlich von den herrschenden Schichten herrühren, und es ist deshalb anzunehmen, daß die alpine Vorbevölkerung durchaus nicht restlos abgewandert ist. Wenn von der La-Tène-Zeit an die Alpen wieder stärker in den Vordergrund treten und bis in die Neuzeit vorherrschen, so muß man wohl folgern, daß die dolichocephale Rasse tatsächlich nur eine Oberschicht gebildet hat, die zahlenmäßig gering schließlich in die alte Vorbevölkerung eingegangen ist<sup>47</sup>. Man darf hieraus vielleicht folgern, daß das sogenannte keltische Volkselement vorwiegend zu einer dolichocephalen Rasse gehörte und somit anthropologisch mit den Germanen näher verwandt war.

Ich möchte nicht behaupten, daß alle Probleme jetzt eine klare Lösung bekommen haben. Wir wissen noch nicht genau, wie wir das Auftreten der Belgae beurteilen sollen. Und der westliche Teil der norddeutschen Ebene, wo die Germanen erst später von Osten her eingedrungen sind und den die Kelten mutmaßlich nie bewohnt haben, bleibt noch in Hinsicht auf seine ethnische Zugehörigkeit ein Vakuum. Aber beide Probleme können erst im Zusammenhang mit dem Auftreten der Germanen erörtert werden.

<sup>46</sup> Vgl. C. S. Coon. *The Races of Europe* (Newport 1939).

<sup>47</sup> Vgl. R. Riquet in *Ogam VIII* (1936) S. 137-151.

## III

## DER AUFBRUCH DER GERMANEN

Über das Gebiet, aus dem die Germanen aufgebrochen sind, besteht keine Meinungsverschiedenheit. Sie mögen sich im Laufe der Jahrtausende nach allen Richtungen weit ausgedehnt haben, ihr Ausgangspunkt ist immer ein mehr oder weniger großer Kreis, dessen Zentrum etwa die dänischen Inseln bilden. Wir brauchen glücklicherweise nicht so weit zurückzugehen, daß wir auf unserem Wege dem Indogermanenproblem begegnen; ob man nun annimmt, daß sich gerade in diesem Teil Europas dieses Urvolk ausgebildet hat, oder aber daß es dorthin irgendwoher eingewandert ist, eins steht unerschütterlich fest: seit der Jungsteinzeit lebt um das Nordostseegebiet eine Bevölkerung, aus der in ungestörter Weiterbildung und ohne Erschütterung von außen her die Germanen der historischen Zeit hervorgegangen sind. Wenn irgendwo, so hätten wir hier das Recht, schon von Germanen während der Bronzezeit zu reden. Die Rassereinheit, von den klassischen Autoren so nachdrücklich betont, ist zwar nur relativ, weil auch hier steinzeitliches Element neben den eigentlichen Indogermanen zur Bildung des Germanentums beigetragen hat, aber gemessen an den zahlreichen Mischungen und Überschichtungen der Kelten, Römer und Griechen, hat sie ihre tatsächliche Berechtigung. Gerade das Fehlen der Impulse, welche Rasse-mischungen – wenigstens solche der richtigen Art – für das geistige Leben eines Volkes geben können, hat vielleicht den Reifeprozess der Germanen sehr langsam verlaufen lassen; immerhin beweist die erstaunliche Kunstblüte der skandinavischen Bronzezeit eine hohe Veranlagung, die sich im Laufe der Jahrtausende auf den verschiedensten Lebensgebieten wiederholt gezeigt hat. Die Ornamentik der Bronzezeit zeigt aber auch noch etwas anderes. Wie sehr auch die Germanen am Rande Europas wohnten und außerhalb der welterschütternden Bewegungen, die das Schicksal der andern Völker bestimmten, verblieben, so haben sie sich doch keineswegs von dieser Außenwelt abgeschlossen; mit regem Interesse haben sie von den Kulturerscheinungen in der übrigen Welt Kenntnis genommen, sie haben davon übernommen, was sie brauchen konnten und dieses nach eigenem Bedarf umgestaltet.

Die archäologische Forschung hat das Wachsen des Germanentums in eindrucksvoller Weise aufgeheilt. Man mag den Schlußfolgerungen, die aus der Typologie eines Gebietes auf die Art seiner Bewohner gezogen werden, noch so kritisch gegenüberstehen, man wird doch einräumen müssen, daß in dem Fall der Germanen die Verhältnisse sehr günstig liegen. Ein eigener Formenkreis, den man in seiner allmählichen Weiterbildung und räumlichen Ausdehnung Schritt für Schritt verfolgen kann, läßt wenig



Unsicherheit aufkommen. Bei den Kulturbewegungen der Kelten, aber auch bei den Urnenfelderleuten oder bei dem Hügelgräbervolk, mußten wir zwischen einer eigentlichen ethnischen Expansion und einer Verbreitung kultureller Güter, die einfach durch Austausch geschehen konnte, einen Unterschied machen. Das liegt für die Germanen anders. Sie sind während längerer Zeiträume dem Ausland gegenüber passiv; die höher entwickelten Kulturen der Nachbarvölker, die durch eine günstigere geographische Lage und durch ihre Nähe zu den großen Kulturzentren des Ostens ohne Mühe ihre Erklärung finden, hatten den Germanen nur zu geben und empfangen von ihnen keine nennenswerten Anregungen. Der Vormarsch germanischer Kulturercheinungen läßt sich also nicht dadurch erklären, daß die Nachbarvölker die germanischen Kulturformen sozusagen zu sich hinüber holten und sich dadurch den trügerischen Schein germanischer Art und Lebenshaltung gaben; im Gegenteil, wo sich die germanische Kultur zeigt, sind auch die Germanen selbst die Träger gewesen.

Unsere Betrachtung wird dort einsetzen, wo die Germanen mit der keltischen Welt in Berührung treten. Dann haben wir vielleicht auch das Recht, von Germanen zu reden. Es hat mit diesem Namen eine besondere Bewandnis, auf die wir noch im Laufe dieses Kapitels zu sprechen kommen, aber wenn wir jetzt alle überflüssige Problematik zur Seite lassen, so dürfen wir doch jenes Volk Germanen nennen, das eine germanische Sprache geredet hat. Die Loslösung dieser Sprache aus der indogermanischen Urform wird ganz besonders deutlich greifbar durch das Auftreten der Lautverschiebung. Über die Zeit dieser sprachlichen Umwälzung sind die Meinungen geteilt, aber das möchte ich jetzt schon vorwegnehmen, daß die Forschung seit längerem weniger geneigt ist, sie in eine graue Vorzeit zurückzuverlegen und zu der Überzeugung gelangt ist, daß sie um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends stattgefunden hat. Am Anfang der La-Tène-Zeit tritt der germanische Charakter also eindeutig hervor; das ist also etwa gleichzeitig mit dem Durchbruch des keltischen Volkstums. Wenn wir in der Bronzezeit auch schon von Germanen reden, hat das insoweit seine Berechtigung, als das Volkstum vor und nach der Ausbildung des eigentlichen germanischen Sprachcharakters unverändert geblieben ist, und diese Sprachneuerung in diesem Fall keinen Einschnitt in der völkischen Substanz bedeutet<sup>1</sup>. Deshalb scheint es mir ein Zeugnis allzu peinlicher Gewissenhaftigkeit, wenn man von Protogermanen reden möchte in einer Zeit, wo dasselbe Volk noch nicht die später ausgebildete Form seiner Sprache redete. Man wird die Deutschen auch nicht umbenennen wollen, um den Unterschied vor und nach der zweiten Lautverschiebung zu unterstreichen.

<sup>1</sup> Daß die Lautverschiebung überhaupt unabhängig von dem geschichtlichen Leben der Germanen gewesen sein sollte, scheint dennoch nicht recht glaubhaft; wir kommen darauf im nächsten Kapitel zu reden.

Versetzen wir uns also in die Zeit um 500 v. Chr. Die Germanen stehen jetzt am Rhein, haben ihn teilweise schon überschritten. Sie sind in der jüngeren Bronzezeit westwärts schon in die Nähe des Rheines gekommen, dehnen sich südwärts zu einer Linie Gotha – Gera – Görlitz aus, erreichen ostwärts über Bromberg die Weichsel, die weiterhin in ihrem Unterlaufe die Ostgrenze bildet. In dem westlichen Teil dieses Gürtels, der sich in den folgenden Jahrhunderten immer weiter vorwärtsbewegt, stehen die Germanen in fortwährender Berührung mit den Kelten, haben mit ihnen nicht nur feindliche Auseinandersetzungen, sondern leben auch in einem kulturellen Austausch. Hier spielen sich in dieser Zeit viele und sehr verwickelte Vorgänge ab, die durch die Archäologie noch nicht völlig klargelegt sind.

Wir bekommen den Eindruck, daß die Kelten schließlich eine Bedrohung in dem Aufmarsch der Germanen gesehen haben. So haben sie einen Kranz von Burgen dem deutschen Mittelgebirge entlang angelegt, um die wertvollen Erzgruben des Siegerlandes gegen die gefährlich herannahenden Feinde zu schützen. Im allgemeinen aber scheinen die Germanen die Überschreitung der Gebirgskette noch während längerer Zeit nicht unternommen zu haben; sie begehrten in erster Linie ackerbaufähiges Land und haben deshalb wohl den waldbewachsenen und fast undurchdringlichen Gebirgsrücken als die Grenze ihres Lebensraumes betrachtet.

Aber das gilt nur in den größten Umrissen. Archäologisch ist die Nordgrenze der Kelten nicht eindeutig zu bestimmen, weil hier die zahlreichen aus dem Süden geflossenen Kulturbewegungen zusammengestaut sind und in dem auch geographisch stark aufgespaltenen Raum sich in mancherlei Schlußwinkeln noch lange haben erhalten können. So liefert in der Jung-Hallstattzeit die Mehrener Kultur ein Beispiel, wie schwierig es sein kann, archäologische Funde nach Herkunft und Zugehörigkeit genau zu bestimmen. Sie dehnt sich an beiden Seiten des Rheines aus und findet sich in den Flußtalern von Sieg, Lahn und Mosel. Gebirgsmassen riegeln nach allen Seiten diesen Raum ab: im Norden Eifel und Sauerland mit Rothaargebirge, im Süden Hunsrück und Taunus. Hier findet man einerseits zahlreiche Grabhügelgruppen der späteren Hallstattkultur, aber während Rademacher<sup>2</sup> Beziehungen zum Oberrhein meint feststellen zu können, entscheidet sich Wahle<sup>3</sup> für Verbindungen mit dem Niederrhein. Diese sind jedenfalls so deutlich, daß man keine Bedenken getragen hat, den Mehrener Kreis einfach germanisch zu nennen<sup>4</sup>. Schuhmacher denkt aber wieder an abgedrängte Haufen der Urnenfelderleute, die sich in das Sauerland zurückgezogen hätten, nachdem aus dem Westen ein Hirten- und Jägervolk des Mehrener

<sup>2</sup> Eberts Reallexikon VIII, S. 494 ff.

<sup>3</sup> Deutsche Vorzeit S. 263.

<sup>4</sup> R. Stampfuss, in Mannus XVII, S. 287–308 und im 5. Ergänzungsband 1927 S. 88 ff.

Typus durch Eifel und Hunsrück bis über den Rhein vorgedrungen war. Aber woher hätte dieses neue Element kommen können, das offenbar doch wieder nicht mit der protokeltischen Bevölkerung des oberen Marnegebietes gleichgesetzt werden darf? Schuhmacher mag es eine wahrscheinliche Lösung finden, daß die Mehrener Hirten aus weiterer Ferne eingewandert seien und im Hunsrück und in der Eifel bei längerer Rast sich weiterentwickelt hätten<sup>5</sup>; solange wir über diese weite Ferne nichts Genaueres aussagen, noch auch die archäologischen Beweise für einen längeren Aufenthalt am linken Rheinufer beibringen können, ist eine solche Lösung des Problems sehr unbefriedigend.

Jedenfalls dürfte es kaum anzunehmen sein, daß im Sieg-Lahn-Gebiet schon so früh germanische Einwanderer angelangt seien und der Kultur ihr Gepräge gegeben hätten. Die Ausläufer der Urnenfelderkultur werden in dem durch mehrere Gebirgszüge stark zersplitterten niederrheinischen Raum sehr verschiedenartige Mischungen mit der einheimischen Kultur der Spätbronzezeit gezeitigt haben; überdies haben sich hier von jeher dem Rhein entlang aus dem Norden wie aus dem Süden Kultureinflüsse geltend machen können. Als in der La-Tène-Zeit die Marne-Kelten sich kräftig entwickelten, werden diese sich die reichen Erzlager in Ruhrgebiet und Wuppertal nicht haben entgehen lassen; man braucht deshalb noch nicht eine starke Einwanderung in das rechtsrheinische Gebiet anzunehmen, wenn es sich nur darum handelte, die Bodenschätze auszunützen. Hier konnte ein militärisch gesicherter Grubenbetrieb, der sogar teilweise mit einheimischen Arbeitskräften getrieben wurde, durchaus genügen.

Wenn die Kelten also durch Burgenanlagen den Aufmarsch der Germanen am Nordrande der Gebirgskette aufzuhalten versucht haben, so liegt die Sache im Gebiet unterhalb der Kölner Bucht ganz anders. Hier waren überhaupt keine natürlichen Hindernisse, denn die norddeutsche Tiefebene setzt sich über Holland und Belgien bis nach Nordfrankreich fort. Sobald einmal die Germanen den Unterrhein erreicht hatten, konnte sie nichts mehr aufhalten; ein fruchtbares Land mußte sie immer weiter vorwärts locken. Hier müssen deshalb schon bald die Auseinandersetzungen mit den hier ansässigen Kelten stattgefunden haben. Jetzt begegnet uns das vielumstrittene schwierige Problem der Belgae, die eben das Zwischenglied zwischen Galliern und Germanen bildeten.

Die archäologische Forschung hat den Beweis geliefert, daß Nordgallien im 3. vorchristlichen Jahrhundert starken Erschütterungen ausgesetzt war. Die Gallier sind in einem fortwährenden Rückzug vor den andringenden Germanen. Die reichen Gebiete Belgiens müssen aufgegeben werden und die Gallier, die vertrieben wurden, müssen sich wieder zu weiten Wände-

<sup>5</sup> Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, Die vorrömische Zeit S. 89 ff.

rungen entschließen. Was sich hier zugetragen hat, läßt sich nur erraten: das Vorwärtsrücken der Germanen, das Ausweichen der Kelten. Aber wie hat sich die Auseinandersetzung der beiden Völker vollzogen? Wenn am Anfang der wirklich historischen Zeit Cäsar uns ein Bild dieser Gebiete zeichnet, finden wir hier die Belgae. Was bedeutet dieser Name?

Man sollte meinen, daß die Worte des römischen Feldherrn, der diese Gebiete wiederholt besucht hat, für diese Frage von der größten Wichtigkeit seien. In den ersten Sätzen seines Buches zieht er einige scharfe Striche durch das gallische Gebiet: Aquitanier, Gallier, Belgae teilen den Boden unter sich und von diesen sind die letzten die weitaus tapfersten und kräftigsten, weil sie von dem römischen Kultureinfluß weit entfernt liegen, sogar kaum von Kaufleuten besucht werden und schließlich immerfort mit den über-rheinischen Germanen in hartnäckigem Kriege leben. Die Trennung beruht auf einer Beobachtung, die sich auf die Unterschiede der Sprache, der Sitten und der gesellschaftlichen Ordnungen bezieht<sup>6</sup>. Ich glaube nicht, daß wir das Recht haben, an diesen Sätzen Cäsars zu rütteln; wenn wir z. B. in dem Namenmaterial, das von den Belgiern und den Galliern überliefert ist, keine Unterschiede glauben feststellen zu können, so dürfen wir daraus nicht ohne weiteres folgern, daß es überhaupt keine Sprachunterschiede gegeben hätte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im Verkehr der höheren Stände das Gallische die Rolle einer Hochsprache gespielt hat, aber daß im täglichen Leben eine stärker dialektisch gefärbte Sprache verwendet wurde. Die echten Gallier können ja ihre Geringschätzung für die weniger zivilisierten Belgae oft genug ausgesprochen und ihre Redewendungen spottend angeführt haben.

Im zweiten Buche kommt Cäsar auf die Belgae zurück. Als er im Jahre 57 v. Chr. sich zu einem Feldzug gegen die eine Verschwörung planenden Belgae entschließt, erkundigte er sich bei den Remi, die sich beieilen, ihm ihre Unterwerfung anzubieten, nach ihren Stammesgenossen. Das Folgende wird ihm erzählt: die Mehrzahl der Belgae seien germanischer Herkunft und in früheren Zeiten über den Rhein gezogen; sie hatten sich wegen der Fruchtbarkeit des Bodens dort angesiedelt und die dort wohnenden Gallier vertrieben. Man wußte noch aus der Zeit der vorigen Generation, daß sie allein imstande gewesen waren, den Kimbern und Teutonen Widerstand zu leisten, und das hatte ihnen großes Ansehen verliehen und ihre kriegerische Gesinnung stark gesteigert<sup>7</sup>.

<sup>6</sup> Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt.

<sup>7</sup> De Bello Gallico II, 4, 1-3: plerosque Belgas esse ortos a Germanis Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedis Gallosque, qui ea loca incolerent, expulsisse solosque esse, qui patrum nostrorum memoria omnia Gallia vexata Teutonibus Cimbrisque intra fines suos ingredi prohibuerint, quae ex re fieri, uti earum rerum memoria magnam sibi auctoritatem magnosque spiritus in re militari sumerent.

Man sollte meinen, daß diese Aussage klar und vollkommen glaubwürdig ist. Trotzdem hat E. Norden den Versuch gemacht, diesen ganzen Passus als eine arge Verdrehung der Tatsachen darzustellen. Cäsar hätte das alles nur geschrieben, um die Belgae als die gefährlichsten Gegner zu schildern und in Rom dafür Verständnis zu gewinnen, daß er seinen gallischen Feldzug weiter fortsetzte und sogar bis in die Rheingegend vordrang. Es sei leicht, die Unrichtigkeit von Cäsars Behauptungen zu beweisen; sogar seine berühmte Dreiteilung sei aus der Luft gegriffen, weil ja Poseidonios ausdrücklich gesagt habe, daß die Belgae dem Äußeren nach wie die Galater wären, die Aquitani aber nach ihrer körperlichen Beschaffenheit mehr den Iberern als den Galliern ähnlich waren. Es ist mir unbegreiflich, wie man überhaupt Poseidonios in diesem Falle gegen Cäsar ausspielen kann. Aber auch wenn man den griechischen Ethnographen als einen unbestechlichen Forscher hoch schätzt und Cäsar als praktischen Politiker beargwöhnt, bleibt noch die größere Wahrscheinlichkeit, daß der römische Feldherr, der ja Poseidonios gut gelesen hatte, wie mehrere Stellen in seinem Heeresbericht deutlich beweisen, in Sachen dieser Art genauer unterrichtet war. Aber gibt es überhaupt einen Gegensatz zwischen ihm und Poseidonios? Dieser spricht ja nur von der somatischen Beschaffenheit der gallischen Volksteile. Wenn er, der doch einen so scharfen Blick für das Charakteristische in völkischen Dingen hatte und Kelten wie Germanen von Angesicht gesehen hatte<sup>8</sup>, ihre Ähnlichkeit so stark betont, dann wird er zwischen den Belgiern und den Galliern natürlich keinen bedeutenden Unterschied wahrnehmen können. Sie gehörten ja beide überwiegend der nordischen Rasse an, während die Aquitanier zu den Iberern gehörten.

Einmal auf diesen Irrweg geraten, ist Norden genötigt, auch Cäsars Bericht über die Herkunft der Belgae zu verdächtigen. Die Remi hatten eigentlich etwas anderes im Sinne gehabt; die Germanenherkunft gelte nur von den Aduatici, welche Nachkommen der im Lande zurückgebliebenen Kimbern und Teutonen gewesen seien. Und wenn auch die Nervii, die Cäsar zu den Belgiern rechnet<sup>9</sup>, von Strabo, hierbei auf Timagenes zurückgehend, als germanisches Volk betrachtet wurden, so soll auch das nicht ganz richtig gewesen sein; diese Vorstellung sei teils dadurch veranlaßt worden, daß ihre Wildheit einen germanischen Charakter vortäuschte, teils auch, weil sie nachher stark mit germanischen Elementen vermischt waren. Norden beschließt seine lange Betrachtung, die nicht zu den stärksten Teilen seines übrigens so anregenden und wertvollen Buches gehört, mit der Bemerkung: «Die Behauptung einer germanischen ‚Abstammung‘ irgendwelcher Stämme der Belgae und nun gar der ‚meisten‘ ist in das Gebiet der Fabel zu verweisen, durch die eine germanische Blutmischung bei einzelnen, den

<sup>8</sup> W. Capelle, Die Germanen im Frühlicht der Geschichte S. 60.

<sup>9</sup> Lib. IV, 19, 4.

Nervii und Aduatici, nach Art und Umfang übertrieben und zu einer in ihrer Tendenz noch undurchsichtigen Scheinkonstruktion gestaltet wurde<sup>10</sup>»

Aber man brauchte diesen mühsamen Umweg nicht zu wählen, um zu beweisen, daß die Belgae nicht ausschließlich germanischer Herkunft waren. Das haben weder die Remi noch Cäsar sagen wollen. Aber sobald man die Andersartigkeit der Belgae zu erklären suchte, war es notwendig, den nicht wegzudeutenden Unterschied von den Galliern auf etwas zurückzuführen, was diesen Unterschied hatte herbeiführen können. An einer starken Beimischung germanischer Elemente kommt auch Norden nicht ganz vorbei; die aber würde gewiß genügen zu erklären, daß im Verlauf zweier Jahrhunderte das fremde Element eingeschmolzen war und sich an die keltische Umgebung angepaßt hatte, ohne jedoch alle Spuren des allogenen Volksteiles ganz verwischen zu können.

So dürfen wir annehmen, daß die Belgae in dieser Hinsicht eine Abart der Gallier bildeten, weil sie aus einer starken Mischung mit Germanen hervorgegangen sind. Aber damit sind nicht alle Fragen gelöst. Wie hat sich diese Geschichte eigentlich zugetragen? Sind die Germanen aus dem überrheinischen Gebiet in Gallien eingebrochen, und hat sich hier die Mischung vollzogen? Oder aber haben die Germanen während ihrer Ausdehnung in Norddeutschland schon dort Kelten angetroffen, und haben sie diese teilweise überrannt, teilweise vor sich hergetrieben, so daß schließlich die halbkeltische, halbgermanische Vorhut in dem belgischen Gebiet zum Stillstand gekommen ist?

Eigentlich gibt Cäsar auch auf diese Frage eine deutliche Antwort. Denn die Remi haben ihm erzählt, daß der germanische Teil über den Rhein eingewandert sei und – dürfen wir anschließend sagen – der keltische Teil schon im Lande gewohnt habe. Die Germanen sind in breiter Front vorwärtsgerudert und sind im heutigen Belgien auf die Kelten gestoßen. Früher dachte man sich gerne, daß nun auch die ursprüngliche Bevölkerung wie eine Herde fortgetrieben wurde und die Eroberer sich auf den verlassenen Höfen bequem eingerichtet hätten. Das ist aber eine durchaus falsche Vorstellung. Bauern sind fast pflanzenhaft mit dem Boden verwachsen; die Herren mögen wechseln, sie haften an der Scholle. Ein Teil mag durch die Schrecken eines Barbareneinfalles die Flucht ergriffen haben; viele der höheren Stände haben sich den neuen Herren nicht beugen wollen und es vorgezogen, das Land zu verlassen, vielleicht in der Hoffnung, daß die Barbaren mit ihrer Beute bald wieder abziehen würden. Als die Germanen anfangen, sich in dem neu eroberten Gebiet anzusiedeln, lag es gar nicht in ihrem Interesse, die keltischen Bauern zu vertreiben; Boden gab es genug, nachdem der Besitz der Fürsten und des Adels zur Verfügung stand. Der germanische Bauer wird nicht gerne in einen fremden Hof eingezogen sein;

<sup>10</sup> E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania S. 353–378.

in England lassen die Angelsachsen die schönen Villen der Römer unbesetzt, um sich daneben auf viel einfachere Weise einzurichten; hier werden nicht so sehr andere Lebensgewohnheiten und Arbeitsmethoden als religiöse Motive den Ausschlag gegeben haben.

Die Germanen, die über den Niederrhein vorgehend von Köln aus über Aachen weiterdringen, stoßen auf die Ardennen, wo sie anscheinend eine spärliche Bevölkerung antrafen; im Süden durch die noch im Mittelalter berühmte *Arduenna silva* gegen die Gallier abgeriegelt, haben sie sich hier ziemlich unvermischt erhalten können; hier wohnen die Germani Cisteriani, die also in den Augen Cäsars nicht mehr zu den Kelten gerechnet werden dürfen. Immerhin zeigen die überlieferten Stammesnamen der Condrusi, Eburones, Caeroesi und Paemani, daß auch sie, wenn vielleicht nur äußerlich, keltisiert waren. Das war aber in noch viel stärkerem Maße der Fall mit den Germanen, die über Holland und Belgien eindringen und hier von keinen natürlichen Schranken aufgehalten wurden. In dieser gewaltigen, sich bis zur Seine ausdehnenden Ebene werden die Germanenscharen allmählich versickert sein. Die südlichsten der Belgae, die Remi, haben sich ohne viel Widerstand Cäsar unterworfen und scheinen sich von ihren nördlichen Stammesgenossen zu distanzieren. Die Nervii, durch ihre Wildheit berühmt, die nach Tacitus<sup>11</sup> sich ganz besonders ihrer germanischen Abstammung rühmten, wohnten im heutigen Belgien (Hennegau und Namen) und werden also auch tatsächlich einen stärkeren germanischen Einschlag gehabt haben. Das gilt auch von den Menapii, die sich sogar zeitweilig auch am rechten Rheinufer angesiedelt haben. Wenn die Manapii in Irland zu diesem Stamm gehört haben, so ist die Nachbarschaft mit den Cauici wohl sehr bezeichnend; hier scheint ein rein germanischer Stamm zusammen mit einem belgischen, der also doch wohl nur oberflächlich keltisiert worden war, gemeinsame Sache gemacht zu haben.

Das Vorgehen der Germanen war natürlich nicht in einigen wenigen Jahren abgeschlossen; die Durchdringung der Belgae mit germanischen Elementen wird wohl einige Generationen gedauert haben. Das Verhältnis zwischen Kelten und Germanen braucht dabei nicht immer und überall ein feindliches gewesen zu sein. Aber der Einbruch der Germanen war trotzdem eine gewaltige Erschütterung. Als in Spanien in der La-Tène-Zeit eine massenhafte Einwanderung von Kelten stattfindet, sind sie, nach den Bodenfunden zu urteilen, aus dem Gebiet der Marne-Kultur gekommen, und es scheinen sich dabei auch germanische Elemente angeschlossen zu haben. Daß sich an dieser Auswanderung auch Belgae beteiligt haben, deuten Ortsnamen wie Belgida und Suessatium in Spanien an<sup>12</sup>.

<sup>11</sup> Germania c. 28: Treveri et Nervii circa affectationem Germaniae originis ultro ambitiosi sunt.

<sup>12</sup> A. Grenier, Les Gaulois S. 103.

Belgae war der Name, den die aus der Vermischung von Kelten und Germanen hervorgegangene Bevölkerung Nordgalliens bekam. Das Wort bedeutet «die Zornigen, die Hochmütigen» und paßt zu der fast herausfordernden Haltung, die zum Beispiel die Nervier Cäsar gegenüber zeigen. Der Name läßt sich sowohl aus dem Keltischen wie aus dem Germanischen erklären, nur ist die Bedeutungsentwicklung von ursprünglich «aufgeblasen, aufgeschwollen» zu «zornig, hochfahrend» im Germanischen weit besser bezeugt<sup>13</sup>. Übrigens ein unerwarteter Lichtstreif auf den sprachlichen Verkehr der beiden Völker; die damaligen Sprachformen werden dem gegenseitigen Verständnis keine allzugroßen Schwierigkeiten bereitet haben.

Ich komme deshalb zu dem Ergebnis, daß die Begegnung zwischen Kelten und Germanen nach der Rheinüberschreitung stattgefunden hat. Wenn der Zusammenprall schon an der Weser geschehen wäre und die Germanen auf ihrem Vormarsch durch ganz Niedersachsen und Holland immer wieder mit keltischen Stämmen in Berührung gestanden hätten, versteht man überhaupt nicht, daß etwa die Nervier sich noch germanischer Herkunft rühmen könnten. Es kommt noch etwas anderes hinzu. Wenn das eigentliche Keltentum in einem südlicher gelegenen Gebiet, von der oberen Marne nach dem oberen Rhein sich ausdehnend, entstanden ist, so ist der Zusammenstoß der aus dem Südosten sich ausbreitenden Kelten und der aus dem Nordosten vorwärtsdringenden Germanen eine wirkliche Begegnung gewesen. Sie sind nicht hintereinander hergezogen, wie es sich die auf Timagenes berufende ältere Anschauung wollte, die Kelten immer auf dem Rückzug vor den nachdrängenden Germanen. Die Dynamik der Germanen trieb sie den Kelten entgegen und traf diese gerade in einer Periode, da sie in Reichtum und üppigem Wohlleben die Früchte ihrer Kulturblüte genießen konnten. Das eben wurde ihnen zum Verhängnis, wie immer friedliche und wohlhabende Völker dem Ansturm entschlossener Kriegerscharen erliegen.

Bei dieser Betrachtung bildet das ganze Gebiet von Rhein bis Weser gewissermaßen ein Vakuum. Die Kelten haben sich hier nie angesiedelt, die Germanen sind erst ziemlich spät aus der Elbegegend eingedrungen. Welcher Art war die Bevölkerung dieser Gegend? Anscheinend bildete das spätsteinzeitliche Volk der Riesengräber den Grundstock; sie gehörten wahrscheinlich der fälischen Rasse an, die bis auf den heutigen Tag sich hier erhalten hat. Unberührt wird sie aber keineswegs geblieben sein. Jedenfalls macht sich ein beträchtlicher Einfluß der Urnenfelderkultur bemerkbar, die vom Niederrhein aus weit vorgedrungen ist. Daß hier aber von einer wirklichen Einwanderung der donauländischen Urnenfelderleute geredet wer-

<sup>13</sup> Auch zeigen die keltischen Sprachen nur in diesem Namen die *e*-Stufe des Stammes, während diese im germanischen oft gebraucht wird (s. Pokorny, Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch S. 125-26).



den darf, scheint mir nach dem oben Gesagten nicht wahrscheinlich. Sprockhoff hat der Bronzezeit im niedersächsischen Raum eine eingehende Untersuchung gewidmet<sup>14</sup>. Germanisch kann man dieses Gebiet überhaupt noch nicht nennen. Hier wohnt anscheinend eine ärmliche, rückständige Bevölkerung. Das Geschirr ist von schlechter Fertigung: stark gemagerter Ton, geringer Formenreichtum und ohne Verzierung; Sprockhoff redet sogar von Kümmerkeramik, die sich aber deutlich von der neolithischen unterscheidet und deren Wurzeln er in Westeuropa sucht. Dahin weist auch das Randbeil mit geknickten Rändern, das überraschende Übereinstimmungen mit den Formen Hollands, Belgiens, Nordfrankreichs und Südenglands zeigt. Die ältere Bronzezeit ist vielleicht am besten als eine Abart der Hügelgräberkultur zu bezeichnen und bekundet also wieder das Einströmen der Kulturwellen aus Mitteleuropa durch das Rheintal in die norddeutsche Ebene. In der jüngeren Bronzezeit scheint eine Auswanderung nach England stattgefunden zu haben, die so stark war, daß man sogar von einer Entvölkerung hat reden können. Die Tüllenbeile und die sogenannten Deverel-Urnen in England zeigen so starke Bindungen mit dem Fundmaterial Hollands, daß an einer Übersiedlung bedeutender Volkelemente aus dem westdeutschen Raum nicht zu zweifeln ist.

Wenn nun Sprockhoff diese vorgermanische Bevölkerung keltisch nennt, so geschieht das nicht nur auf Grund der westeuropäischen Bindung ihrer Kultur, sondern auch auf Grund solcher durchaus zweifelhafter Argumente wie der *apa*-Namen in diesem Gebiet. Das würde Pokorny veranlassen, hier die Illyrer eine Rolle spielen zu lassen. Aber Sprockhoff fühlt sich bei dieser Entscheidung nicht sehr wohl; er fügt hinzu: diese Kelten waren nicht dieselben wie die der mitteleuropäischen La-Tène-Kultur, sondern eine besondere, in gewissem Sinne mehr nordische Art und er sagt abschließend: «Der Name ‚Kelten‘ soll nicht zu ernst genommen werden.» Das werden wir auch gewiß nicht tun. In dieser Zeit schon von Kelten zu reden, ist durchaus unangebracht, und eine westeuropäische Bindung genügt noch keineswegs, um daraus zu folgern, daß diese von Kelten ausgegangen sein sollte.

Auffallend unbedeutend sind die archäologischen Zeugnisse in dieser Nordwestecke. Auch in der La-Tène-Zeit sind die Bodenfunde erstaunlich gering; die dürftigen Grabbeigaben der Hallstattzeit weisen auf alles eher als auf keltische Besiedlung hin. Die Bevölkerung wird hier, außerhalb der großen von Mitteleuropa ausgehenden Kulturströmungen, sehr rückständig geblieben sein und vor dem germanischen Druck aus dem Osten sich zurückgezogen haben und schließlich nach England übergewandert sein. Man darf annehmen, daß die Germanen hier wenig Widerstand gefunden haben und einen Ansiedlungsraum gewannen, der nicht bald erschöpft war. Erst

<sup>14</sup> 31. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1941, II (1942).

am Anfang der La-Tène-Zeit drängen neue Wellen aus dem Kerngebiet hervor und gelangen jetzt über den Rhein in ein Gebiet, wo sich das Keltenstum aus dem Schmelztiegel der Völker- und Kulturmischungen herausgebildet hatte.

Wir haben in diesem Zusammenhang immer von Germanen geredet. Das hatte Cäsar schon getan, aber wir wissen aus dem berühmten Namensatz in der *Germania* des Tacitus, daß dieser Name ein «*vocabulum recens et nuper additum*» war und eigentlich einen über den Rhein in Gallien eingedrungenen Stamm andeutete. Wir werden den zahlreichen Versuchen, das Wort *Germani* zu erklären, keine neue Deutung hinzufügen<sup>15</sup>; daß aber die erste Verwendung des Namens und die Form des Wortes selbst am besten mit einer Benennung seitens der Kelten in Einklang steht, scheint mir fast selbstverständlich zu sein. Es wird aber die Mühe lohnen, in kurzen Zügen die Geschichte des Namens zu zeichnen, um festzustellen, wann er zum ersten Male aufgetreten ist und was die ursprüngliche Bedeutung gewesen sein kann.

Wir haben schon bemerkt, daß mehrere Forscher angenommen haben, daß unter den keltischen Einwanderern, die in der La-Tène-Zeit Spanien besiedelt haben, auch Germanen gewesen sein sollen. Man hat dabei wohl besonders an die *Germani Oretani* gedacht, die nach einer Mitteilung in der *Naturalis Historia* des Plinius<sup>16</sup> am Nordabhang der Sierra Morena gewohnt haben sollen. Man steht im allgemeinen dieser Erwähnung von «*Oretani qui et Germani cognominantur*» ziemlich ratlos gegenüber. Diese Germanen passen nicht in das landläufige Schema; sie stehen in schroffem Widerspruch zu Tacitus' Bemerkung, daß das Wort noch in seiner Zeit als jung galt. Und es ist eine alte Methode, eine Tatsache, die mit der traditionellen Auffassung in Widerspruch steht, auf irgendeine Weise verschwinden zu lassen.

<sup>15</sup> Man beachte das Schwanken der Auffassungen bei Norden, der in seinem Buche «Die germanische Urgeschichte» (1923) auf S. 388 sagt: «Zeuss' Annahme, daß der Name keltisch sei, ist durch Müllenhoffs Untersuchungen bestätigt», aber dann wieder auf S. 511: «Den Germanennamen halte ich jetzt mit R. Much für deutschen Ursprungs». Die neueste Mode versucht es mit dem Illyrischen; nachdem schon E. Norden in «Altgermanien» (1934) S. 261 zahlreiche illyrische Belege für an das Wort *Germani* anklingende Namen in Illyrien gesammelt hatte, verkündet Pokorny, *Zeitschrift für celtische Philologie* XXI (1940) S. 103–06 die Meinung, *Germani* sei eigentlich der Name eines illyrischen Stammes gewesen, der in der Urnenfelderzeit nach dem Niederrhein gekommen sei. W. Steinhauser hat in der Festschrift Krallik (1954) S. 9–23 einen Aufsatz «Herkunft, Anwendung und Bedeutung des Namens *Germani*» geschrieben, in dem er ihn als proto-illyrisch ableitet und annimmt, daß «die um die warmen Quellen sitzenden und sie wirtschaftlich auswertenden westfälischen Urnenfelderleute von ihren proto-illyrischen Nachbarn *Germanoi*» (vgl. idg. \**g<sup>h</sup>ermo* 'warm') genannt wurden.

<sup>16</sup> Lib. III, 25.

Man wähle oft den Ausweg, einfach zu leugnen, daß diese Germani Germanen waren. Es wurde behauptet, daß hier ein iberischer Stamm gemeint sei. Diesen Weg hat R. Much eingeschlagen. Noch 1893 beschränkt er sich auf die vorsichtige Überlegung: «Denn die Annahme, daß die hispanischen Germanen auf eine verschlagene Abteilung wirklicher Germanen zurückzuführen seien, enthält nichts Unwahrscheinliches, freilich auch nichts Nachweisbares<sup>17</sup>.» Aber später sind ihm diese Germani nichts mehr als ein iberischer Volksstamm; darauf soll die Bildung mit dem Suffix *-ani* hinweisen, das wir ja auch in Namen wie Oretani, Bastitani, Ilurcitanen vorfinden, und mit unserem Germanennamen soll nur eine zufällige Übereinstimmung bestehen<sup>18</sup>.

Mir scheint es ein verzweifelter Ausweg, die beiden Germanennamen voneinander zu trennen. Wenn wir die Volcae Tectosages in Gallien und in der Slowakei finden, bezweifelt keiner, daß damit dasselbe Volk gemeint ist, und man verbindet ohne Bedenken die Tectosages in Galatien. In ihrer Nähe wohnten die Tolistoboji, ein Name, dessen erster Teil in der Stadt Tolistochorium wiederkehrt, dessen zweiter Teil aber mit dem Stamm der Boii identisch ist, der in Böhmen, Pannonien und Norditalien bezeugt ist. Ich erinnere noch an die irischen Namen Manapii und Cauci, die man nur gewaltsam von den festländischen Menapii und Chauci trennen kann.

Man kann auch einen anderen Ausweg versuchen. Wenn nicht iberisch, könnte der Name keltisch sein. Müllenhoff hat schon gemeint, daß die in- und außerhalb der Stadt Oretum wohnenden Oretaner von ihren keltischen Nachbarn so benannt wurden<sup>19</sup>. Wir sind in diesem Teil Spaniens auf der Scheide des rein iberischen und keltiberischen Gebietes; unmöglich ist also diese Annahme nicht. Aber was bedeutete das Wort Germani für diese keltischen Nachbarn? Etwas anderes als die Kelten sonst mit diesem Worte gemeint haben? Oder also doch Germanen? Schließlich kann man noch einen anderen Ausweg wählen: diese Germanen waren einfach römische Legionäre, die in der Nähe von Oretum angesiedelt wurden<sup>20</sup>. Aber weshalb sollte eine Abteilung der Auxilia gerade hier ihren Namen hinterlassen haben?

Lange vor Tacitus' Aussage, daß der Name Germani jung sei, gibt es noch ein zweites Zeugnis, das die Forschung aber ebenfalls hat aus der Welt schaffen wollen. Der Konsul M. Claudius Marcellus hat 222 v. Chr. in der Schlacht bei Clastidium nicht nur die keltischen Insubrer besiegt, son-

<sup>17</sup> Paul und Braunes Beiträge XVII (1893) S. 163-64.

<sup>18</sup> Vgl. Pauly-Wissowa, Suppl. band III, 545 und die Germania des Tacitus S. 45-46. Sein Schüler Gutenbrunner hat diese Meinung übernommen und postuliert zu Germani eine Ortschaft mit dem nirgends überlieferten Namen *Germa* (s. Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike S. 137).

<sup>19</sup> Deutsche Altertumskunde II, 194.

<sup>20</sup> Bj. Collinder, Arkiv för Nordisk Filologi LIX (1944) S. 21.

dern sogar ihren König Viridumarus mit eigener Hand erschlagen; diese ruhmwürdige Tat wurde in die Triumphalfasten aufgenommen, wo wir lesen: ... Marcellus... de Galleis Insvbribvs et Germ(an) ... spolia op(ima) rett(v)lit<sup>21</sup>. Leider besitzen wir die Fasten nicht in der gleichzeitigen Urschrift, sondern in einer Nachbildung aus der Kaiserzeit, und wenn nun Polybios in seiner Behandlung dieser Ereignisse überhaupt keine Germanen, sondern nur Gaisatoi, das heißt «Speerbewaffnete», nennt<sup>22</sup>, so liegt der Weg zu einer alle Glaubwürdigkeit der alten Quellen untergrabenden Kritik frei. Denn man wußte ja, was Gaisatoi damals bedeutete: es war «nomen non gentis, sed mercenariorum Gallorum»<sup>23</sup>. Kein Wunder also, daß man in der Kaiserzeit, als man die alte verwitterte Inschrift erneuerte, einfach den jetzt in Unbrauch geratenen Namen Gaisatoi fallen ließ und statt dessen den Namen der Germani, die ja den Hauptbestandteil der damaligen Miets-truppen bildeten, schlankweg einsetzte, in der Weise den Ruhm des Siegers von Clastidium zu der Höhe eines Marius erhebend. Mommsen hat diesen Gedanken ausgesprochen, und nachdem Müllenhoff ihn in der germanischen Forschung zu Ehren hat kommen lassen<sup>24</sup>, hat er bis in die neueste Zeit immer wieder Anhänger gefunden<sup>25</sup>. Es besteht aber gar kein Anlaß, eine solche Fälschung anzunehmen, wie das R. Much überzeugend ausgeführt hat<sup>26</sup>. Die Insubrer hatten sich für ihren Krieg mit den Römern der Hilfe eines Söldnerheeres versichert, die Marcellus anscheinend unter dem Namen Germani hat andeuten wollen. Much denkt dabei an Alpengermanen im Rhonetal und spricht von einem «frühzeitig nach dem Süden vorgedrungenen germanischen Vorposten»<sup>26</sup>.

Das ist nun wieder eine Schlußfolgerung, die viel zu weit geht. Woher diese Söldnertruppen gekommen seien, wird nirgends ausgesagt, und nichts verhindert uns anzunehmen, daß sie weither gewandert sein könnten. Ich will auf die dichterisch aufgeputzte Stelle bei Properz «Claudius a Rheno trajectos arcuit hostes»<sup>27</sup> keinen besonderen Wert legen; man kann natürlich mit Müllenhoff auch dieses Zeugnis aus der Welt schaffen, indem man behauptet, daß man später die Rhone mit dem Rhein vertauscht habe! Es

<sup>21</sup> CIL, I, 458.

<sup>22</sup> Polybios II, 22, 7 und Orosius 4, 13.

<sup>23</sup> Deutsche Altertumskunde II, 195.

<sup>24</sup> z. B. noch Bj. Collinder z. a. S. S. 21.

<sup>25</sup> Zeitschrift für deutsches Altertum LXIX (1932) S. 21 ff.

<sup>26</sup> Tacitus Germania S. 89. Weiter weiß Gutenbrunner, Germanische Frühzeit S. 84, noch hinzuzufügen, daß die Gallier die Stämme im Wallis mit dem damals schon üblichen Gesamtnamen Germanoi zusammenfaßten. Woher er das so bestimmt weiß, ist mir aber unerfindlich. Jedenfalls ist R. E. Zachrisson, Studia Neophilologica I (1928) S. 18-33 ebenso fest davon überzeugt, daß Germani der Name eines keltischen Stammes in den Alpendistrikten Südeuropas war, vielleicht im Tal des Flusses Germanasca!

<sup>27</sup> Properz 5, 16, 39.

ist aber eine Tatsache, daß Mietstruppen aus weiter Ferne geworben wurden. Die Gallier selbst haben als Gaesaten in den verschiedensten Heeren gedient: wir finden sie als Söldlinge im Dienste des Pyrrhus in Epirus, des Philippos von Makedonien, des Nicomedes von Bithynien, sogar des Ptolemaios Philadelphos<sup>28</sup>. Das konnte mit den Gaesaten in der Schlacht von Clastidium auch der Fall gewesen sein. Hubert hat die Auffassung verteidigt, daß diese Germani Gaesati eigentlich Belgae wären<sup>29</sup>. Das meint er aus ihrem Namen schließen zu können, weil das «gaesum» gerade die Waffe war, mit der die Belgae auch in Irland gekämpft haben, wo das Wort in der Form *gai* in den einheimischen Sprachschatz übernommen wurde. Das gilt aber nicht weniger für die Germanen, die ja das Wort bis nach Island getragen haben, wo es in der Form *geir* noch heute bekannt ist. Und wenn die Archäologie darauf hindeuten scheint, daß diese Germani Gaesati aus Nordgallien gekommen sind, so sind wir ja in der unmittelbaren Nähe des Niederrheins angelangt, wo es durchaus willkürlich erscheint, unter Germani etwas anderes zu verstehen als das Wort in römischem Munde immer bedeutet hat<sup>30</sup>.

Zusammenfassend können wir also sagen: in der Schlacht von Clastidium haben Mietstruppen mitgekämpft, die man damals mit dem Namen Germani bezeichnete; andere ebenfalls so genannte, zusammen mit den Kelten kämpfende Germani waren früher in Spanien angelangt und haben sich dort als Germani Oretani behauptet. In dem letzten Fall weist die Zusammengehörigkeit mit archäologisch als Nordgallier bestimmbar Kelten auf das Gebiet des Niederrheins hin, wo ja der Name Germani als Bezeichnung der germanischen Stämme in ihrer Gesamtheit zum ersten Male bezeugt ist.

Wenn die Remi von Germanen als von einem Bestandteil des belgischen Volkes reden, haben sie gewiß nicht an die Germani Cisrhenani gedacht. Diese Bezeichnung selbst verrät sich schon als eine von Cäsar geprägte Benennung für richtige Germanen, die aber ausnahmsweise linksrheinisch wohnten. Die Remi sprachen von «Belgae», und sie werden auch ganz genau gewußt haben, daß die Stämme der Eburonen, Condrusi usw., die außerhalb der belgischen politischen Organisation standen, nicht mit dem um Jahrhunderte älteren Zustrom ins belgische Gebiet gleichgesetzt werden dürfen.

Man könnte fragen, weshalb die Römer nicht auch die Kimbern und Teutonen, mit denen Marius kämpfte, Germanen genannt haben. Damals

<sup>28</sup> Dottin, Manuel S. 192.

<sup>29</sup> Les Celtes II, 88.

<sup>30</sup> R. Much, Zeitschrift für deutsches Altertum LXIX (1932) S. 40–43. Wenn auch Gaisates ein keltisches Wort für Söldner sein sollte, können diese Gaisates sehr gut Germanen gewesen sein.

scheint ihnen noch gar nicht der ethnische Gegensatz zwischen den Kelten und Germanen aufgegangen zu sein. Wir wissen, daß die Germanen sich erst spät einen Platz im antiken Weltbild erobert haben, und es kommt noch hinzu, daß sich die Kimbern und Teutonen tatsächlich mit zahlreichen keltischen, besonders aus den helvetischen Stämmen hinzugekommenen Elementen vermischt hatten; es muß für einen damaligen Römer unmöglich gewesen sein, hier überhaupt einen völkischen Unterschied zu machen<sup>31</sup>. Wenn im Jahre 222 Germani nur Söldnertruppen bedeuteten, so ist es sehr wahrscheinlich, daß man ein Jahrhundert später noch nicht zu der Einsicht gelangt war, daß Germani auch ein ethnischen Inhalt besitzender Name sein könnte; Söldner aber waren die Kimbern und Teutonen bestimmt nicht.

Erst seit Poseidonios ist das Wort Germani in der klassischen Überlieferung als Volksname aufgekommen, und zwar als ein Name, der gerade im Gegensatz zum Keltentum weit über die Bedeutung eines einzelnen Stammes hinausging. Diese Verwendung des Wortes ist für Cäsar schon durchaus selbstverständlich. Und wieder ein Jahrhundert später weiß Tacitus näher Bescheid über die Bedeutungsentwicklung des Wortes. Wenn Tacitus sagt: «Germaniae nomen vocabulum recens et nuper additum», braucht uns das nicht allzusehr zu wundern. Er kann diesen Satz von einem älteren Schriftsteller, etwa Poseidonios, abgeschrieben haben, in dessen Zeit der Germanenname als ethnischer Begriff tatsächlich eine Neuigkeit war. Er kann aber auch etwas anderes im Sinne gehabt haben. Er sagt «Germaniae nomen» und denkt dabei wohl an den ungeheuern, bisher unbekanntem Teil Europas, den man erst durch die weitzielende Eroberungspolitik des Augustus, der die römischen Legionen bis an die Elbe führte, als das Wohngebiet der Germanen kennenlernte. Diese Ausdehnung des Begriffes ist Sache der römischen Politik und der römischen Ethnologie.

Über den Ausgangspunkt dieses erstaunlichen Erfolges eines Namens, der einmal nur beschränkte Geltung hatte, belehrt uns die Tacitusstelle noch etwas mehr. Es sind die Tungri, die einmal den Namen Germani bekommen haben, und weil die Tungri in diesem älteren Abschnitt Eburonen hießen, kommen wir über diesen Umweg doch wieder zu der Gruppe der Germani Cisrhenani, oder besser gesagt, der echten, kaum mit den Belgae vermischten Germanen. Es scheint in dieser Perspektive kaum möglich, diesen Namen anders zu deuten denn als eine Bezeichnung, die ihnen von den Belgae gegeben wurde. Sie werden aber die unter verschiedenen Namen jenseits der Maas wohnenden Stämme nicht als Germani bezeichnet haben, weil sie einen Sammelbegriff für sie verwenden wollten. Nun ist es dann doch bedeutsam, daß man im 3. Jahrhundert v. Chr. die Germani schon in keltischem Dienst als Söldnertruppen erwähnt findet. Das Wort kann damals

<sup>31</sup> Vgl. meine Ausführungen in der Festschrift K. Helm S. 1 ff.

ebensogut wie Gaesati nur eine Bezeichnung für Krieger gewesen sein, die, in geschlossenen Verbänden auftretend, sich durch Kriegsdienst eine Existenz zu erwerben suchten. Im Glücksfall konnten sie auf eigene Faust handeln und sich irgendwo Boden und Heimat gewinnen, wie das den Germani Oretani gelungen war. Wenn die Umstände weniger günstig waren, mußten sie sich damit begnügen, im Zusammenhang mit anderen kriegführenden Stämmen aufzutreten und sich eine reiche Beute zu erwerben. Es wäre nicht befremdlich, daß die Kelten, die diese umherziehenden Heerhaufen, die ihnen zwar manchmal die erwünschten Mietstruppen lieferten, aber für sie selbst nicht weniger eine Bedrohung sein konnten, Germani zu nennen gewohnt waren, das Wort weiter auf diejenigen Stämme ausdehnten, aus denen sie gewöhnt waren, ihre Hilfstruppen zu rekrutieren. Für die Römer gleiten ja diese beiden Bedeutungen auch immer wieder ineinander über: Germani waren die weit im Norden wohnenden Barbaren, die immer wieder das Reich bedrohten, aber sie waren auch die Prätorianer, die in Rom selbst die kaiserliche Leibwache bildeten.

Weiterzugehen erlaubt uns die Überlieferung nicht. Wenn die Römer zum Beispiel das Wort «Atecotti» verwenden, so meinen sie damit die goidelischen Söldnertruppen in ihren Legionen; sie wissen nicht, daß der Name eigentlich einem Stamm in Irland zukam<sup>32</sup>. Über den Ursprung des Wortes Germani können wir überhaupt nichts sagen. Lassen wir alle überlieferten Zeugnisse gelten, ohne sie irgendwelcher Theorie zuliebe einfach ihrer Beweiskraft zu entkleiden, so müssen wir anerkennen, daß schon etwa im 6. vorchristlichen Jahrhundert der Name gebraucht wurde, und zwar wahrscheinlich für eine bestimmte Volksgruppe innerhalb der aus Nordgallien vor dem germanischen Ansturm abgezogenen Kelten, die sich schließlich in Spanien angesiedelt haben. Nachher wurden die Söldlinge so benannt, die von den Galliern in ihren Kriegen verwendet wurden (Germani Gaesati); aber weil diese Mietstruppen vorzugsweise von den germanischen Stämmen geliefert wurden, konnte man den Namen auch sonst für Germanen verwenden. Es ist in diesem Zusammenhang nicht unwichtig, daß die Kimbern auf ihrem Wanderzug durch Nordgallien gerade hier während längerer Zeit gewilt haben und durch ihr Auftreten eine solche Erschütterung hervorriefen, daß, wie wir schon bemerkt haben, ein Teil der Belgae zur Auswanderung sich veranlaßt sah. Ein Teil der Kimbern ist denn auch in diesem Gebiet zurückgeblieben, angeblich, um die gewaltige Kriegsbeute, die nicht mitgeschleppt werden konnte, sicherzustellen. Aus diesen Leuten sollen ja die Aduatici hervorgegangen sein, also gerade der Stamm, der den Kernteil der späteren Tungri bildete (vgl. Aduatica Tungrorum!) Denn die Tungri sind zwar an die Stelle der früheren Eburonen getreten, aber das war kein einfacher Namenswechsel. Cäsar hatte auf eine

<sup>32</sup> Vgl. H. Zimmer, *Abh. der Preuß. Akad. der Wiss.* Berlin 1912, S. 41–47.

grausame Weise die Macht der widerspenstigen Eburonen gebrochen, wie er das selbst mit Genugtuung berichtet<sup>33</sup>. Aus den Trümmern dieses einmal so mächtigen Stammes konnte das wichtige Volk der Tungri nicht hervorgehen: eher könnte man an die hinterbliebenen Kimbern denken, die hier in dem von Cäsar zerschlagenen Raum die Kräfte zum neuen Stamm der Tungri sammelten.

Wenn Tacitus damit also Recht behält, daß in eben diesem Gebiete der Name Germani aufgekommen sei, so würde sich damit wieder ein Beispiel anführen lassen, daß die Bezeichnung für eine kleine Volksgruppe sich allmählich über alle damit nach Aussehen, Sprache und Lebensgewohnheiten übereinstimmenden Stämme ausgedehnt hat, um schließlich die Gesamtheit eines Volkes anzudeuten. Vielleicht ist diese Beobachtung schon von Poseidonios gemacht worden, der jedenfalls Kelten und Germanen klar zu trennen verstand und trotzdem die Übereinstimmungen zwischen den beiden Völkern nicht weniger klar erkannt hat.

Aber wie und wo der Name Germanen aufgekommen ist und was er im Grunde bedeutet hat, das alles sind Fragen, die nicht die Hauptsache betreffen. Wenn wir von Germanen reden, wissen wir ganz genau, wer damit gemeint ist. Die immer aus dem Osten sich wälzenden Volksmassen, die schließlich zum ersten Male in das Schicksal Nordgalliens eingreifen, wie sie es später in der Zeit der Völkerwanderung noch einmal und auf eine noch viel eindrucksvollere Weise getan haben, bildeten keine Einheit, die eines umfassenden Namens bedurft hätte; es waren nur selbständige Gruppen, abenteuernde Gefolgschaften, nicht weniger als mit Weib und Kind aufgebrochene Stämme, die einander auch fortwährend bekämpften und sich durchaus nicht als eine einheitliche Volksmenge betrachteten. Erst als jenseits des Rheines der Widerstand höher organisierter und besser ausgerüsteter Staaten gebrochen werden mußte, hat sich wohl die Notwendigkeit des Zusammenschlusses gezeigt. Die Kelten haben sie jedenfalls gleich wiedererkannt: das waren die Germani, deren sie sich bis jetzt für ihre eigenen Kriege bedient hatten, die aber jetzt statt Diener die Herren zu sein beanspruchten.

Das ist der Augenblick der weltgeschichtlichen Begegnung der Kelten und Germanen. Was sie für die Germanen bedeutet hat, werden wir im folgenden Kapitel zeigen und dabei die Gelegenheit haben, mit mancherlei Vorurteilen und Mißverständnissen aufzuräumen.<sup>34</sup>

<sup>33</sup> De Bello Gallico VI, 43.

<sup>34</sup> Für die Archäologie des niederrheinischen Gebiets sei besonders auf Walter Karstens Aufsatz in den *Bonner Jahrbüchern* 148 (1948) S. 43 ff. hingewiesen. Darin bemerkt er, daß die Spät-La-Tène-Kultur am Niederrhein germanisch ist und daß der Keltensturm um 400 v. Chr. am Mittel- und Niederrhein keine nennenswerten Auswirkungen gehabt hat.



In einem oft behandelten Satz hat Strabo Kelten und Germanen miteinander verglichen und sagt darüber: Die Germanen wohnen jenseits des Rheines ostwärts der Kelten, nur wenig von diesen unterschieden, und zwar durch größere Wildheit, Körpergröße und Blondheit, übrigens aber nach Gestalt, Sitten und Lebensgewohnheiten ihnen ähnlich<sup>1</sup>. Diese überraschende Mitteilung scheint fast unglaubwürdig, aber der Umstand, daß Strabo hier aus Poseidonios geschöpft hat, verbürgt uns ihre Richtigkeit. Wir, die wir gewohnt sind, in dem ehemaligen Gallien eine Bevölkerung zu finden, die bestimmt nicht einen nordischen Eindruck macht, sondern vielmehr zu der alpinen und der mediterranen Rasse gehört, können uns kaum vorstellen, daß in der klassischen Zeit die Verhältnisse so ganz anders lagen. Poseidonios hat seine Eindrücke natürlich dort erhalten, wo er die Gelegenheit hatte, Kelten und Germanen miteinander zu vergleichen; das war aber gerade am Niederrhein, wo die stark germanisch durchsetzten belgischen Stämme tatsächlich nur wenig von ihren Nachbarn verschieden waren. Im eigentlichen Gallien, wo der keltische Grundstock erst ziemlich spät aus dem Osten eingewandert ist, wird die ursprüngliche Bevölkerung einen ganz andern Typus gehabt haben; die nordische Oberschicht ist nur eine ziemlich dünne gewesen und hat sich im Mittelalter so sehr mit der alten Volksmasse vermischt, daß die Rasse der früheren Bewohner sich siegreich behauptet hat. Aber auch Cäsar wird trotz der großen Gegensätze innerhalb des gallischen Volkes den Eindruck bekommen haben, daß die Gallier hochgewachsene, blonde Menschen waren; die großen Gegensätze zwischen der keltischen Herrenschicht und der unterworfenen Urbevölkerung, deren gesellschaftliche Stellung eine äußerst niedrige gewesen zu sein scheint, sind ihm gewiß nicht verborgen geblieben. Aber die Masse der Kleinbauern und der Sklaven war ihm durchaus gleichgültig; in seinen Beziehungen mit den Galliern hatte er nur mit dem Adel und dem Priesterstand zu tun, die natürlich zur nordischen Rasse gehörten.

Übrigens betont Cäsar im Gegensatz zu den griechischen Autoren den Unterschied zwischen Kelten und Germanen. Als er in dem berühmten Exkurs seines 6. Buches die Kelten behandelt hat und zu der Beschreibung der Germanen übergeht, sagt er: «Germani multum ab hac consuetudine differunt.» Man bekommt den Eindruck, daß er, gewissermaßen im Gegen-

<sup>1</sup> VII, 1, 2: 'Ενθός τοίνυν τὰ πέραν τοῦ Ρήνου μετὰ τοὺς Κελτοὺς πρὸς τὴν ἐν κεκλιμένῳ Γερμανοὶ νύμονται, μικρὸν ἐξαιλλόντωντες τοῦ Κελτικοῦ φύλου, τῷ τε πλεονασμῷ τῆς ἀγριότητος καὶ μεγέθους καὶ τῆς ξανδότητος, τὰ δὲ παραπλήσια καὶ μορφῆς καὶ ἥθει καὶ βίῳ: ὄντες δὲ οὖν εὐρήμαεν τοὺς Κελτοὺς.

satz zu der landläufigen Meinung, die Unrichtigkeit der von den geographischen Ethnographen verbreiteten Vorstellung betonen will<sup>2</sup>, was deshalb noch nicht auszuschließen braucht, daß er sie auch als eine Quelle für seine eigenen Betrachtungen verwendet<sup>3</sup>. Sein Widerspruch beruht gewiß auf einer eingehenden Kenntnis der keltischen Verhältnisse; als Feldherr muß man andere Fragen stellen denn als Philosoph. Cäsar mußte ein klares Bild der Eigenart des keltischen Volkes bekommen, um seine Schwächen geschickt auszunützen und durch kluges Verhalten jede Verstimmung im politischen und gesellschaftlichen Verkehr zu vermeiden. Aber die starke Betonung der Unterschiede zwischen Kelten und Germanen war gewiß auch als eine Warnung an den römischen Senat gemeint; wenn Cäsar es für nötig hielt, dem Kriegszug noch eine viel größere Ausdehnung zu geben, als ursprünglich vorgesehen war, so konnte er das damit verteidigen, daß er allein imstande war, die Lage richtig zu beurteilen. Die in Rom kursierenden Meinungen hatte man aus den griechischen Schriftstellern geschöpft; Cäsar aber konnte aus eigener Anschauung ein ganz anderes Bild zeichnen, das genauer mit der Wirklichkeit übereinstimmte.

In mancher Hinsicht hat Cäsar richtig gesehen. Zum Verwechseln ähnlich waren die beiden Völker nicht. Wer mit Neckel annimmt, daß die Kelten und Germanen aus den Gegenden an den Nordmeeren gekommen sind, kann es nur selbstverständlich finden, daß sie eigentlich aus einer gemeinsamen Urkultur die ihnen gemeinsamen Züge geerbt haben, und wird dann die Unterschiede dadurch zu erklären versuchen, daß nach der Abwanderung die Kelten die Einflüsse der älteren Bevölkerungen, wie der Ligurer und Iberer, erfahren haben<sup>4</sup>. Aber es hat in den letzten Jahrhunderten vor Christus eine richtige Begegnung zwischen den beiden Völkern stattgefunden; aus einem gemeinsamen Grundstock hervorgegangen, haben sie während längerer Zeit eine getrennte Entwicklung durchgemacht und sind dann wieder zueinander in engere Beziehung getreten. Die Übereinstimmungen erklären sich also hauptsächlich aus der gleichen Veranlagung; die Unterschiede sind die Folgen des ungleichen Kulturablaufes der beiden Völker.

Es ist überdies wenig glaubhaft, daß die Kelten in Cäsars Zeit, die sich sicherlich als Herrenschicht kaum mit der Urbevölkerung vermischt haben, irgendwelche tiefgehenden Einflüsse von ihr erfahren hätten. Dazu kam erst viel später die Möglichkeit, als die Kelten selbst zu einem zweitrangigen Volke geworden waren und dadurch die gesellschaftlichen Unterschiede innerhalb des gallischen Volkes ihre Schärfe verloren. Man hat auch wohl behauptet, daß Cäsar lediglich aus Propagandazwecken die Germanen als ein

<sup>2</sup> Vgl. O. Th. Schulz, *Klio* XI (1911) S. 75.

<sup>3</sup> E. Norden z. a. S. S. 97-99.

<sup>4</sup> G. Neckel, *Germanen und Kelten* S. 39-41.

ganz anderes Volk hingestellt habe und daß die Wahrheit mehr bei den voraussetzungslosen griechischen Ethnographen zu finden sei. Aber Cäsar war nicht der einzige, der in Rom über die gallischen Verhältnisse berichten konnte; es gab noch seine Offiziere, von den Soldaten ganz zu schweigen, die ebenfalls Gelegenheit hatten, sich Eindrücke zu erwerben; Cäsar hat sich deshalb wohl gehütet, Meinungen zu ventilieren, die sogleich von seinen Untergebenen Lügen gestraft werden konnten. Er mag Licht und Schatten etwas schärfer verteilt haben, um den gewünschten Eindruck in Rom zu machen; daß er Unwahres behauptet haben sollte, ist völlig ausgeschlossen.

Als nun schließlich die Germanen wieder auf die Kelten stoßen, zeigen diese eine weit fortgeschrittenere Kultur als jene. Die Berührung mit den Völkern der Mittelmeerwelt und besonders die Steigerung der materiellen Kultur durch die Kenntnisse der Bearbeitung des Eisens haben den Kelten einen bedeutenden Vorsprung gegeben, und die Germanen haben sich eifrig bemüht, von ihnen zu lernen. Wie stark ist dieser Einfluß gewesen und auf welche Gebiete des Lebens hat er sich ausgewirkt?

Man hat die Antwort aus den von den Germanen übernommenen Lehnwörtern abzuleiten versucht. Wenn ein Volk neue Kulturgüter kennenlernt, wird es manchmal das sie bezeichnende Wort dafür verwenden. So ist es immer gewesen, und die Germanen machten gewiß keine Ausnahme. Ein sehr großer Teil unseres heutigen Sprachschatzes ist aus der Fremde übernommen; wenn die Entlehnung Jahrtausende früher stattgefunden hat, ist das Wort so sehr in die Sprache eingeschmolzen, daß es überhaupt nicht mehr die Merkmale fremder Herkunft zeigt. Eine jüngere Sprachforschung konnte deshalb so weit gehen, die Ähnlichkeit von Bestandteilen zweier Sprachen größeren Teils auf Entlehnung, und zwar auf Entlehnung voneinander oder auf gemeinsame Entlehnung von einer dritten Sprache zurückzuführen. «Wo wir die Zusammenhänge kennen, im Lichte der historischen Zeit, da gibt es keine Tochtersprachen mehr, da gibt es nur noch Entlehnungen der schwächeren Kultur von der stärkeren Kultur, Einzelentlehnungen und Massentlehnungen, Entlehnungen aus besonderen Kulturzweigen und Entlehnungen ganzer Kulturen», sagt Fritz Mauthner<sup>5</sup>.

Es besteht also eine große Wahrscheinlichkeit, daß das Sprachmaterial uns über den Umfang und die Tiefenwirkung des keltischen Kultureinflusses wird belehren können. Die französische Forschung hat nachdrücklich die Folgerungen aus den von ihr aufgedeckten Wortentlehnungen gezogen. Die schon früher angeführte, sehr übertriebene Vorstellung einer keltischen Gewaltherrschaft über ein unterjochtes Germanenvolk war eben weitgehend auf solche sprachvergleichende Forschungen aufgebaut. Noch Hubert, der sehr viel umsichtiger in der Behandlung solcher Fragen ist, skiz-

<sup>5</sup> Die Sprache (Die Gesellschaft IX) S. 49.

ziert ein Bild der vorchristlichen Verhältnisse, das folgendermaßen lautet<sup>6</sup>. Der Einfluß der Kelten war nicht nur eine Folge der Nachbarschaft, sondern wurde den Germanen gewissermaßen aufgezwungen. Es gab ein germanisches Land mit keltischen Fürsten oder allenfalls Fürsten nach keltischer Art; man konnte dort keltische Beamten und Gesandte sehen. Kelten und Germanen schlossen Verträge ab, wechselten Eide, Geiseln und Güter, gingen Heiraten und Freundschaften miteinander ein. Das ist ein etwas abgeschwächter Abklang des Weltreiches des Ambicatus, das d'Arbois de Jubainville mit fast patriotischem Stolz erfüllte.

Die Liste der Lehnwörter war in jener Zeit reich ausgestattet. Eine kritischere Forschung hat seitdem vieles wieder streichen müssen, entweder weil es entschieden falsch war oder jedenfalls nicht beweiskräftig genug. Schließlich hat eine Reaktion gegen die Verirrungen einer keltischen Megalomanie dazu geführt, fast alles wieder zu verwerfen; Elston läßt nur zwei oder drei Entlehnungen als gesichert gelten<sup>7</sup>. Das ist nun auch weit übers Ziel hinausgeschossen. Es hat sich nach mancherlei Schwankungen eine Art communis opinio über die Zahl der Entlehnungen gebildet, die wir bei dem norwegischen Keltologen Marstrander folgendermaßen formuliert finden<sup>8</sup>.

Die Lehnwörter verteilen sich auf die folgenden Gebiete:

1. Gesellschaftliche Verhältnisse: gotisch *reiks* «mächtig», *andvabts* «Diener», *magus* «Knabe».
2. Wohnung und Siedlung: germanisch *tan*, *burg* und «Dorf»; gotisch *keiliks* «Wachturm».
3. Handel und Handwerk: germanisch «Eisen» und «Leder», niederdeutsch *lood* «Blei»; germanisch «Brünne» und altnordisch *vir* «Metall-draht».
4. Rechtsformen und -bräuche: germanisch «Geisel», «Eid» und «Erbe» und skandinavisch «Runenzeichen».
5. Heilkunst: gotisch *lekeis* «Arzt», altnordisch *byf* «Heilkraut», *hwann* «angelica archangelica».
6. Numeralia: die Zahlen «vier» und «fünf».

<sup>6</sup> Hubert, *Les Celtes* II, 111.

<sup>7</sup> Vgl. C. S. Elston, *The earliest relations between Celts and Germans* (London 1934) S. 59 ff. Eine Übersicht über die angeblichen Lehnwörter gibt C. M. Lot-speich, *Celts and Teutons*, *Journal of English and German Philology* XII (1913) S. 199–210.

<sup>8</sup> Vgl. C. J. S. Marstrander, *Eriu* V (1911) S. 204–07 und weiter J. Vendryes, *Revue Celtique* XXXVIII (1920–21) S. 185 und G. S. Lane, *The Germanic Celtic Vocabulary*, *Language* LX (1933) S. 244–264.

## 7. Pferd und Wagen:

germanisch *march*, westgermanisch  
«Pferd», niederdeutsch *krat* «Wagen-  
kasten», vielleicht das Zeitwort «reiten».

Diese Liste fordert eine nähere Betrachtung. Soweit ich urteilen kann, ist Marstrander der einzige, der die Zahlwörter «vier» und «fünf» in eine Liste der keltischen Lehnwörter aufgenommen hat. Es scheint überraschend, daß solche Grundelemente der Sprache nicht einheimisch sein sollten, und man fragt sich, weshalb die Germanen gerade bei diesen beiden Zahlwörtern eines fremden Vorbildes bedürften. Marstrander stützt sich auf die Tatsache, daß nur im Keltischen und im Germanischen der ursprünglich indogermanische labiovelare Anfangslaut zu einem einfachen Labial übergegangen ist. Germanisch \**fedwor*, \**fedur* steht neben gallisch *petor*, kymrisch *pedwar* wie germanisch *fimf* neben gallisch *pempe*, kymrisch *pimp*. Nun hat das Germanische noch einige andere Beispiele dieses Lautübergangs, wie *wulfaz* neben altindisch *vṛka-*, griechisch *λύκος* und nhd. *Ofen* neben schwedisch *ugn*, dänisch *ogn*. Aber Marstrander läßt den Übergang *kʷ* zu *f* im Germanischen nicht gelten und muß deshalb die dafür angeführten Fälle aus dem Wege schaffen. Die Methode scheint etwas gewalttätig: *wulfaz* soll eine Erklärung durch das lateinische *lupus* finden, das sich seinerseits auch nicht von der Wurzel \**ʷl̥kʷo-* trennen läßt; die übrigen drei Wörter werden dem keltischen aufgebürdet. Obgleich neben germanisch \**ufna-* «Ofen» nur eine durchaus hypothetische ad hoc konstruierte keltische Grundform \**upno-* gestellt werden kann! Ich glaube, daß Marstrand's Abneigung gegen den freilich nur sporadisch auftretenden Lautwandel für uns keinen Grund abgeben kann, sogar die Zahlwörter «vier» und «fünf» in die Liste aufzunehmen, und wir können uns dabei mit der Überlegung beruhigen, daß Vendryes die Labiovelare «instables par définition» genannt hat.

Aber auch noch in einer anderen Hinsicht müssen wir die Liste genauer betrachten. Ein Wort wie «Pferd» gehört hier überhaupt nicht hin. Es findet sich ausschließlich auf dem deutschen Sprachgebiet und ist also sicherlich eine späte Entlehnung; das Grundwort ist *paraveredus*, ein typisches römisches Soldatenwort, das also erst spät und nicht einmal unmittelbar aus dem Gallischen hinüberwanderte. Wörter, die nur in einem beschränkten Teil des germanischen Sprachgebietes Aufnahme gefunden haben, sind fast a priori für unsere Fragestellung wertlos. Das gilt zum Beispiel vom niederdeutsch-englischen Wort für «Blei»: englisch *lead*, nnl. *lood* stimmt zu irisch *lnaide*; wenn überhaupt dieses Wort, das im Keltischen gerade so isoliert dasteht wie im Germanischen, zu den hier behandelten Wörtern gehört und es nicht in beiden Sprachzweigen aus einer dritten, vielleicht vorindogermanischen Sprache entlehnt wurde, so hat das Wort jedenfalls eine sehr beschränkte Ausstrahlungskraft gehabt. Das skandinavische *hvoann*

habe ich auch zum ersten Male in Marstrand's Liste gefunden; falls überhaupt das irische Wort *cuinneog* Pate gestanden haben sollte, würde das auch nur ein Fall der internen, erst in die Wikingerzeit fallenden irisch-skandinavischen Beziehungen sein. Dagegen spricht aber die Lautverschiebung, so daß wir eher mit einem Erbwort zu rechnen haben. Auch das Wort für «Metalldraht», an. *víravírki*, ae. *wir*, ahd. *wiara* «geläutertes Gold», mhd. *wire* «Gold- oder Silberdraht», ist, wenn es nicht eine einfache Weiterbildung aus der indogermanischen Wurzel \**u̯ei* «winden, flechten» ist, über das Spätlateinische aufgenommen worden, denn hier kennen wir *viriae*, *viriolae* «Armschmuck», das nach Plinius freilich aus dem Gallischen stammt.

Aber es lassen sich noch andere Einwendungen machen. Der Verdacht der Entlehnung meldet sich, sobald ein Wort nur im Vokabular der keltischen und germanischen Sprachen vorkommt. Aber das ist durch nichts gerechtfertigt. Unsere Kenntnis des indogermanischen Wortschatzes ist äußerst mangelhaft, besonders wenn es ausgestorbene, nur schriftlich überlieferte Sprachen sind. Wer sich die Mühe nimmt, die Wörter eines altnordischen Lexikons mit dem zu vergleichen, was durch die einfache Vergleichung der heutigen skandinavischen Sprachen zu der gemeinschaftlichen Grundsprache gerechnet werden darf, wird über die Lücken der literarischen Sprache der Sagas und der Eddalieder staunen. Schon der Wortbestand der Runenschriften ist ein ganz anderer als jener der frühmittelalterlichen Literaturdenkmäler. Gerade das Wachstum einer lebenden Sprache, besonders wenn sie noch nicht schriftlich fixiert ist, bedingt ein unaufhörliches Absterben veralteter und eine nie abreißende Neuschöpfung moderner Wörter. Das Fehlen eines Wortes in einer oder sogar vielen indogermanischen Sprachen darf nie als ein Beweis dafür gelten, daß es deshalb nicht zur Ursprache gehört haben kann. Vielleicht wird man darauf Gewicht legen wollen, daß es in unserem Fall eben unmittelbar benachbarte Sprachen betrifft und deshalb der Verdacht der Entlehnung besonders naheliegt. Man mache die Gegenprobe: man nehme das etymologische Wörterbuch von Walde-Pokorny, und man wird staunen, wie viele Wurzeln (also nicht einmal wie viele Wörter) ausschließlich im Germanischen und in den baltischen Sprachen bezeugt werden. Vielleicht findet sich eines Tages ein Forscher, der uns darüber belehren wird, daß es einmal eine germanische Herrschaft über Letten und Litauer gegeben hat, die sich in diesen Wortbegegnungen offenbare.

Auch hat man nicht genügend dem Umstand Rechnung getragen, daß die Berührungen der Kelten und Germanen sehr vielfältig gewesen sind. Verfolgen wir die Grenzlinie am Anfang der La-Tène-Zeit, so finden wir im Westen dem Rhein entlang eine Zone des lebhaftesten Austausches, aus der Kultureinflüsse weit über die niederdeutsche Ebene bis nach Skandinavien ausstrahlen konnten. Der waldbewachsene mitteldeutsche Gebirgszug hat eher abgeriegelt als verbunden. Weiter ostwärts aber ändert sich

das Bild wieder; in der Hallstattzeit begegneten hier die Germanen den Illyrern; diese aber ziehen sich südwärts zurück, während die Kelten kräftig vorwärtsdringen. In Böhmen siedeln sich die Boii an; schon seit etwa 400 v. Chr. drängen die Kelten bis nach Schlesien vor, wo sie in unmittelbarer Berührung mit den Bastarnen stehen. Die Weichsel war schon seit alter Zeit eine vielgebrauchte Handelsstraße, die von der Adria nach der Ostsee führte; sie wird auch jetzt der Weg für keltische Handelswaren und andere Kulturgüter gewesen sein. So kann ganz unabhängig voneinander im Osten und Westen ein allmähliches Einsickern aus den keltischen Gebieten stattgefunden haben und die beiden Ströme haben sich dann in Nord-europa miteinander vereinigt. Die Bedeutung gerade des Oststromes beweist das Wort \**walha-*, das in allen germanischen Sprachen die Kelten, später auch die Romanen oder Südländer im allgemeinen andeutet; es ist eine germanische Adaptation des Namens der Volcae, die in dieser Zeit etwa in Mähren wohnhaft waren.

Wie verwickelt übrigens die Entlehnungsumstände sein können, beweist das Wort für «Eisen». Daß hier ein Lehnwort anzunehmen sei, wird niemand bezweifeln. Die Eisentechnik haben die Germanen nicht erfunden; sie tritt in der Hallstattperiode bei den Illyrern auf und wird in der Latène-Zeit besonders von den Kelten gepflegt. Im Nordgermanischen finden wir aber nebeneinander zwei Formen: *isarn* und *járn*, von denen die letztere als die jüngere betrachtet wird. *Isarn* stimmt auffallend zu dem aus römischer Zeit überlieferten Ortsnamen *Isarnodurum*; während man aber früher einfach von keltischer Herkunft redete, betrachtet man jetzt sowohl das keltische wie das germanische Wort als von den Illyrern übernommen<sup>9</sup>. Es ist auch fast selbstverständlich, daß dieses Volk, das als erstes die Eisentechnik entwickelte, auch ein Wort für das Metall hatte. Dann kann aber *isarn-* schon in der Hallstattzeit nordwärts gewandert und durch unmittelbare Berührung von den Illyrern übernommen sein. Die untereinander sehr verschiedenen Formen zum Beispiel nnl. *ijzer* neben hochdeutsch *Eisen* und englisch *iron* lassen auf eine lange Entwicklungsgeschichte innerhalb des Germanischen schließen. Das andere Wort im Skandinavischen *járn* und die davon abgeleiteten Formen in den heutigen Sprachen muß jünger sein und wurde aus dem Keltischen entlehnt; es wird also den westlichen Weg gewandert sein. Unmittelbar aus dem Irischen kann es nach Marstrander nicht übernommen sein<sup>10</sup>; die Übereinstimmung mit ae. *iren* scheint doch wohl auf das Inselkeltische hinzudeuten und deshalb wohl erst nach der Völkerwanderung Eingang gefunden zu haben. Die Unklarheit des Formenreich-

<sup>9</sup> Pokorny, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XLI (1907) S. 292 und Zeitschrift für celtische Philologie XXI (1940) S. 58; Philipon, Les peuples primitifs de l'Europe méridionale (Paris 1925) S. 194 ff.

<sup>10</sup> Vgl. Avh. der Norsk Videnskaps Akademi 1915 Nr. 5 S. 123-24.

tums im Germanischen scheint gerade kennzeichnend für ein Wanderwort, das über lange Zeiträume von Stamm zu Stamm verbreitet wurde. Aber ein unmittelbares Zeugnis für keltischen Einfluß ist gerade der Eisenname, den man fast als Leitfossil betrachten möchte, nicht, und keine keltische Großmacht hat die Germanen mit dem Wortsymbol ihrer kulturellen Überlegenheit beschenkt.

Große Bedeutung hat man von altersher den beiden Wörtern beigelegt, die auf politische Verhältnisse hinweisen und welche Elston als die einzig sicheren Entlehnungen hat anerkennen wollen. Sie kommen schon im Gotischen vor: *reiks* und *andbatts*. Das zweite Wort, das «Diener» bedeutet, ist deshalb interessant, weil es schon in Wulfilas Zeit eine volksetymologische Umwandlung erfahren hatte; das keltische Grundwort lautet in der lateinischen Wiedergabe *ambactus* und bedeutet der Bildung nach etwa: wer herangeführt wird. Cäsar verwendet es neben «clientes», Festus gebraucht es in der Bedeutung «Sklave». Man hat das Wort gerne als Bezeichnung für die Mitglieder der Gefolgschaft betrachtet<sup>11</sup>; in diesem Fall möchte man eher an Leute freier Geburt als an Diener oder gar Sklaven denken. Man hat auch behauptet, sie seien in dem Verkehr der keltischen Herren mit den Germanen die Geschäftsträger gewesen; ob sie tatsächlich diese Rolle gespielt haben, wissen wir leider nicht<sup>12</sup>.

Das Gotische *reiks* bedeutet «König, Herrscher» und weist durch seinen Vokal auf keltischen Ursprung hin, wo wir im Gallischen *-rix* in Personennamen eine genaue Entsprechung finden, während es im Lateinischen *rex* heißt<sup>13</sup>. Man kann sich mancherlei Gedanken über den Grund der Entlehnung machen. Mit d'Arbois de Jubainville an den keltischen *Rix* zu denken, der über die Germanen geherrscht haben sollte, ist natürlich völlig aus der Luft gegriffen; das Wort «Kaiser» hat noch viele andere Voraussetzungen als das Imperium Romanum, das gerade für die germanische Zeit kaum eine politische Bedeutung hatte. Man wird sagen, die Übernahme des Wortes beweist, daß die Germanen damit etwas Neues kennengelernt haben. Wenn aber gallisch *rix* den König bedeutet, dann verstehen wir wieder nicht, weshalb die Germanen, die aus sich selbst heraus die politische Form des Königtums ausgebildet hatten, das keltische Wort übernommen hätten. Bezeichnung der Herrscherwürde ist es nie ganz oder ausschließlich geworden; es bedeutet «mächtig» oder «den Machtträger» und es läßt das Wort für Staat und Staatsgewalt, für das «Reich» aus sich hervorgehen, sinkt übrigens aber zu der allgemeineren Bedeutung von «reich» herab. Vergleiche

<sup>11</sup> Fustel de Coulanges, La Gaule Romaine (Paris 1921) S. 56.

<sup>12</sup> Das Wort wird in Kap. VI noch zur Sprache kommen.

<sup>13</sup> Indogerm. *r* hätte im Westgerm. *ř* ergeben müssen. Es besteht wohl kaum Veranlassung mit Brugmann von einem ursprünglichen Diphthong *ei* auszugehen und dann das Wort als echtgermanisch zu betrachten.



chen wir aber den Wortgebrauch bei Galliern und Germanen, so fällt auf, daß es vorzüglich zur Bildung von Königsnamen verwendet wurde: Dumnorix, Vercingetorix, Ambiorix in Gallien, und in Germanien bei den Kimbern und Teutonen Boiorix und Caesorix, bei den Goten Ermanarik und Theodorik, bei den Wandalen Gaisaricus, bei den Burgundern Hilpericus, bei den Franken Childerik und Chilperik. Wir bekommen den Eindruck, daß es damals eine Modesache war, sich mit keltisch klingenden Namen zu schmücken. Gerade in der Wahl der Personennamen spiegelt sich die immer wechselnde Mode wider bis in die Kitties und Nellies unserer Tage hinein, und wir brauchen dabei nicht an irgendwelche politische Machtstellung zu denken. Wenn ein Bataver sich Briganticus nennt, ein Sugambrer Baetorix und ein Heruler Andonnoballus, so ist es abwegig, an keltische Abkunft der betreffenden Stämme oder an politische Abhängigkeit zu denken<sup>14</sup>; es ist einfach Prunksucht, welche die schönklingenden Namen liebt. Der germanische Großkönig, ein Ermanarik so gut wie ein Theodorik, war schon seinem Namen nach ein *reiks*; ist es zu verwundern, daß dieses Wort einen Siegeszug durch die germanischen Länder gemacht hat? Der Kimbernführer, der sich Boiorix zu nennen wagte, hat gewußt, welche bestrickende Macht ein Name haben kann; eine Überfremdung des im Nordzipfel Jütlands wohnenden Kimbernvolkes wird man doch nicht gerne daraus folgern wollen<sup>15</sup>. Im Gotischen ist das Wort *reiks* ein Adjektiv mit der Bedeutung ἄρχων «Oberster», wie auch im Skandinavischen das Adjektiv *rikr* «mächtig» bedeutet. Daneben kennt das Kontinentalgermanische eine *ja*-Ableitung \**riksja* mit der Bedeutung «mächtig, vornehm». Diese Bildung, als Substantiv verwendet, bezeichnet «Reich, Herrschaft». In der Bedeutung «Fürst, Herrscher» kommt das Wort überhaupt nicht vor. Demgegenüber ist zu bemerken, daß die keltische Sprache eben nur das Wort \**riks* «König» hat und eine Grundform für ein germanisches \**riksja* überhaupt nicht belegt ist. Nun hatten die Germanen schon ein altes Wort «König» und ebenfalls Wörter für «Stammverband, Königsherrschaft». Das neue Wort «Reich» muß also bestimmten Veranlassungen zu verdanken sein. Erst die Völkerwanderung hat die großen Staatenbildungen geschaffen, die nicht mehr aus einem Stamm oder einer Gruppe von Stämmen gebildet waren, sondern eine Herrschaft über fremde, von ihnen unterworfenen Völker darstellten. Solche Großstaaten waren etwas durchaus Neues, und es scheint mir deshalb wahrscheinlich, daß die Goten in ihrem pontischen Reich zum ersten Male das Bedürfnis gefühlt haben, den von ihnen geschaffenen Machtstaat mit einem

<sup>14</sup> Vgl. Weisgerber, Römisch-Germanische Kommission XXXI S. 180–81.

<sup>15</sup> Vgl. Pokorny, Eberts Reallexikon VI, 296 meint sogar, daß Eigennamen wie *Caturix* neben *Headoric*, *Clutorix* und *Chloderich*, *Segomarus* und *Segimerus* auf gemeinsame Namengebung hinweisen und durchaus keine Entlehnung zu beweisen brauchen.

neuen Wort zu bezeichnen. Denn auch die Königsmacht war eine andere geworden; sie war nicht mehr die aus altem Erbrecht abgeleitete Königswürde, sondern eine Autorität, die durch Gewalt aufrechterhalten werden mußte: daher das neue Wort \**rika* für «mächtig» und ebenso \**riksja* für «Reich».

Ich werde nicht alle genannten Wörter einzeln besprechen können. Nur möchte ich an einigen Beispielen die Unsicherheit der auf diesen Wortgleichungen aufgebauten Hypothesen dartun. In mehreren Fällen hat sich das Blatt gewendet und die Kelten sind die Empfangenden geworden! Das germanische Wort für «Hose»: ae. *brōc*, as. *brōk*, ahd. *bruoeh*, aisl. *brók* macht schon durch seine sehr altertümliche konsonantische -*es*-Deklination (vgl. Pl. ac. *brec* und aisl. *braker* und ebenfalls das entlehnte finnische *ruokkeet*) den Eindruck, ein altes Erbwort zu sein; es kann unschwer als «das gespaltene Kleidungsstück» gedeutet werden. Trotzdem hat man es aus dem Keltischen herleiten wollen, weil die Gallier nach ihrer *braca* schon von den Römern als «Gallia bracata» bezeichnet wurden. Merkwürdigerweise ist die Hose bei den Belgae und bei der goidelischen Bevölkerung Irlands und Schottlands unbekannt: ein allgemein keltisches Wort war es also nicht. Nun ist die Hose das typische Kleidungsstück für Reitervölker; die Skythen kannten es von jeher und es scheint nicht unmöglich, daß es die Germanen von ihnen kennengelernt haben. Wenn man bedenkt, daß Südgallien vorwiegend von Volskern und Tectosagen, die aus Mähren gekommen waren, besiedelt wurde und dort, wie oben bemerkt, in enger Berührung mit den Germanen gestanden haben, so läßt sich das Rätsel der Gallia bracata nicht unschwer lösen<sup>16</sup>.

Das germanische Wort für «Leder» hat nur seine Entsprechung in air. *lethar* und kymrisch *lledr*. Drei Erklärungen sind möglich<sup>17</sup>: ein altes Erbwort, ein ursprünglich germanisches Wort, das nach Großbritannien wanderte, oder umgekehrt ein keltisches Wort, das von den Germanen übernommen wurde. Die letzte Auffassung wird von J. Loth verteidigt und zwar durch eine mehr als fragwürdige Etymologie: er stellt das Wort zu lat. *pellis* und setzt als Grundform \**plotrom* an; der Verlust des *p* kann nur keltisch sein<sup>18</sup>. Sollte das ein genügender Grund sein, um den Beweis einer germanischen Entlehnung zu liefern? Es gibt so viele Wörter, deren Ursprung uns vollkommen dunkel ist; allein für das Germanische hat man, freilich nicht ohne Übertreibung, die Zahl solcher Wörter auf ein Drittel des ganzen Wortschatzes veranschlagt. Das keltisch-germanische Wort für «Leder» kann zu diesen undurchsichtigen Wörtern gehören, oder es kann

<sup>16</sup> Vgl. Dottin, Manuel 167, der auch eine keltische Entlehnung aus dem Germanischen annimmt.

<sup>17</sup> Vgl. Zimmer, Zeitschrift für deutsches Altertum XXXII (1888) S. 279 ff.

<sup>18</sup> Revue Celtique XV (1894) S. 370.

sogar von der Urbevölkerung Westeuropas herkommen. Mehr können wir vorläufig nicht sagen.

Das germanische Wort für «Panzer», das schon im Gotischen als *brunjo* auftritt, steht isoliert da. In der irischen Sprache gibt es das Wort *brúinne* für Brust. Also konstruiert man ad hoc ein im Gallischen nicht überliefertes Wort für «Brustpanzer», das die Grundlage für das bei allen germanischen Stämmen bekannte Wort «Brünne» sein sollte. Es läßt sich nichts Willkürlicheres denken. Falls die Germanen das Wort und die Sache wirklich übernommen hätten, so kann es doch nur in der römischen Zeit gewesen sein, denn die Germanen der La-Tène-Zeit trugen im Kampfe bestimmt keinen Panzer. Aber dann fragt man sich wieder, wie es möglich ist, daß die römische Literatur ein vollkommenes Stillschweigen über dieses anscheinend doch wohl leistungsfähige und gutbekannte Rüstungsstück bewahrt. Also wieder: non liquet. Die Entlehnungshypothese ist nicht sehr wahrscheinlich und beruht auf einem ad hoc konstruierten Wort. Wir müssen nicht mehr wissen wollen als wir können: das germanische Wort «Brünne» bleibt vorläufig unerklärt<sup>19</sup>.

Wenden wir uns jetzt der vorbildlichen Heilkunst der Kelten zu. Das germanische Wort für «Heilmittel» ist *lyf* im Isländischen, wogegen im Gotischen *lubi* «Gift», im Altsächsischen *lubi* «Saft, Gift», im Althochdeutschen *luppi* «Gift, Zauberei» und im Altenglischen *lybb* «Gift, Heilmittel» bedeuten. Es hat eine schöne Entsprechung im altirischen Wort *luib* für «Kraut». Weshalb in aller Welt soll hier unmittelbar an Entlehnung gedacht werden? Genügt es denn nicht vollauf, das germanische Wort zu *lauf* «Blatt» zu stellen? Dann bedeutet \**lubja-* «ein aus Blättern und Kräutern gewonnener Saft, dem man heilende, aber unter Umständen auch giftige Eigenschaften zuschrieb».

Das Wort für «Arzt» ist im Gotischen *lekeis*; wir finden es aber auch in anderen germanischen Sprachen: ahd. *lāchi*, ac. *lave*, dänisch *lage*. Es hat überdies neben sich eine Reihe von Ableitungen wie gotisch *lekinon*, aisl. *lækna* «genesen» und schwedisch *läkare* «Arzt». Die Etymologie ist umstritten, wiewohl es doch nicht allzuschwer erscheint, an einen Zusammenhang mit lateinisch *lego*, griechisch *λέγω* zu denken; dabei braucht man nicht einmal von einer Bedeutung «lesen» auszugehen und deshalb an eine Besprechung, einen Zauberspruch zu denken<sup>20</sup>, denn das Wort bedeutet eigentlich «sammeln»; die Medizinmänner und Schamanenpriester sind ja immer als Kräutersammler berühmt gewesen. Was braucht man hier das

<sup>19</sup> Einige Forscher, wie Wiedemann, Paul und Braunes Beiträge XXVII (1902) S. 255 haben es als Erbwort erklären wollen und es mit gr. *γῆνη* «Zwerchfell», alban. *mbrin* «Gürte» verglichen.

<sup>20</sup> Stender-Petersen, Slavisch-germanische Lehnwortkunde (Göteborg 1927) S. 330-2.

irische Wort *liaig* «Arzt», dessen Etymologie ebenfalls dunkel ist, anzuführen und dabei an die «ärztlichen Kenntnisse der Druiden» zu denken?

Werfen wir noch einen Blick auf die Gruppe der Rechtsformen und Rechtsbräuche. Man kann nicht recht verstehen, weshalb die Germanen auf ihre Berührung mit den Kelten hätten warten müssen, um die Wörter für so selbstverständliche Begriffe wie «Eid» oder «Erbe» zu bekommen. Hier werden die Schwächen einer Entlehnungstheorie, die sich hauptsächlich auf die beschränkte Verbreitung einiger Wörter in der indogermanischen Sprachfamilie gründet, besonders deutlich kenntlich. Mit dem Worte «Geisel» sind wir freilich auf unsicherem Boden. Das Wort ist gemein-germanisch, es muß aber auch schon sehr alt sein, denn die finnische Entlehnung *kibla* «Pfand» muß schon in urgermanischer Zeit stattgefunden haben. Die Etymologie ist nicht befriedigend geklärt; das Irische hat aber ein Wort *giall* in derselben Bedeutung «Geisel». Damit scheint die Sache erledigt, um so mehr als in diesem Fall der gallische Name *Cogisilus* das Wort als gemeinkeltisch beweist. Hier gibt es tatsächlich bestehende Übereinstimmungen: diese Bedeutungsnuancierung kennen nur das Keltische und das Germanische; beide Sprachen verwenden das Wort auch gerne zur Bildung von Personennamen. Es ist auch an sich gar nicht ungläubwürdig, daß in den Auseinandersetzungen der La-Tène-Zeit das Stellen von Geiseln ein oft verwendetes Mittel zur Erlangung einer gewissen Garantie für Verträge und Abmachungen gewesen ist.

Und schließlich das Wort «Rune». Die skandinavische Bedeutung «Runenzeichen» ist natürlich jung, denn die Schrift ist eine ziemlich späte Erfindung. Im Gotischen bedeutet *runa* «Geheimnis», im Deutschen und Englischen besonders «heimliches Flüstern», was wieder ausgezeichnet zu der Bedeutung «Zauberlied» des entlehnten finnischen *runo* stimmt. Dieses Wort steht nicht ganz isoliert, denn ablautend steht daneben ac. *rlonian* «murmeln» und mhd. *rienen* «wimmern». Ein Schallwort könnte der Ursprung sein, wie lateinisch *rumor* oder lettisch *rumāt* «schwätzen» nahelegen. Aber das Altirische kennt nun auch dasselbe Wort *run*, und zwar in derselben Bedeutung «Geheimnis». Und das genügt schon, um die germanische Sippe der Unursprünglichkeit zu verdächtigen. Weshalb denn? Die Zauberkunst, zusammen mit der Zaubersformel und dem Zaubersymbol hat in der ganzen Welt eine große Bedeutung gehabt; für ein Wort wie aisl. *galdr* wird keiner bestreiten, daß es vollkommen germanisch ist. Und nun sollten das Raunen und die Runen einfach, weil das Irische ein gleichartiges Wort besitzt, den Germanen abgesprochen werden? Hier ist man versucht, von einem unausrottlichen Vorurteil zu reden.

Diese kurze Übersicht sollte nur dazu dienen, zu zeigen, daß die Masse der aus dem Keltischen entlehnten Wörter bei näherer Betrachtung stark zusammenschmilzt. Die Germanen haben, besonders in technischer Hinsicht,

manches von ihren Nachbarn übernommen, aber es ist durchaus unerwiesen, daß wichtige Teile ihres kulturellen Lebens, namentlich auf dem Gebiete der staatlichen Organisation und der Rechtssphäre, noch so rückständig waren, daß sie die für ein geordnetes Zusammenleben fast unentbehrlichen Begriffe noch nicht ausgebildet hätten. Wir finden hier nur die notwendigen Folgen zwischenvölkischer Berührungen, die immer die Gelegenheit bieten, etwas Neues hinzuzulernen.

Wenn zwei Sprachen, die beide zur indogermanischen Familie gehören, Wörter besitzen, die in den anderen Sprachzweigen fehlen, so darf man die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß man hier mit einem gemeinsamen Erbe zu rechnen hat. Das Keltische zeigt in seinem religiösen Wortschatz überraschende Übereinstimmung mit dem Arischen: an den beiden Enden des indogermanischen Sprachgebiets sind diese Benennungen also erhalten geblieben. Es ist also denkbar, daß die Germanen und die Kelten, die von jeher in unmittelbarer Nähe gewohnt haben, in ihrem Wortmaterial starke Berührungen aufweisen, und man braucht dabei nicht immer von einer Entlehnung zu reden; es ist auch möglich, an Sprachschöpfungen zu denken, die beiden Sprachen gemeinsam sind. Wir werden noch die Gelegenheit haben, darauf hinzuweisen, daß der indogermanische Gott, den die Inder *Indra* nannten, sowohl im Keltischen wie im Germanischen, und nur in diesen beiden Sprachen, mit einem Wort angedeutet wurde, das ihn als den «Donnerer» kennzeichnet.

Schon längst aber hat man die Lehnwörter noch in anderer Hinsicht als eine bedeutsame Quelle der Erkenntnis verwendet: aus ihnen können wir etwas über die Entwicklung der germanischen Sprache in der vorgeschichtlichen Periode lernen. Das gilt besonders für die brennende Frage der Lautverschiebung. Sowohl die Zeit dieser Sprachumwälzung wie ihre Ursache sind immer noch Gegenstand einer Kontroverse, die schon mehr als ein Jahrhundert dauert. Oft werden germanische Namen von den römischen Schriftstellern in einer Form angeführt, die den Zustand vor der Lautverschiebung widerzuspiegeln scheinen, aber man kann natürlich nicht ernstlich annehmen, daß ein Wort wie *Tentones* aus einer Zeit stammt, als die Germanen es noch nicht zu \**Diudanōz* entwickelt hatten<sup>21</sup>. Hier ist die richtige Erklärung eine Lautsubstitution, weil weder Kelten noch Römer in ihrer Sprache einen dentalen Reibelaut hatten und deshalb gezwungen waren, ihn, so gut wie es eben ging, zu transkribieren<sup>22</sup>. Der Name des Flusses «Waal» ist dafür bezeichnend. Cäsar erwähnt ihn unter der Form *Vacalus*, aber Tacitus sagt: «*Verso cognomento Vabalem accolae dicunt.*»<sup>23</sup> Niemand

<sup>21</sup> Vgl. d'Arbois de Jubainville, *Les premiers habitants de l'Europe* II, S. 326–28.

<sup>22</sup> Vgl. schon H. Collitz, *Journal of English and German Philology* VI (1906–07) S. 274–75.

<sup>23</sup> Cäsar, *De Bello Gallico* IV, 10 und Tacitus, *Annales* II, 6.

wird wohl daraus folgern wollen, daß zwischen Cäsar und Tacitus die Lautverschiebung stattgefunden hätte. Aber bei Apollonius Sidonarius heißt der Fluß *Vachalis*; die drei von den Römern verwendeten Schreibweisen zeigen uns, wie sie allmählich für den barbarischen *ch*-Laut ein adäquates Schriftzeichen zu verwenden gelernt haben. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß Cäsar das Wort natürlich aus keltischem Munde erfahren hat.

Von weitaus größerer Bedeutung sind diejenigen Fälle, wo Ortsnamen aus einem nicht germanischen Gebiet später mit verschobenen Konsonanten in den germanischen Sprachen auftreten. Ein schönes Beispiel ist das isländische Wort *Harfadjafell*, das in der *Hervarasaga* vorkommt und die «Karpathen» bezeichnet. Mit dem Namen des Gebirges sind die Germanen bekannt geworden, als sie die Weichsel entlang nach Süden vordrangen. So weit kam schon der Stamm der Bastarnen, der hier in der unmittelbaren Nähe der *Volcae Tectosages* gelangte; weil er schon am Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts am Schwarzen Meer auftritt, wird er schon um 300 v. Chr. die Karpathengegend erreicht haben. Wieviel früher sie von dort gekommen sein werden, läßt sich gar nicht bestimmen; ich verstehe nicht, wie Gutenbrunner, der hier an ein thrakisches Lehnwort denkt, diese Berührungen an der oberen Weichsel schon in der Hallstattzeit stattfinden lassen will.<sup>24</sup> Verbindungen der Germanen mit den Thrakern sind sehr gut möglich, was schon das Lehnwort «Hanf» beweisen dürfte. Dieses Wort wird bei den klassischen Völkern griechisch *κάνναβις, κάνναβος*, lateinisch *cannabis* und *cannabis* überliefert. Die Pflanze ist in der Gegend beheimatet, die sich vom Kaspischen Meer bis Mittel- und Südrubland ausdehnt. Die Thraker werden den Hanf nach Westen verbreitet haben, aber erst ziemlich spät. In vorgeschichtlichen Funden ist er nicht beobachtet worden. Auch bei den Römern wird er erst im 2. vorchristlichen Jahrhundert bei Lucilius erwähnt; an der Rhonemündung scheint er schon im 3. Jahrhundert angebaut worden zu sein<sup>25</sup>. Auch hier besteht gar keine Veranlassung, die Zeit, da die Germanen den Hanf kennengelernt haben, bis zur Hallstattzeit zurückzuschrauben.

Auch in Mitteldeutschland gibt es einige hierzu gehörende Beispiele. Die *Hercynia silva* kommt bei den antiken Autoren als *Ἄρκυονα ὄρη* bei Aristoteles, *Ἰρκύνος ὄρη* bei Ptolemaios vor; der germanische Nachklang ist der deutsche Name *Ferguna* oder *Virgunia* für das Erz- oder Fichtelgebirge und das Wort für Gebirge überhaupt; gotisch *fairguni*, ae. *firgen*. Das bedeutet also, daß die Germanen den Namen noch als *Perkunia* kennengelernt haben, in einer Zeit also, da das anlautende *p* in der keltischen Sprache noch nicht verschwunden war<sup>26</sup>. Mit Aristoteles kommen wir in das 4. vor-

<sup>24</sup> Vgl. Gutenbrunner z. a. S. S. 28.

<sup>25</sup> Vgl. Orth in Pauly-Wissowa, *Reallexikon* VII, 2313–15.

<sup>26</sup> Vgl. R. Much, *Zeitschrift für deutsches Altertum* XXXII (1888) S. 454–462.

christliche Jahrhundert; die Form mit erhaltenem *p* weist dann mindestens auf den Anfang der La-Tène-Zeit. Wenn das Finnegebirge nördlich Weimar zum britischen Wort *penn* «Kopf» gehören sollte, wäre das ein zweites Beispiel für die Lautverschiebung. Die *silva Caesia*, die Tacitus in der Ruhrgegend erwähnt<sup>27</sup>, finden wir später als *silva Heissi* oder *Hese* wieder; die Form mit *k* in so später Zeit ist so überraschend, daß man von einer Keltisierung des Namens reden möchte<sup>28</sup>.

Das Wort *Volcae* haben wir schon früher genannt; die Germanen haben es zu *Walebōz* umgebildet. Hier scheint doch wohl ein einwandfreies Zeugnis vorzuliegen, aber wenn es gilt, einer Theorie unbequeme Tatsachen aus der Welt zu schaffen, werden Forscher zuweilen sehr erfinderisch. Jacobsohn weiß uns zu sagen, daß von einem Übergang *Volcae* zu *Walebōz* nicht die Rede sein kann, und zwar weil im Urkeltischen indogermanisch *k* schon zu *kb* verschoben wurde und auf germanischer Seite Aspiration der germanischen *Tenuis* in so alter Zeit in keiner Weise erwiesen sein soll. Wir haben also hier einfach eine Lautsubstitution von *kb* durch *ch*<sup>29</sup>. Man fragt sich, woher Jacobsohn das alles so genau weiß. Was wir eben beweisen wollen, setzt er als schon bekannt voraus. In so alter Zeit war seiner Ansicht nach die Lautverschiebung schon durchgeführt, was erst noch zu beweisen wäre, und dann hätten die Germanen, weil sie den gewiß nicht allzu großen Abstand von *kb* zu *k* nicht überwinden konnten, zu dem Ausweg gegriffen, den Sprung von *kb* zu *ch* zu wagen. Aber nehmen wir an, daß die Germanen «in so alter Zeit» die Lautverschiebung noch nicht durchgemacht hätten; sie besaßen dann erstens das indogermanische *kb* und zweitens war das *k* schon wohl so weit aspiriert worden, daß es bald darauf zusammen mit *kb* verschoben werden konnte. Was bleibt von der ganzen, anscheinend grundgelehrten Behauptung sonst übrig, als daß Jacobsohn die Lautverschiebung weit in die Vergangenheit zurückführen möchte? So meint er auch abschließend sagen zu können: bislang ist noch kein einziges Beispiel mit Sicherheit nachgewiesen, das als Lehnwort aus dem Germanischen oder ins Germanische vor die Lautverschiebung in seinem Lautbestand zurückweise.

Dieser Satz ist gegen diejenigen Forscher gerichtet, die in der Masse der finnischen und lappischen Entlehnungen eine Anzahl von Beispielen nach-

<sup>27</sup> Annales I, 50.

<sup>28</sup> Vgl. R. Much, Zeitschrift für deutsches Altertum LXXV (1928) S. 27. Man muß immer mit der Möglichkeit rechnen, daß man entlehnte Wörter nach dem eigenen Lautbestand umbildet, wenn man sich des Lautverhältnisses zwischen beiden Sprachen bewußt ist. So haben die Iren, weil dem *p* der britannischen Sprachen bei ihnen *k* entsprach, sogar die christlichen Lehnwörter in diesem Sinne umgebildet: *presbiter* wurde *crumthber*, *purpura* wurde *corcur*, *pascha* wurde *caise!*

<sup>29</sup> Vgl. Jacobsohn, Zeitschrift für deutsches Altertum LXXVI (1929) S. 226–27.

weisen wollten, die eine Übernahme mit vorgermanischem Lautbestand dar-  
tun sollten. Ich will hier nicht auf eine Diskussion dieser Fragen eingehen; sie sind zu verwickelt, um in einigen wenigen Sätzen abgetan zu werden, weil dabei auch der finnische Stufenwechsel zur Sprache kommen müßte. Das möchte ich an einem Beispiel zeigen. Das nordische Wort *randi* für «Eisenerz» ist ins Finnische als *rauta* und ins Lappische als *ruovdde*, *ruonte* übernommen worden. Die Meinung geht dahin, daß die Entlehnung vor der Lautverschiebung stattgefunden hat. Die Finnen haben das Wort für «Eisen» als *randi* gekannt, das spätere Wort *isarn*, *járn* haben sie aber nicht mehr übernommen<sup>30</sup>. Man könnte nun denken, daß *randi* eine einheimische Benennung bei den Germanen war; etwa das nach der rötlichen Farbe bezeichnete Raseneisenerz; wahrscheinlich ist es aber auch ein Wanderwort, das zusammen mit der Technik der Bearbeitung aus dem Osten gekommen ist<sup>31</sup>. Man bemerkt leicht, wie zahlreiche Fragen das Wort *randi* aufwirft. Wenn es älter als der Name *isarn* ist, in welcher Zeit fand es dann seine Verbreitung? Noch vor der Hallstattzeit? Aber wie gelangte es damals zu den Skandinaviern? Und schließlich, wie lange hat sich die unverschobene Lautform erhalten?

Genzmer hat die Zeit der Lautverschiebung auf die Zeit zwischen 500 und 200 v. Chr. festsetzen wollen<sup>32</sup>. Terminus ante quem sei der Helm von Negau mit seiner Inschrift *barigasti teiva*, die restlos verschobene Formen zeigt, Terminus postquem die Namen wie *Volcae* und *Karpathen*, die auf früh-La-Tène-zeitliche Berührungen mit den Kelten und Thrakern hinweisen. Karsten will in Einklang mit Meillet die Lautverschiebung nicht vor der Zeitwende ansetzen<sup>33</sup>, eine Meinung, zu der ihn die Betrachtung der keltischen und finnischen Lehnwörter geführt hat.

Die ältere Forschung ließ die indogermanische Sprache sich in viel früherer Zeit in die Sondersprachen spalten; man dachte dabei an steinzeitliche Vorgänge. Damit gewann man auch eine befriedigende Erklärung für die Ursache dieses merkwürdigen Lautwandels: die Vermischung der eingewanderten Indogermanen mit der ursprünglichen Bevölkerung der Riesen-gräberzeit habe den alten Lautbestand ins Schwanken gebracht und dadurch sei das ganze Konsonantensystem in Unordnung geraten. Die Substrattheorie, die später auf viele andere indogermanische Sprachen ausgedehnt wurde, erfreut sich einer besonderen Beliebtheit, denn sie scheint uns feste, greifbare Tatsachen zu liefern, die etwas Rätselhaftes auf einfache

<sup>30</sup> Vgl. Wiklund, Eberts Reallexikon III, 370.

<sup>31</sup> Vgl. G. Ipsen, Indogermanische Forschungen XXXIX (1921) S. 235 und Festschrift Streitberg S. 226 vergleicht u. a. skr. *loham* (zu sumerisch *urud* «Kupfer»?).

<sup>32</sup> Vgl. F. Genzmer, Arv V (1949) S. 59–61.

<sup>33</sup> Die Germanen S. 186.



Weise lösen. Man vergißt dabei nur, daß man trotzdem in eine Welt der vollkommenen Willkür und des unbeschränkten Phantasierens gelangt. Wir kennen die Grundsprache eben nicht, und es steht uns frei, ihr ein Lautsystem anzudichten, das bequem erscheint, um die Lautverschiebung zu erklären. Aber so erklärt man das *ignotum* mit einem *ignotius*. Trotzdem, sobald das Wort Substrat erklingt, fühlt man es als ein erlösendes Wort.

Falls die Lautverschiebung viel später anzusetzen wäre, könnte man mit dem Volk der Megalithkultur nicht mehr auskommen. Weil Europa überall eine Urbevölkerung besaß, die sich durch die Jahrtausende erhalten hatte, und weil die Germanen auf ihren Wanderungen solchen Völkern immer wieder begegneten, war an Substratmöglichkeiten wahrhaft kein Mangel. Pokorny, der noch im Jahre 1929 als Ursache den Klimasturz betrachtet, der um 500 v. Chr. eingetreten sein soll und der deshalb von keinem Substrat wissen will<sup>34</sup>, behauptet sieben Jahre später, daß die Germanen bei ihrer Südwanderung auf die Bandkeramiker gestoßen seien, wo die Illyrer und Kelten nur eine dünne Oberschicht bildeten und deshalb der Einwirkung der mediterranen Rasse ausgesetzt gewesen sein könnten<sup>35</sup>. Weshalb die Kelten die Einflüsse dieses Substrats so standhaft überwunden haben, die Germanen ihnen dagegen wehrlos ausgeliefert waren, das ist ein Geheimnis eben der Substrattheoretiker. Auch H. Güntert führt die Lautverschiebung auf Völkermischung zurück: die Spirantisierung der Explosivae weise auf das südliche Europa hin. Verners Gesetz soll mit dem finnisch-ugrischen Stufenwechsel zusammenhängen<sup>36</sup> usw. Vorgänge, die rein phänomenologisch miteinander vergleichbar sind, unmittelbar in ein historisches Schema umzusetzen, mag ein Bedürfnis des modernen Denkens sein, man sollte hier aber mit der größten Vorsicht vorgehen und keine historische Erscheinungen aus hypothetischen Luftgebilden konstruieren.

Wir können die Frage nach den Ursachen der Lautverschiebung auf sich beruhen lassen; nur wird die Notwendigkeit, je später sie angesetzt wird, um so größer, sie als eine rein sprachliche Erscheinung zu deuten. Was uns hier aber besonders wichtig erscheint, ist die überraschende Einsicht, daß beide Sprachen, die keltische wie die germanische, eben noch im Begriff waren, aus der gemeinsamen Ursprache ihre spätere bezeugte historische Sprachform herauszubilden. Eine germanische Sprache, die am Anfang der Lautverschiebung steht, deren Vokalsystem noch durchaus indogermanisch ist, die also eigentlich noch gar nicht eine eigentlich germanische Sprache ist, muß der damaligen keltischen besonders nahe verwandt gewesen sein. Für das gegenseitige Verständnis gab es also kaum Schwierigkeiten; die

<sup>34</sup> Vgl. Wörter und Sachen XII (1929) S. 303–315.

<sup>35</sup> Vgl. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LXVI (1936) S. 16–17.

<sup>36</sup> Vgl. Wörter und Sachen X (1927) S. 1–22.

beiden Sprachen waren höchstens als indogermanische Dialekte zu bezeichnen. Aber von dem Augenblick an, wo sich Kelten und Germanen begegnen und beide eine kurze Spanne der bewegtesten Geschichte erleben, scheinen sie sich ihrer selbst bewußt zu werden und streben auseinander, so daß in der römischen Zeit die Völker mit einem klaren Profil und jedes mit einer durchaus eigenen Sprachform in das Blickfeld des Imperiums treten.

In die Liste der keltischen Lehnwörter hätte vielleicht noch ein anderes Wort aufgenommen werden können, das aber zur religiösen Sphäre gehört. Das Verzeichnis der abergläubischen Handlungen, die dem neubekehrten sächsischen Volke unter den strengsten Strafandrohungen untersagt werden, erwähnt die Verehrung von heiligen Hainen, die «nimidae» genannt werden<sup>1</sup>. Die übrigen germanischen Sprachen scheinen das Wort nicht gekannt zu haben, und auch in der altnordischen Literatur, welche die Hauptquelle für Kultus und Glauben der Germanen bildet, fehlt jede Spur. Dagegen hat es eine genaue Entsprechung in dem keltischen Worte *nemeton*. Fortunatus spricht von einem großen Heiligtum, das *vernemetis* heißt<sup>2</sup>. Der Senat der Galater sprach in Mordsachen an einem Orte Recht, der *Drunemeton*, also «Eichenhain» hieß<sup>3</sup>. Ortsnamen mit diesem Kultwort zusammengesetzt sind ziemlich häufig: *Nemetocenna* im Gebiet der Atrebatens, *Augustonemeton* in Gallien, *Tasinemeton* in Noricum, *Medionemeton* in Britannien, *Nemetobriga* in Spanien. Überall, wo die Kelten hingekommen sind, haben sie *nemeta* gehabt; auch in der irischen Überlieferung begegnet uns das Wort *nemed*. Nun haben auch andere indogermanische Sprachen ein Wort für heilige Haine (lateinisch *nemus*, griechisch *νέμος*), ein Beweis dafür, daß sie schon in der Urzeit Gegenstand des Kultes gewesen sind; aber das Keltische und das Germanische gehen in dieser Hinsicht zusammen, daß sie allein die Ableitung mit einem *-t*-Suffix kennen. Das spricht für einen engeren Zusammenhang; der Umstand aber, daß *nemeton* über das gesamte keltische Gebiet verbreitet ist, während *nimidas* nur von den germanischen Stämmen Westdeutschlands überliefert wurde, spricht dafür, daß hier eine Entlehnung stattgefunden hat. Wenn die sonst unbekannt Stadt Liftinae, wo im Jahre 743 die Synode, die dieses Verbot erlassen hat, tagte, die Stadt Lobbes im Hennegau gewesen sein soll, so würde das Wort vielleicht nicht einmal im eigentlichen Germanien gebraucht worden sein. Aber nehmen wir an, daß die Geistlichen ganz genau über die heidnischen Sachsen unterrichtet waren. Es ist dann auch durchaus überflüssig anzunehmen, wie d'Arbois de Jubainville es getan hat, diese *nimidas* als alte gallische *nemeta* zu betrachten und daraus zu folgern, daß Teile der Gallier in Norddeutschland zurückgeblieben seien<sup>4</sup>. Ein Kultureinfluß genügt hier in jeder Hinsicht; auch das

skandinavische *hof* für «Tempel» ist allem Anschein nach aus dem westdeutschen Gebiet, wohl aus Friesland, nach Norwegen gewandert. Ein reger Kulturaustausch hat am Niederrhein wohl ein gallisches Kultwort zu den germanischen Nachbarn tragen können. Aber ganz unmöglich ist es nicht, daß auch die Germanen das Wort *nimidae* von Anfang an gekannt haben, besonders wenn der schwedische Hofname *Nymden* in Uppsala län ebenfalls nach einem solchen Kultort benannt worden wäre<sup>5</sup>.

Wir bekommen von Cäsar gerade den Eindruck, daß in keltischen Sachen Germanen und Kelten weit auseinandergingen. Das gilt nicht nur von den Göttern, die sie verehrten, sondern auch von der Art des priesterlichen Amtes. Hier die übermächtigen, Fürst und Volk lenkenden, mit geheimer Wissenschaft ausgestatteten Druiden, dort eine kühle Haltung religiösen Sachen gegenüber, die sich in einem wenig entwickelten Opferkult kundgibt<sup>6</sup>. Das scheint zu anderen Beobachtungen zu stimmen: wenn wir den halbweltlichen *godi* des isländischen Freistaats mit dem geheimnisvollen Druiden vergleichen, ist der Unterschied groß. Die Frage ist nur, ob die Germanen der römischen Zeit ebenfalls so stark verweltlichte Priester, wie der isländische *godi* es war, gehabt haben, und welche Bewandnis es mit den Druiden hat.

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß Cäsar in seinem ethnologischen Exkurs nicht ausschließlich eigene Wahrnehmungen bringt, wie wir es von einem Feldherrn, der so lang in Gallien gewesen war, hätten erwarten können, sondern er hat auf typisch römische Art teilweise einen griechischen Autor abgeschrieben. Seine Mitteilungen stammen größtenteils von Poseidonios<sup>7</sup>. Bei der großen Autorität, die dieser Geograph im Altertum besaß, wird es uns nicht wundern, daß eigentlich alles, was wir über die Druiden wissen, aus dieser einzigen Quelle stammt. Die Schriftsteller, die über diese keltischen Priester ausführlicher handeln, gehören alle zum ersten nachchristlichen Jahrhundert, zu einer Zeit also, als man schon genauere und direktere Kunde hätte erhalten können. Diodorus Siculus hat seine Darstellung von Poseidonios abgeschrieben; unser zweiter ausführlicher Bericht stammt von Strabo, der hier wenn nicht unmittelbar auf Poseidonios, dann doch auf Timagenes zurückgeht. Dieser Timagenes kam 55 v. Chr. als Gefangener nach Rom und hat dort die Gelegenheit gehabt, nicht nur die älteren Schriftsteller zu lesen, sondern auch durch seinen Verkehr mit den angesehensten Männern in Rom von dem gallischen Kriegs-

<sup>1</sup> Vgl. B. Hesselman, Nordiska Texter och Undersökningar 7, 1935, S. 112–131; der Name *Nymden* wird auf eine ältere Form *\*nimidi* zurückgeführt und als «Weidegrund, Waldgegend» gedeutet (aus germ. *\*nemida*).

<sup>2</sup> De Bello Gallico VI, 21: nam neque druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student.

<sup>3</sup> Vgl. E. Norden, Die germanische Urgeschichte S. 97–99 und A. Klotz, Cäsar-Studien (1910) S. 26–27, der sogar auf einen Übersetzungsfehler gerade in der von den Druiden handelnden Partie hinweist.

<sup>1</sup> Indiculus superstitionum et paganismorum c. 6: de sacris silvarum quas nimidas vocant. Die Liste wurde von der Synode von Liptinae im Jahre 743 aufgestellt.

<sup>2</sup> Carmina I, 9.

<sup>3</sup> Strabo XII, 5, 1.

<sup>4</sup> Vgl. Revue Celtique XIX, 1898, S. 75.

schauplatz die einlaufenden Berichte, darunter auch Cäsars Commentarii, zu vernehmen. Trotzdem wird auch für ihn der griechische Geograph maßgebend gewesen sein.

Wenn wir die mancherlei Entgleisungen in den späteren Handschriften in Betracht ziehen, stimmen die Berichte bei Ammianus Marcellinus, der aus Timagenes schöpfte, und Strabo, der sowohl Poseidonios wie Timagenes benutzte, merkwürdig überein. Beide nennen drei Gruppen von Personen, die bei den Galliern sich den geistigen Angelegenheiten widmen. An erster Stelle die *bardi* oder *βάρδοι*, deren Aufgabe es ist, die Taten der Helden zu besingen<sup>8</sup>, dann die *drasidae* (offenbar fehlerhafte Entstellung von *dryidae*<sup>9</sup> oder die *δρυΐδαι*, über deren Amt wir noch eingehend sprechen werden, und eine dritte Gruppe, die Ammianus *euhagis* nennt und Strabo *οὐάταις*. Diese *οὐάταις*, eine griechische Buchstabierung für *vates*, sind nach Strabo Opferpriester und Naturforscher<sup>10</sup>, aber auch von den *euhagis* heißt es, daß sie die Geheimnisse der Natur erklären<sup>11</sup>. Das Wort *euhagis* versucht ein griechisches Wort *εὐάγεις* wiederzugeben, entweder ein Schreibfehler oder eine Konjektur für das ursprüngliche *οὐάταις*, das wir demnach Poseidonios zuschreiben dürfen. Ich werde hier nicht auf die Schwierigkeit eingehen, daß diese *euhages* oder *vates* in mancher Hinsicht ihrer Funktion nach auffallend zu den Druiden stimmen, denn auch diese sind Opferpriester und Naturforscher. Es kommt noch hinzu, daß Diodorus Siculus, der wieder auf Poseidonios zurückgeht, nur Barden und Druiden nennt, die ersteren sind die Sänger, die zweiten Philosophen und Theologen<sup>12</sup>. Daraus hat man sogar folgern wollen, daß die dritte Gruppe der *vates* überhaupt nicht von Poseidonios erwähnt worden sei und Timagenes hier seine Vorlage unrichtig verstanden hätte<sup>13</sup>. Das will mir aber gezwungen vorkommen; eher könnte man sich über die genauen Abgrenzungen der geistigen Funktionen irren, als über die Zahl, und wenn Diodorus die *vates* fortläßt, kann man das dadurch erklären, daß er sie nur als eine Art Doppelgänger der Druiden betrachten konnte. Die *vates*, welche die «sublima naturae pandere» bestrebt waren, brauchen darum noch nicht eben Naturforscher gewesen zu sein; es waren vielmehr Auguren, die aus Naturereignissen die Zukunft weissagten. Nun kennt auch die irische Lite-

<sup>8</sup> Ammianus XV, 9, 8: et *bardi* quidem fortia virorum illustrium facta heroicis composita versibus cum dulcibus lyrae modulis cantantur. Vgl. Strabo IV, 4, 4: *βάρδοι μὲν ἄμνηται καὶ ποιηταί*.

<sup>9</sup> Vgl. A. Klotz z. a. S. S. 121-2.

<sup>10</sup> Strabo IV, 4, 4: *οὐάταις δὲ ἱεροποιοὶ καὶ φυσιολόγοι*.

<sup>11</sup> Ammianus 1. c. *euhages* vero scrutantes seriem (hs. *serviani*) et sublimia naturae pandere conabantur.

<sup>12</sup> Diodorus Siculus V, 51, 2.

<sup>13</sup> Klotz z. a. S. S. 125-27; dagegen Trüdinger, Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie (Basel 1918) S. 94.

ratur die drei Gruppen nebeneinander: den *drui*, den *fili* oder «bard» und den *faith*; dieser letzte aber war ebenfalls Prophet und sein Name wird im Gallischen etwa \**gates* gelaute haben. Damit scheint mir doch wohl erwiesen, daß die von Poseidonios mitgeteilte Dreiteilung der geistigen Funktionen den Tatsachen völlig entsprochen hat.

Von den Druiden sind zwei Dinge für uns wichtig: ihre Funktion und ihre gesellschaftliche Stellung. Die antiken Forscher waren besonders von ihrer Geheimwissenschaft tief beeindruckt; sie heißen das eine Mal Naturforscher, das andere Mal Philosophen, die sich über das Wesen der Natur und des Menschen überraschende Einsichten erworben hatten; sie lehrten die Unsterblichkeit der Seele und deshalb auch die Seelenwanderung. Mit diesen hohen Gedanken traten sie in die Reihe der großen Philosophen aller Zeiten und Völker; wenn Diogenes Laertius zeigen will<sup>14</sup>, daß die Philosophie auch bei den barbarischen Völkern geblüht hat, vergißt er nicht, neben den persischen Magiern, den babylonischen und assyrischen Chaldäern und den indischen Gymnosophisten auch die keltischen Druiden und Semnotheoi zu erwähnen<sup>15</sup>. Ihre Kenntnisse waren so umfangreich, daß ihre Schüler, wie Cäsar mitteilt, zuweilen zwanzig Jahre brauchten, um sie in genügendem Maße zu bewältigen<sup>16</sup>. Das erinnert auffallend an das alte Indien, wo das Studium der drei Veden sogar 36 Jahre erforderte<sup>17</sup>. Noch eine andere Übereinstimmung mit den Verhältnissen in Indien fällt ins Auge; es ist den Druiden verboten, die Überlieferung schriftlich festzulegen<sup>18</sup>, was ebenfalls bei den Brahmanen der Fall war<sup>19</sup>. Das ist keine Geheimnistuerei einer privilegierten Priesterkaste, sondern ein alter Brauch, der auch von Numa, Pythagoras und Lycurgus überliefert wird. Von Numa berichtet Plutarchus, daß er es für unwürdig erachtete, die unsagbaren Dinge in seelenlose Buchstaben einzufangen<sup>20</sup>. Auch die Alten wußten, daß der Buchstabe tötet; die Tradition bleibt nur dann eine lebendige, sich immer reicher offenbarende Quelle der Erkenntnis, wenn sie im Gedächtnis der Weisen fortbesteht<sup>21</sup>.

<sup>14</sup> Er gibt die Meinung des Pseudo-Aristoteles wieder, der um 200 v. Chr. angesetzt wird.

<sup>15</sup> Wieder fällt hier die Erwähnung einer zweiten Gruppe neben den Druiden auf. Sollte *semnotheoi* nicht auf das *εὐάγεις* hindeuten, das ja «rein, heilig» bedeutet?

<sup>16</sup> De Bello Gallico VI, 14: Itaque annos nonnulli vicenos in disciplina permanent.

<sup>17</sup> Manava Dharmasāstra III, 1: *ṣaṭtrimsadabdikaṃ caryāṃ gurau traivedikāṃ vratam*.

<sup>18</sup> De Bello Gallico VI, 14: neque fas esse existimant ea litteris mandare.

<sup>19</sup> Megasthenes bei Strabo XV, 1, 53: *οὐδὲ γὰρ γράμματα ἴδμεν αὐτούς. ἀλλ' ἀπὸ μνήμης ἕκαστα διακρίσθαι*.

<sup>20</sup> Plutarchus, Numa XXII, 2: *ὡς οὐ καλὸς ἐν ἀρχαῖς γράμματα φρονουμένων τῶν ἀποδείξεων*.

<sup>21</sup> Vgl. G. Dumézil, Revue de l'Histoire des Religions CXX (1940) S. 125-133.

Was hat Irland uns dazu zu sagen? Seine schriftlichen Überlieferungen stammen aus einer Zeit, da das Christentum gesiegt hatte und die alten Priester verschwunden waren. Was von ihnen übrigbleiben konnte, war nur ihr Wissen um die Geheimnisse der Zukunft, die jeder Mensch für sich in seinem eigenen Leben zu erfahren bestrebt ist. Die römischen Kaiser haben mit großer Strenge die Druiden verfolgt, besonders ihrer greulichen Menschenopfer wegen, aber als Wahrsager haben sie sie immer gerne benutzt; sogar in der nächsten Umgebung von Kaisern wie Alexander Severus, Aurelianus und Diocletianus hören wir von gallischen Wahrsagerinnen<sup>22</sup>. So wird es auch in Irland gewesen sein, wo das Wort *drúí* schließlich nur einen Zauberer und Beschwörer bedeutet. Man hat daraus sogar schließen wollen, daß die späteren Zeugnisse für eine hohe Stellung der Druiden, wie die Figur des Cathba in der *Táin Bó Cuailnge*, nur romantisch angehauchte Entlehnungen aus römischen Verfassern gewesen sein sollten<sup>23</sup>, eine Auffassung, die kennzeichnend ist für eine Richtung in der Religionswissenschaft, die überall nur das Primitive anerkennen zu wollen scheint und späte Entartungserscheinungen zu urtümlichen Vorstellungen umdeutet. Die wenn auch schwachen Spuren in der irischen Literatur reden eine andere Sprache. Die Druiden bleiben immer noch durch eine besondere Kleidung unterschieden: ein weißes Gewand<sup>24</sup> und eine Tonsur, die *airbacc giumnae* genannt wurde<sup>25</sup>. Czarnowski hat aus der Literatur die Stellen gesammelt, die von den Druiden handeln, und kommt zum folgenden Ergebnis, das ein ganz anderes Bild als von armseligen Wahrsagern zeichnet<sup>26</sup>. Sie bestimmen und bringen die Opfer. Das feierliche Opfer bei der Königswahl, *tarbfeis* genannt, währenddessen ein weißer Stier geopfert wird, geschieht unter Aufsicht der Druiden. Bei öffentlichen Sühneopfern schreiben sie das Ritual vor und bestimmen die Art des Opfertieres. Sie entzünden das heilige Feuer an den Festtagen und verbrennen die Opfergaben. Ihnen ist die Sorge für den Kalender anvertraut; Cathba lehrt seine Schüler, wie sie die «dies fasti et nefasti» bestimmen sollen. Der Druiden Mag Ruith hatte seinen Namen daher bekommen, weil er die Zukunft aus der Bewegung von Rädern (irisch *rotha*) erkannte. Sie bestimmen die Tabuvorschriften (*geasa*), denen die Menschen unterworfen sind. Schließlich sind sie auch Beschwörer und Wundertäter. Man kann nur sagen, daß das Gesamtbild des irischen *drúí*, das aus den verschiedensten Quellen gewonnen wird, überraschend gut zu

<sup>22</sup> Vgl. Fustel de Coulanges, *La Gaule Romaine* S. 114.

<sup>23</sup> Vgl. A. G. van Hamel, *Actes du IVe Congrès International d'Histoire des Religions*, Leiden 1913, S. 147-49.

<sup>24</sup> Auch die gallischen Druiden trugen ein weißes Gewand, vgl. Plinius, XVI, 249.

<sup>25</sup> Einer der Streitpunkte zwischen der irischen und der römischen Kirche betraf gerade die Art der Tonsur; sollte das nicht durch die nationale Tradition in Irland erklärt werden dürfen?

<sup>26</sup> *Le Culte des Héros et ses conditions sociales* (Paris 1919) S. 271-74.

dem stimmt, was die klassischen Autoren über die gallischen Druiden erzählen, und es besteht gar keine Veranlassung, an ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln. Diese priesterliche Funktion ist also eine gemein-keltische gewesen. Eine wichtige Andeutung für die Druidenfunktion im heidnischen Irland gibt uns noch der Oghamstein von Killeen Cormac (in der Grafschaft Kildare), wo wir neben einer altirischen Inschrift die Wörter *ivere druides* lesen, was augenscheinlich bedeuten soll: die Druiden haben Hilfe geleistet<sup>27</sup>.

Cäsar bringt nun noch einige wichtige Mitteilungen über ihre gesellschaftliche Stellung. Sie entscheiden über fast alle öffentlichen wie privaten Streitigkeiten und bestimmen die Strafen in Mordsachen; weiter behandeln sie alle Erbschaftsfragen und Grenzstreitigkeiten. Gehorcht eine Person oder ein Stamm ihrer Entscheidung nicht, so werden sie von der Teilnahme am Opfer ausgeschlossen. Die Druiden sind vom Kriegsdienst und von Steuern befreit. Bei den großen Opfern, namentlich beim Menschenopfer, sind die Druiden tätig. Die Priester besaßen also eine große Macht, und das Leben des Individuums wie des Staates hing von ihren Entscheidungen ab. Die Bannbefugnis ist immer eine gefährliche Waffe, und die Exkommunikation, die die Druiden verhängen, schnitt dem Betroffenen im gesellschaftlichen Verkehr die Wurzeln ab. Man bekommt den Eindruck, daß die Plenarsitzung, welche die sämtlichen Druiden einmal im Jahr in Carnutum abhielten, den weltlichen Machthabern den Weg vorschrieb. Das scheint fast eine Theokratie, in der eine Priesterkaste unbeschränkt die Führung hat, wenn auch die Stammeshäuptlinge nach außen hin als eine Art Vordergrundfiguren auftreten. Immerhin ist es merkwürdig, daß Cäsar während der acht Jahre seines gallischen Krieges im Verlauf der politischen Entscheidungen die Druiden auch nur erwähnt.

In der großen Versammlung im siebenten Kriegsjahre, in der die Gesandten der gallischen Stämme die allgemeine Erhebung gegen Cäsar beschließen, wird mit keinem Wort von Druiden geredet. Immerhin ist es bemerkenswert, daß die Zusammenkunft bei den Carnutes stattfindet, also eben bei dem Stamm, wo die «Druidenstadt» Carnutum lag; es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Druiden daran beteiligt gewesen sind. Noch eins ist bemerkenswert. Es sind die Carnutes, die den Aufstand mit einem Angriff auf die römischen Kaufleute in Cenabum (dem späteren Orleans) einleiten, und zwar unter der Führung zweier Herzöge, von denen der eine *Gatruatus* hieß. Das ist aber der Name einer priesterlichen Funktion, den wir auf einigen Inschriften (Mâcon und Autun) erwähnt finden: der *gatuater* des Gottes Anval(i)os<sup>28</sup>. Damit wird bewiesen, daß Priester einer bestimmten Art an dieser Verschwörung beteiligt waren und sogar an einem Kriegszug teil-

<sup>27</sup> Vgl. C. J. S. Marstrand, *Norsk Tidskrift for Sprogvidenskap* XIII, 1945, S. 353-56.

<sup>28</sup> Vgl. Holder, *Keltischer Sprachschatz* I, 2046.



nehmen konnten. Der Verbindung der priesterlichen und fürstlichen Funktion begegnen wir auch bei dem Äduer Diviciacus, den Cäsar als den *vergobretus* oder «Rechtswirker» bezeichnet<sup>29</sup>, den wir aber später als Druiden bezeichnet in Rom finden, wo er der Gast des Marcus Tullius Cicero war<sup>30</sup>.

Die Inschrift von Mâcon nennt einen gewissen Sulpicius, der zu gleicher Zeit «flamen Augusti» und «gutuater Martis» gewesen ist. Daß der *gutuater* nicht eine unbedeutende, an örtliche Kultstätten gebundene priesterliche Funktion innehatte, dürfte schon aus einer Bemerkung von Ausonius hervorgehen, der von einem *gutuater* sagt: *stirpe Druidarum satus*. Damit ist freilich noch nicht erklärt, wie sich die beiden Priester im Kult die Rollen verteilt haben. Aber es läßt sich leicht denken, daß beim Opfer mehrere Personen tätig waren, wie das ja auch in Indien der Fall war. Während der Druiden die eigentliche Opferhandlung ausführte, kann man daneben einen Priester vermuten, der die dazugehörigen Texte, ob nun Hymnen, Mythen oder Gebete, hersagte oder sang.

Tatsächlich scheint das Wort *gutuater* eben diese Funktion anzudeuten. Es ist ansprechend als *gutu-pater* gedeutet worden, das heißt «Vater des Anrufs an Gott». Schon d'Arbois de Jubainville hat das Wort mit dem germanischen *gudja* (vgl. gotisch *gudja*, altnordisch *godi*) verglichen<sup>31</sup>, was von der späteren Sprachforschung bestätigt worden ist<sup>32</sup>. Zu demselben Wortstamm gehört aber auch das indische Wort *hotar*, der Name der priesterlichen Funktion, Gott preisende Hymnen zu rezitieren. Wenn wir nun noch bemerken, daß verwandte Wörter im Avestischen und Litauischen «verwünschen, zaubern» bedeuten, so dürfen wir schließen, daß hier ein bis in indogermanische Zeit zurückreichendes Kultwort vorliegt und gerade dieses Auftreten derselben Bezeichnung für einen Priester bei Germanen, Kelten und in Indien ist außerordentlich wichtig.

Es ist also, wenn wir jetzt zu der politischen Bedeutung der Druiden zurückkehren, ohne weiteres zuzugeben, daß sie einen großen Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten haben konnten. Aber war es in Rom anders? Konnte je der Senat einen Krieg erklären oder ein General einen Kriegszug anfangen, wenn nicht vorher die Auguren das Einvernehmen der himmlischen Mächte bezeugt hatten? Konnte man überhaupt Verträge abschließen, einen Frieden machen oder den Krieg erklären ohne die Mitwirkung der Fetiales? Deshalb war Rom noch keine Theokratie, aber die Römer

<sup>29</sup> De Bello Gallico I, 16.

<sup>30</sup> De divinatione I, 90. Merkwürdig ist wieder, daß was Cicero über die Druiden erzählt, dennoch alles wieder aus Poseidonios geschöpft ist (vgl. E. Norden, Urgeschichte S. 118–19).

<sup>31</sup> Cours de Littérature Celtique XII, 186; vgl. auch F. Loth in der Revue Celtique XV, 224 ff. und XXVIII, 119 ff.

<sup>32</sup> Vgl. Pokorny, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch S. 415.

waren eben stark «dediti religionibus», wie Cäsar es von den Galliern bezeugt<sup>33</sup>.

Eine wiederum aus Poseidonios stammende<sup>34</sup> Mitteilung bei Cäsar geht dahin, daß kein Opfer stattfinden konnte, ohne daß die Druiden daran beteiligt wären. Gewiß legt das den Priestern eine große Macht in die Hand, aber keine größere als bei allen antiken Völkern, wie bei den Römern selbst oder bei den Indern und Persern, üblich war<sup>35</sup>. Es ist notwendig, diese Ähnlichkeiten mit den Gepflogenheiten anderer indogermanischer Völker zu unterstreichen, weil man zuweilen die Stellung der Druiden im öffentlichen Leben Galliens stark übertrieben und daraus weitgehende Folgerungen mit Hinsicht auf den Ursprung ihrer Organisation gezogen hat. Man vergißt dabei, daß die Griechen und Römer die Kelten zu einer Zeit kennengelernt haben, als sie selbst schon längst auf einer viel höheren Kulturstufe angelangt waren und nicht mehr wußten, daß sie in früheren Zeiten sich ähnlich wie die Kelten verhalten hatten.

Cäsar behauptet, daß die Druidenlehre in Britannien ausgebildet und von dort nach Gallien gebracht worden sei. Er drückt sich aber durch die Verwendung des Wortes *existimatur* sehr vorsichtig aus<sup>36</sup>. Moderne Forscher sind viel weniger zurückhaltend gewesen. Wir müssen solche Mitteilungen über Herkunftsfragen immer mit einem gebührenden Maß von Skepsis betrachten. Man fabelt gerne von ehrwürdigen oder geheimnisvollen Funktionen oder Personen, daß sie aus der Fremde gekommen sind. In der Táin Bó Cuailnge hören wir von einer Dichterin Fedelm aus Connaught, die ihre Dichtkunst, aber auch einen gewissen Zauber in Albion erlernt haben soll. Wenn der Ursprung eines Volkes im Schatten liegt, so denkt man an eine Herkunft aus einem weit entlegenen Land. Das Lebor Gabála stellt es ja auch so vor, daß die Bevölkerung Irlands aus sehr verschiedenen aufeinanderfolgenden Einwanderungen entstanden sei. Etwas Ähnliches lehrt uns die Timagenes-Stelle, die davon berichtet, daß die Gallier von fernen Ozeaninseln gekommen sein sollen. Cäsar behauptet, daß die Volcae Tectosages sich einmal von den Germanen beim Hercynischen Gebirge ihre Wohnsitze erobert hatten, und damit meint er natürlich die Volcae, die er in Südgallien vorgefunden hat; er dreht hier also den geschichtlichen Ablauf geradezu um. Tacitus aber, der durch seinen Schwiegervater Agricola über die britannischen Sachen gut unterrichtet sein konnte, sagt sehr bestimmt, daß die

<sup>33</sup> De Bello Gallico IV, 16.

<sup>34</sup> Diodorus Siculus V, 31, 4: *Εθος δ' αὐτῶς ἐστὶ μὴδένα θυσίαν ποιεῖν ἄνευ φιλοσόφου.*

<sup>35</sup> Vgl. Megasthenes Bericht in fragm. 35 (Fontes VI, 25) über die Brahmanen *καὶ ὅστις δὲ ἰδὼς θεοὺς, ἐξηγητὴς αὐτῶν τῆς θυσίας τῶν τις ἀσπιστῶν τοῦτων γίνεται, ὡς οὐκ ἂν ἄλλως κερματισμένα τοῖς θεοῖς θύσαντες.* Für die Perser: Herodotos I, 132, *ἀνευ γὰρ δὴ μάγον οὐδ' οὐ νόμος ἐστὶ θυσίας ποιέσθαι.*

<sup>36</sup> De Bello Gallico VI, 13: *Disciplina in Britannia reperta atque inde in Galliam translata esse existimatur.*

in Britannien eingewanderten Gallier die Druidenreligion dorthin mitgebracht hatten<sup>37</sup>. Man liebt es, dabei zu bemerken, daß wir von dieser Institution weder in Spanien noch in Oberitalien noch bei den rechtsrheinischen Kelten eine sichere Spur finden, als wäre das befremdlich bei der äußerst dürftigen Weise, in der wir über das Leben dieser Stämme unterrichtet sind. Bei den Galatern in Kleinasien steht die Sache jedenfalls wesentlich anders. Die weltliche Obrigkeit (Tetrarchen und Richter) entscheidet die gewöhnlichen Rechtssachen, aber Mord und Totschlag gehören zu der Kompetenz eines Senates von dreihundert Mitgliedern; das erinnert stark an das Druidenkonzil im Gebiet der Carnutes, um so mehr, als die galatische Tagung in *Drumemeton* stattfindet, also in einem heiligen Hain, dessen Name an das Wort Druiden erinnert<sup>38</sup>.

Zwei Ansichten stehen einander gegenüber. Die eine stützt sich auf Cäsar und läßt die Druidenlehre in Britannien entstehen, leugnet dabei, daß sie je über Gallien hinausgekommen sei; sie malt in grellen Farben das sogenannte Unindogermanische im Druidentum und findet dadurch den Weg frei, eine solche unwürdige Herrschaft einer Priesterkaste der Vorbevölkerung aufzubürden, die Pokorny, der eifrigste Verteidiger dieser These<sup>39</sup>,

<sup>37</sup> Tacitus, *Agricola* c. 11: in universum tamen aestimanti Gallos vicinam insulam occupasse credibile est, eorum sacra deprehendas ac superstitionum persuasiones. Vgl. dazu W. Capelle, *Philologus* LXXXIV (1928) S. 479.

<sup>38</sup> Strabo XII, 567. Der Wortteil *dru-* kann verschiedentlich erklärt werden. Auf der Hand liegt das Wort für «Eiche», weil dieser Baum in Gallien wenigstens als besonders heilig gehalten wurde. Aber für den Namen *Druide* paßt diese Bedeutung doch eigentlich nicht. Der zweite Teil *\*uid* bedeutet «kennen, wissen» oder «Ehrfurcht bezeugen, anbeten»; wie soll man das aber mit dem Begriff der Eiche in Einklang bringen? Zwar erzählt Plinius von einer heiligen Handlung der Druiden: sie schneiden mit goldener Sichel einen auf einer Eiche wachsenden Mistelzweig; aber das genügt nicht, um zu beweisen, daß die Druiden ganz besonders mit einem Eichenkult verbunden waren. Wenig überzeugend ist die Auffassung von C. J. S. Marstrander, *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap* XIII, 1945, 2. 338, der meint, *dru-* könnte ein Göttername gewesen sein. Am einfachsten ist es doch wohl *dru-* als ein verstärkendes Präfix zu betrachten: *Druide* ist dann der «sehr Weise» und *Drumemeton* bedeutet der große heilige Wald.

<sup>39</sup> Vgl. Eberts *Reallexikon* XII, (1918) 229, *Annual Report of the Smithsonian Institution* 1910, S. 583–597, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXVIII 61908 S. 34–45. Ich erinnere hier an den bekannten Königsritus in Ulster, den Pokorny, *Zeitschrift für celtische Philologie* XVI, 1927, S. 123 als unindogermanisch verworfen hat, den aber F. R. Schröder, *ibidem* 310–12 mit dem indischen *Aśvamedha*-Opfer verglichen hat! – Unindogermanisch auch J. Rhys, *Lectures on the Origin and Growth of Religion* S. 229, T. D. Kendrick, *The Druids* S. 205 und Krause, *Schriften der kgl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg*, Heft 12 (1936) S. 41. Vgl. weiter über diese Fragen meinen Aufsatz in der *Zeitschrift Kairos* 1960.

in den eskimoartigen Eingeborenen Nordirlands suchen möchte. Das ist eine reine, durch nichts gerechtfertigte Konstruktion. Man braucht nur das gallische Druidentum neben die Brahmanen im vedischen Indien zu stellen, die ihrerseits ihre Entsprechung in den römischen Flamines haben, um einzusehen, daß hier gar keine Veranlassung besteht, den Indogermanen einen Priesterstand abzuspochen, der auf seinem eigensten Gebiet uneingeschränkte Macht besaß und durch die Verwaltung des Kultes auch auf die weltlichen Angelegenheiten einen großen, mitunter entscheidenden Einfluß ausüben konnte.

Und nun die Germanen? Hier steht Cäsars Satz: «Germani multum ab hac consuetudine differunt» am Anfang der Diskussion. Sie haben keine Druiden, die der göttlichen Angelegenheiten obwalten und kümmern sich wenig um Opfer<sup>40</sup>. Wir sind schon etwas argwöhnisch geworden, nachdem wir zu der Einsicht gelangten, daß Cäsar mit Vorsatz das Bild Kelten–Germanen in Weiß–Schwarz gemalt hat; es lag in seinem politischen Interesse, den Gegensatz der beiden Völker scharf hervorzuheben. Tacitus weiß wohl von germanischen Priestern zu reden; sie üben die Wahrsagung durch das von ihm so eingehend beschriebene Loswerfen<sup>41</sup>; sie geleiten die Umfahrt des Wagens bei der Nerthusfeier; sie sind bei der Volksversammlung tätig, die sie mit dem Schweigegebot eröffnen und gegen Störer des Dingfriedens sichern; im Kriege üben sie den Strafvollzug aus. Bei allen wichtigen Angelegenheiten des germanischen öffentlichen Lebens sind sie also tätig. Ob sie eine Art Geheimwissenschaft übten wie die Druiden, wissen wir nicht, weil es uns niemand gesagt hat. Wer aber würde daran zweifeln, daß Priester über die göttlichen Dinge und die Weltfragen gegrübelt haben? Eine Organisation der Priester kann es sehr wohl gegeben haben. Tacitus erwähnt einen «sacerdos civitatis» und es scheint gezwungen, ihn nur als «den Germanen» zu deuten, «der im Namen des Stammes der Gottheit opferte, wie es jeder Hausvater für seine Familie tat<sup>42</sup>». Es gibt ja in einer Familie nur einen Hausvater, in einem Stamm aber mehrere Priester. Dann muß der Stammespriester doch wohl irgendwie als Haupt der ganzen Priesterschaft fungiert haben. War denn der Priester der Chatten, Libes, den Germanicus in seinem Triumph mitführte<sup>43</sup>, nicht eine so hervorragende Persönlichkeit, daß es der Mühe wert schien, ihn dem römischen Volke vorzuzeigen? Bei den Burgundern hören wir von dem obersten Priester, der den Namen *sinistus* trug<sup>44</sup>, doch wohl weil er unter den «seniores» den allerhöchsten Rang

<sup>40</sup> *De Bello Gallico* VI, 12: nam neque druides habent qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student.

<sup>41</sup> *Germania* c. 10.

<sup>42</sup> W. Reeb, *Tacitus Germania* S. 96.

<sup>43</sup> Strabo S. 292.

<sup>44</sup> *Ammianus Marcellinus* XXVII, 3, 14.

innehatte? Sollten nun diese Stammespriester keine Rolle in den politischen Entscheidungen gespielt haben? Germanicus hätte gewiß den Libes nicht in seinem Triumph auftreten lassen, wenn er nur ein Germane gewesen wäre, der «im Namen des Stammes opferte»: im Gegenteil, er hat sicherlich das Rückgrat des chattischen Widerstandes gegen Rom gebildet. Dann aber steht dieser «sacerdos civitatis» nicht so himmelweit von dem Druidenoberhaupt der Carnutes entfernt.

Von den Kelten werden uns drei Kategorien genannt: die Druiden, die Vates und die Barden. Die Germanen hatten ihre Priester und ihre Sänger; fehlte die dritte Gruppe der Vates ganz? Die skandinavischen Quellen bewahren einen schwachen Nachhall einer priesterlichen Funktion in ihrem *þulr*, den Vogt<sup>45</sup> als einen «Kultredner» hat erklären wollen: den Mann also, der die Gebets- und Eidesformeln kannte, beim Opfer den rituellen Anruf an die Götter aussprach und der deshalb auch die Kultlegenden und religiösen Geheimnisse kannte. Das Zeitwort *þylja* bedeutet später: «undeutlich reden, murmeln»; das weist doch wohl auf das Aussprechen der Zauberformeln hin, aber nicht weniger auf die Offenbarung göttlicher Kunde. Mir scheint der *þulr* mancherlei Berührungspunkte mit dem keltischen Vates zu haben. Daraus ließe sich schließen, daß die Organisation der geistigen Oberschicht bei beiden Völkern im Grunde nicht so sehr verschieden gewesen ist. Man soll nicht von dem isländischen *godi* ausgehen; er war in diesem Kolonialgebiet, wo die alten religiösen Bindungen viel weniger kräftig waren als in dem Mutterlande, mehr ein weltlicher Hauptling, der nebenbei auch Tempelvorsteher war. Das sind aber Degenerationserscheinungen, die man nie und nimmer dazu verwenden kann, sich ein Bild der ursprünglichen Verhältnisse zu machen. Wenn man an die gewaltigen Opferfeiern im schwedischen Uppsala und im dänischen Lejre denkt und daneben beachtet, wie in der Zeit der Bekehrung gerade diese Feiern Veranlassung zu heftigen heidnischen Reaktionen gegen das Christentum wurden, wird man nicht umhin können, hier den Wirkungsbereich und den Einfluß germanischer Priester zu sehen.

Es scheint allmählich eine gewisse Verweltlichung der priesterlichen Funktion stattgefunden zu haben, die sich schon in der römischen Zeit ankündigte und schließlich zu der durchaus politischen Godenwürde des isländischen Freistaats führte. Man mag diese letzte Entwicklung als die Folge der abnormen Verhältnisse in einem «Kolonialgebiet» betrachten wollen; auch anderwärts finden wir Andeutungen, die in dieselbe Richtung weisen. Wenn auf dem dänischen Glavendrup-Stein von einem Manne geredet wird, der zugleich *goda wía*, also «Priester der Heiligtümer» und *lids bedwardan þagn*, also «Hauptling im Gefolge» genannt wird, so scheint in

<sup>45</sup> Der frühgermanische Kultredner, in *Acta Philologica Scandinavica* II (1937-8) S. 250-263.

der Wikingerzeit eine und dieselbe Person die geistlichen und weltlichen Funktionen gehabt zu haben<sup>46</sup>.

Wir wollen ja keinesfalls leugnen, daß die priesterliche Funktion im germanischen Leben einen anderen Charakter hatte als jene der Druiden. Cäsar kann sehr wohl darin recht haben, daß die geistige Macht der Druiden, die in ihrer esoterischen Geheimlehre ihren Ursprung und ihren Halt hatte, bei dem germanischen Priester fehlte. Er konnte deshalb einen «weltlicheren» Eindruck machen, weil es, wenigstens äußerlich, nur sein Amt war, die öffentlichen Opferfeiern zu leiten; inwieweit er in geistlichen Dingen das Denken und Handeln des Volkes beherrschte, bleibt uns verborgen. Aber wenn wir bedenken, daß es seine Sache war, die Vorzeichen zu deuten (die Vogelschau, das Wiehern der Pferde, das Losorakel), so müssen wir wohl annehmen, daß er gerade dadurch einen entscheidenden Einfluß auf das öffentliche Leben hat ausüben können.

Wir werden noch einen Augenblick bei dem Götterglauben der beiden Völker verweilen. In keinem Teil des cäsarischen Exkurses tritt die Flüchtigkeit seiner Arbeit so stark hervor als gerade hier. Die ganze Darstellung über die gallische Religion macht den Eindruck einer ziemlich willkürlichen Zitatenammlung; nirgends bekommt man den Eindruck eines aus einem Guß geschriebenen, wohlkomponierten Ganzen. Die Aufmerksamkeit schweift fast zufälligerweise hin und her. Wenn er über die Opfer geredet hat, erwähnt er im Vorübergehen die Götter. Unter diesen hebt er «Mercurius» als den wichtigsten hervor. Der Satz: von ihm gibt es die meisten Bilder, könnte auf eigene Wahrnehmung hindeuten. Der Gott ist aber im Grunde eigentlich der römische Merkur: Führer der Wege, Gott des Handelsverkehrs. Mit den übrigen Göttern macht er es sich sehr leicht: «Von ihnen kann dasselbe gesagt werden, was man von den übrigen Völkern weiß. Die ganz römisch anmutende Reihe Apollo, Mars, Jupiter und Minerva flößt deshalb auch wenig Vertrauen ein, und es scheint fast vergebliche Mühe, hinter ihnen richtige gallische Gottheiten suchen zu wollen. Was wir sonst wissen, ist enttäuschend wenig: einige zufällige Erwähnungen in der Literatur, eine Anzahl von Weihedenkmälern, welche die Rätsel nur zu vermehren scheinen.

Den höchsten Gott Mercurius setzt Lucanus mit dem Gotte Teutates gleich, der mit greulichen Blutopfern verehrt wurde<sup>47</sup>. Schon in dem Namen liegt seine Würde als oberster Gott des Volkes deutlich ausgedrückt. Die römischen Autoren kennen auch einen germanischen Mercurius, mit dem sie Wodan andeuten wollen. Es liegt also nahe, eine ähnliche Göttergestalt in dem gallischen Merkur zu suchen. Cäsars Charakteristik ist denkbar un-

<sup>46</sup> Vgl. E. Moltke, *Acta Philologica Scandinavica* VII, 1932, S. 83-96.

<sup>47</sup> Lucani *Commenta Bernensia* ad I, 445 (placatur sanguine diro Teutates) sagen: Mercurius lingua Gallorum Teutates dicitur.

befriedigend für einen Gott, der mit Menschenopfern beschwichtigt werden muß. Deshalb braucht die Beziehung auf Handel und Verkehr nicht unrichtig gewesen zu sein; auch Odin wurde *Farmatyr* genannt, also der Gott der Frachten. Auch der skandinavische Odin war ein «viator indefessus», wie das der gallische Wegegott gewesen sein wird.

Man hat in ihm den gallischen Gott *Lugus*, der in dem Ortsnamen *Lugdunum* vorkommt, wiedererkennen wollen; er ist auch den Inselkelten bekannt gewesen: im Irischen als *Lug*, im Kymrischen als *Llew*. Die Übereinstimmungen zwischen diesem Gott und dem germanischen Wodan sind so zahlreich und wichtig<sup>48</sup>, daß man sie als ursprünglich gleichartige Gottheiten betrachten darf.

Iuppiter ist der Himmels-gott; wir möchten ihn in dem *Nodens* wiedererkennen, dem weitläufige römische Bauten auf einem Hügel bei Lydney an der Severn errichtet wurden und in dessen Nähe nicht weniger als 8000 römische Münzen gefunden wurden<sup>49</sup>. Das ist derselbe Gott wie der irische *Nnadu*, dessen silberne Hand auffällig an die von dem skandinavischen Týr erzählte Mythe erinnert, wie er in Fenrirs Rachen ebenfalls seine Hand verloren hatte. Es ist also gerechtfertigt, in beiden den alten indogermanischen Himmels-gott zu erkennen.

Ein dritter Gott ist der von Lukan erwähnte *Taranis*, den der Kommentator ebenfalls mit Iuppiter, aber in der Form des unterweltlichen Dis pater, gleichsetzt und dem als Opfer Menschen verbrannt werden. Er ist auch Kriegsgott. Mehrere Weiheinschriften nennen ihn in abweichender Form: *Taranicus* neben *Taranucus*, in einer Inschrift bei Chester aber *IOM Tanaro*. Dieser Name stimmt so vollkommen zum germanischen Donar, daß wir nicht umhin können, in beiden den alten indogermanischen Gewittergott zu sehen<sup>50</sup>, dessen Waffe der zermalmende Blitz ist und der wie der indische Drachentöter Indra der mächtige Vorkämpfer für die göttliche Weltordnung ist. Der keltische Iuppiter war schon wegen seiner Blitzwaffe leicht mit dem lateinischen zu verwechseln; auf gallischem Boden hält er ein Rad in der Hand und stützt sich mit der Hand oder dem Arm auf eine zweite Figur, die gewöhnlich viel kleiner ist (Monumente von Gaud und Luxeuil). Die kleine Figur ist gewiß nicht der schlangenfüßige Riese, auf den der Gott der sogenannten Iuppiter-Gigantensäulen tritt<sup>51</sup>; sie erinnert vielmehr

<sup>48</sup> Vgl. meine Bemerkungen in *Ogam X*, 1958, S. 278–281.

<sup>49</sup> Vgl. R. H. Hodgkin, *A History of the Anglo-Saxons I*, 49–50.

<sup>50</sup> Auch hier hat die Forschung m. E. unnötig Schwierigkeiten geschaffen; während R. Much, *Zeitschrift für deutsches Altertum XXXV*, 1891, S. 372–74, K. Helm, *Festschrift Ehrismann* S. 16 und G. Neckel, *Germanen und Kelten* S. 14 *Tanarus* und *Donar* gleichsetzen, erklären sich R. Much, *Zeitschrift für deutsches Altertum LXV*, 1928, S. 38, und Schneider, *Die Götter der Germanen* 1938, S. 197 dagegen. C. Clemen, *Archiv für Religionswissenschaft XXXVII*, 1941, S. 122 meint, *Tanaro* könnte verschrieben sein.

an den kleinen menschengestaltigen *Djalfi*, der in Skandinavien den Donner-gott begleitet.

Es scheint mir aber von besonderer Bedeutung, daß sowohl bei den Kelten wie bei den Germanen der Gott der zweiten Funktion, der in Indien mit dem Namen Indra angedeutet wurde, einen Namen bekommen hat, der ihn besonders als «Donnergott» kennzeichnet. Aber bemerkenswert ist es nun, daß die Namen von verschiedenen Wurzeln abgeleitet worden sind: germanisch *\*þunaraʒ* steht neben gallisch *Taranis*: *n* und *r* kommen in beiden Wörtern vor, stehen aber an verschiedener Stelle. Dadurch scheint es ausgeschlossen, daß man hier von einer Entlehnung reden sollte, obgleich der Name *Tanarus* auf einer Inschrift von Chester dafür sprechen könnte; man hat aber vermutet, daß in diesem Fall ein Germane der Dedikant gewesen ist. Auch in diesem Namen des Donnergottes zeigt sich wieder, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in der die Vorfahren der Kelten und Germanen eine enge Gemeinschaft gebildet haben, während der sie gemeinsame Neuerungen durchgeführt haben, wenn auch jedes Volk auf seine eigene Weise.

Es kann kein Zweifel bestehen: die keltische Götterwelt zeigt eine ähnliche Struktur wie die der übrigen indogermanischen Völker. Die höchste Gewalt hat überall, wo sie noch klar zu erkennen ist, zwei Aspekte: der Gott der Verträge und im allgemeinen des gesetzlichen Verhaltens neben einem andern, der auf gewaltsame Weise mit magischen Kräften die Weltordnung behauptet: den Götterpaaren *Mitra-Varuna* bei den Indern oder *Týr-Odin* bei den Germanen entspricht *Nodens-Teutates* bei den Kelten. Die zweite göttliche Instanz ist die der kriegerischen Macht, die mit den Waffen die Welt gegen ihre Feinde beschützt: *Indra-Donar-Taranis* sind unmittelbar vergleichbar. Wir vermissen noch die dritte Stufe, die das bäuerliche Leben beschützt, Fruchtbarkeit bewirkt, Reichtum und Gesundheit schafft. Hier finden wir *Zwillingspaare*<sup>52</sup>, wie die indischen *Asvins* oder die germanischen *Alces*; daneben treten fast selbstverständlich weibliche Gottheiten wie die Göttin *Nerthus*, von der *Tacitus* uns so Wertvolles mitgeteilt hat. Bei den Kelten sind hier die Spuren mehr oder weniger verwischt. Der von *Cäsar* erwähnte *Apollo*, der Krankheiten heilt, konnte genannt werden, denn er wurde in Gallien besonders als Heilgott verehrt. Sein Beiname *Borvo* oder *Bormo* deutet darauf hin, daß seine Kultstätten bei warmen, heilkräftigen Quellen errichtet wurden: *Aix-les-Bains* hieß in der römischen Zeit *Aqua Bormonis*. *Cäsar* nennt in seiner gallischen Götterliste neben vier Göttern noch als fünfte die Göttin *Minerva*; sie wurde vor-

<sup>51</sup> So P. Lambrechts, *Contributions à l'Étude des divinités celtiques* (Brugge 1942) S. 78.

<sup>52</sup> *Diodorus IV*, 56, 4: δεισιμόντες παρὰ τὸν ἀσιατικὸν κατοικοῦντες Κέλτας ἀεβρομένους, μάλιστα τῶν θεῶν τοῦς Διαισώρους.



nehmlich im Rheingebiet verehrt, aber Solinus berichtet von Britannien, daß dort Quellen unter dem Schutz der Minerva standen. Es dünkt mich wahrscheinlich, daß diese weibliche Gottheit zusammen mit Apollo die dritte Funktion im indogermanischen Göttersystem repräsentiere. Übrigens scheint sie bei den Kelten durch eine Reihe von weiblichen Göttinnen vertreten zu sein, unter denen die *Matres* oder *Matronae* hervortreten. Gerade an diesem Punkt sehen wir die Ähnlichkeit zwischen der keltischen und germanischen Religion, denn diese Muttergottheiten wurden bei den Germanen ebenfalls, und zwar in der römischen Zeit, mit großem Eifer verehrt; die Weihsteine rühren im allgemeinen von einfachen Leuten des Volkes her.

Wir haben jedenfalls in großen Zügen das indogermanische System bei den Kelten wiedergefunden; wenn es nicht so deutlich ausgeprägt ist wie bei den Germanen, kann das durch die außerordentlich dürftige Überlieferung erklärt werden, die überdies noch den Mangel hat, sehr verschiedenartig zu sein: teilweise Mitteilungen bei klassischen Autoren, teilweise schwerdeutbare Inschriften und Abbildungen. Kehren wir jetzt zu Cäsar zurück, so bleibt er seinem Vorsatz, die Germanen als grundverschieden von den Kelten zu schildern, treu. Eigentliche Götter sollen sie nicht haben; sie verehren nur die sichtbaren Naturkräfte wie Sol, Vulcanus und Luna; von anderen wissen sie überhaupt nichts<sup>54</sup>. Nach der vollkommen ungenügenden Weise, auf die die gallischen Götter abgetan worden sind, von denen er doch aus jahrelanger Erfahrung etwas hätte wissen können, verwundert uns dieses summarische Aburteil des germanischen Glaubens kaum. Von ihnen wußte er nur vom Hörensagen, wenn überhaupt etwas. Die Absicht ist auch deutlich: die Kelten müssen als ein den Römern fast ebenbürtiges, jedenfalls gleichwertiges Volk dargestellt werden; die Germanen aber sind die echten Barbaren. Es gehört zu den eisenfesten Anschauungen der antiken Ethnographie, daß Völker auf einer niedrigeren Kulturstufe nur die reinen Naturkräfte verehren, also zu eigentlichen Göttern noch nicht gelangt sind. Es ist eine merkwürdige Ironie der Forschungsgeschichte, daß die neuesten manistischen Theorien hier den Anfängen der ethnologischen Wissenschaft die Hand reichen; wo man nur etwas Primitives wittert, kann es keine eigentlichen Götter geben, sondern nur die magische Wirkung unpersönlicher Kräfte. Ein römischer Schriftsteller, der ein barbarisches Volk beschreiben wollte, wußte, an was er sich zu halten hatte: Sonne und Mond und das Feuer. Das von Cäsar gezeichnete Wunschbild – es braucht kaum gesagt zu werden – steht in schroffem Widerspruch zu dem, was Tacitus auf Grund genauer Erkundigung in seiner Germania berichtet.

<sup>54</sup> De Bello Gallico VI, 21, 2: Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem, et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.

Wir begegnen auch in der neueren Literatur Beispielen, daß man den Unterschied zwischen den Kelten, deren La-Tène-Kultur zu einer hohen Blüte gelangt war, und den auf primitiverer Stufe zurückgebliebenen Germanen nachdrücklich hervorgehoben hat. In mancher Hinsicht ist das vollkommen berechtigt; man muß aber dann Widerspruch erheben, wenn der Eindruck erweckt wird, daß die Germanen kaum über die Stufe eines Naturvolkes hinausgekommen waren. Es scheint mir wichtiger, daß bei allem Unterschied doch auch hervorgeht, wie sehr die beiden Völker einander im Grunde ähnlich waren, denn nur daraus läßt sich erklären, daß nach ihrer Begegnung am Niederrhein so schnell eine Verschmelzung, die zu der Bildung der Belgier führte, stattfinden konnte.

Oft stehen zwei zu verschiedenen Kultursphären gehörende Völker einander besonders in Sachen des Glaubens und des Kultes fremd gegenüber; wir haben zu zeigen versucht, daß davon in dem Verhältnis der Kelten und Germanen kaum die Rede ist. Daß es dennoch Gegensätze gegeben hat, ist selbstverständlich. Sie zeigen sich zum Beispiel deutlich in dem Opferbrauch. Die Römer haben sich über die gallischen Menschenopfer entsetzt und dabei besonders die fast unmenschliche Grausamkeit hervorgehoben. Cicero ereifert sich noch über diesen barbarischen Brauch bei den Galliern<sup>54</sup>. Was Cäsar über diese Opfer, die richtige Holokauste waren, berichtet, ist auch erschütternd: sie machten aus Stroh geflochtene Götterbilder (*simulacra*), die mit lebenden Menschen gefüllt und dann in Brand gesteckt wurden<sup>55</sup>. Auch die grausame Art, wie sie einen Menschen mit einem Messer in den Rücken stoßen und dann aus der Weise des Niederfallens, aus den Zuckungen der Glieder und dem Herausströmen des Blutes die Zukunft voraussagen, zeigt eine fast abnorme Roheit<sup>56</sup>. Aber auch die neuere Geschichte hat uns Beispiele genug gezeigt, daß eine in mancher Hinsicht besonders auf technischem Gebiete hochstehende Kultur mit einem Mangel an menschlichem Gefühl und sogar mit Gewissenlosigkeit zusammengehen kann.

Die Germanen haben auch gerne und viel geopfert, obwohl Cäsar das Gegenteil behauptet. Besonders nach einem erkämpften Sieg haben sie sich nicht gescheut, die Gefangenen massenhaft hinzuschlachten. Nach der

<sup>54</sup> Pro. M. Fonteio 13, 31: Quis enim ignorat eos usque ad hanc diem retinere illam immanam ac barbaram consuetudinem hominum immolatorum?

<sup>55</sup> De Bello Gallico VI, 16: alii immani magnitudine simulacra habent, quorum contexta viminibus membra vivis hominibus complent; quibus succensis circumventi flamma exanimantur homines. Auch das eine Lesefrucht aus Poseidonios! Vgl. Strabo IV, 4, 5: και άλλα δέ ἀθηραιολογιστῶν ἰδίῃ λόγῳ - καὶ γὰρ κατετάξεν ἰσχυρὰ καὶ ἀνεσταύρων ἐν τοῖς ἱεροῖς, καὶ κατακτενοῦσαντες κολοσσῶν χόρτου καὶ ἔλιπον ἐμβλόντες εἰς τοῦτον βοσκήματα καὶ θηρία παντῶν καὶ ἀνθρώπων ὄλοκαύτων. Für die Abhängigkeit der beiden Autoren von der selben Quelle spricht schon, daß sie beide ihre Mitteilung mit *ubi, άλλα* anfangen!

<sup>56</sup> Vgl. Strabo IV, 4, 5 und Diodorus Siculus V, 31.

Schlacht von Arausio im Jahre 103 v. Chr. sollen die Kimbern und Teutonen alle Gefangenen durch Erhängen den Göttern geweiht haben. Sie ertränkten sogar alle Pferde und vernichteten die gesamte Beute an Waffen und Kostbarkeiten oder warfen sie in die Rhone<sup>57</sup>. Jeder erinnert sich an das schreckliche Schicksal, das die römischen Legionen nach der Katastrophe im Teutoburger Wald erfuhren<sup>58</sup>. Hier aber sind es die außerordentlichen Fälle des Krieges; vor Anfang der Schlacht hatte eine richtige «*devotio*» stattgefunden, durch die das feindliche Heer dem Gott Wodan geweiht wurde<sup>59</sup>. Aber auch bei den großen Stammesfeiern wurde manchmal ein grauenhaftes Opfer dargebracht. In seiner Kirchengeschichte erzählt Adam von Bremen von einem Opfer, das einmal in neun Jahren in Uppsala gefeiert wurde; es dauerte neun Tage und an jedem Tage wurden neun lebende Wesen geopfert, unter denen sogar Menschen waren. Etwas Gleichartiges berichtet Thietmar von Merseburg über das große Opferfest in dem dänischen Kultort Lejre auf Seeland.

Von den Kimbern und Teutonen wird noch eine besonders grausame Opferhandlung erzählt, die auffallend zu der von den Galliern überlieferten stimmt: in weiße Gewänder gekleidete Frauen sollen Gefangenen über einem Kessel die Kehle durchschnitten und aus dem Blut geweissagt haben. Weil aber das kimbrische Heer stark mit keltischen Abteilungen vermischt war, wage ich nicht, dieses Zeugnis für germanische Opfersitten zu verwenden<sup>60</sup>. Daß aber unter Umständen die Germanen grausame Tötungsarten benutzt haben, beweist schon das Schnitzen des Blutaars, das aus der Wikingerzeit überliefert ist: dem Unglücklichen wurde mit einem Schwert der Rücken aufgeschnitten und die Lunge herausgerissen. Diese Handlungsweise erinnert wieder befremdend stark an die eben von den Galliern mitgeteilte, und übrigens gehört sie zu einer Periode der ärgsten Sittenverwilderung<sup>61</sup>.

Während Cäsar bei den Galliern Tempel vorgefunden und zerstört hat – Suetonius behauptet, daß er sich mit den geraubten Tempelschätzen ein Vermögen ergaunert hätte<sup>62</sup> –, sollen die Germanen nur im Freien geopfert haben. Auch hier ist eine Korrektur notwendig. Richtig ist daran, daß die Germanen, wie die Indogermanen überhaupt, von altersher ihre Götter nicht in Tempelgebäuden verehrt haben; und je näher also ein Volk dem

<sup>57</sup> Vgl. Livius LXVII, epitoma und Dio Cassius 90, 91.

<sup>58</sup> Tacitus, *Annales* I, 61.

<sup>59</sup> Davon gibt es noch Beispiele in der altnordischen Literatur vgl. meine *Altgermanische Religionsgeschichte* I, § 113 und II, § 147.

<sup>60</sup> Vgl. meine *Abhandlung in der Festschrift K. Helm* (1951).

<sup>61</sup> Vgl. meine *Altgermanische Religionsgeschichte* II, § 119.

<sup>62</sup> Vita J. Caesaris c. 54: In Gallia fana templaque deum donis referta expilavit, urbes diruit, saepius ob praedam quam ob delictum, unde factum ut auro abundaret.

gemeinsamen Ursprung stand, um so weniger dürfen wir bei ihm Tempel erwarten. Auch die Kelten sind erst ziemlich spät zu der Errichtung von Kultgebäuden gelangt, und man muß hier den Einfluß der griechischen Siedlung in Massilia besonders in Betracht ziehen. In England hat man Spuren von Tempeln ausschließlich aus dem Gebiete der Belgae gefunden; die keltische Bevölkerung Britanniens pflegte die altererbte Gewohnheit, im Freien zu opfern, denn in Yorkshire, wo im 3. vorchristlichen Jahrhundert die Festlandkelten eingewandert sind, fehlen auch die Tempel. Weder die Keltiberer noch die Kelten der Gallia Cisalpina scheinen sie gekannt zu haben. Die ersten Tempelgebäude finden sich im mittleren Teil Ostgalliens, also in dem Kerngebiet der La-Tène-Kultur und unter dauernder Einwirkung des rhoneaufwärts gehenden Einflusses aus der Mittelmeerwelt<sup>63</sup>.

Die Kelten hatten also auch erst spät Tempelgebäude entwickelt, die überdies ziemlich einfacher Art waren: anfangs Holzbauten, nachher auch steinerne Tempel von runder, quadratischer oder polygoner Form. Die Germanen aber sollen sie überhaupt nicht gekannt haben; das verbürgt uns ein berühmter Satz in der *Germania* des Tacitus: «Es entspricht nicht ihrer Anschauung der Größe der Himmlischen, die Götter in Wände einzuschließen oder sie irgendwie menschenähnlich nachzubilden<sup>64</sup>.» Aber hier begegnen wir einem Fall, der uns zeigt, wie sehr die antike Ethnographie von den rhetorischen Floskeln der Philosophen beherrscht wurde. Es war ja ein Gemeinplatz, daß der Götterkult im Freien eine würdigere Form war als derjenige in den von Gold strotzenden griechischen und römischen Prachtgebäuden. Auch den Persern wurde schon seit Herodot<sup>65</sup> nachgesagt, daß sie weder Götterbilder noch Tempel den himmlischen Mächten als angemessen betrachteten; das wurde von den römischen Philosophen mit Zustimmung wiederholt; Cicero erzählt, daß Xerxes die griechischen Tempel zerstörte, weil er sie den Göttern unwürdig erachtete, die ja die ganze Welt als ihre Wohnung hätten<sup>66</sup>. Tacitus, der ja die Germanen nicht nur als ein gefährliches, sondern auch als ein durch Sittenreinheit vorbildliches Volk darstellen wollte, hat sich hier die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine seinen philosophisch gebildeten Lesern bestechend klingende Redefigur zu

<sup>63</sup> Vgl. H. Koethe, XXIII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1933, S. 36ff.

<sup>64</sup> Cap. 9; ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine caelestium arbitrantur.

<sup>65</sup> Lib. I, 131.

<sup>66</sup> De re publica III, 9, 14: ...quod deos, quorum domus esset omnis hic mundus, inclusos parietibus contineri nefas esse duceret. Vgl. auch De legibus II, 10, 26: quod parietibus includerent (scil. Graeci) deos, quibus omnia deberent esse patentia ac libera, quorumque hic mundus omnis templum esset et domus. Klingt nicht in den Formeln «parietibus contineri, parietibus includere» und bei Tacitus «parietibus cohibere» eine von Autor zu Autor wandernde Formel durch?

verwenden. Wo er aber in seinen Geschichtswerken als Historiker spricht, erwähnt er allerdings germanische Tempel, die von den Römern zerstört wurden<sup>67</sup>, und es wird jetzt auch gar nicht bezweifelt, daß die Germanen schon in der römischen Zeit, wenn auch ganz einfache, Tempelgebäude gekannt haben<sup>68</sup>.

Es bleibt aber die Frage, ob nicht doch in diesem Fall die Germanen von den Kelten gelernt haben. Sorgfältige Untersuchungen über die Tempelform in Gallien haben zum Ergebnis geführt, daß die älteste Form ein vieleckiger Umgangstempel gewesen ist, der nicht aus einem römischen Vorbild entstanden sein kann. Denn man darf vermuten, daß zwischen 250 und 75 v. Chr. die ersten Tempelbauten in Holz im mittleren Teil Ostgalliens errichtet worden sind. Als die Belgae nach England zogen, haben sie diese Tempelform dorthin mitgenommen. Die polygone Bauart entspricht den Erfordernissen der Holztechnik; eine spätere Form ist das Quadrat, aber hinter dem Vieleck liegt als Idealform ein runder Bau, der später dann auch in Stein errichtet wurde<sup>69</sup>. Man hat nach dem Weltkriege in dem niederländischen Dorf Elst, also im germanischen Gebiet, die Grundspuren von zwei nacheinander gebauten Tempeln feststellen können, die beide die typisch gallorömische Form zeigen<sup>70</sup>. Im allgemeinen darf man sogar sagen, daß alle germanischen Tempel der römischen Zeit ausschließlich zu diesem keltischen Typus gehörten.

Der berühmte heidnische Tempel von Uppsala zeigt nun ebenfalls denselben quadratischen Grundplan eines Umgangstempels. Dieselbe Form aber stellt man bei den sogenannten *bergr* fest, einem einfachen Tempelchen, das wir aus Norwegen und Island kennen<sup>71</sup>. Es wird also doch wohl gestattet sein, anzunehmen, daß diese Form des Umgangstempels, der nachweislich in Gallien entstanden ist, von den Germanen übernommen und in einer mehr oder weniger primitiven Form nachgeahmt worden ist.

Anhangsweise möchte ich noch auf eine Übereinstimmung hinweisen, die um so treffender ist, weil sie einen noch nicht ganz aufgeklärten Kultakt betrifft. Snorri erzählt in seiner «Heimskringla» eine sonderbare Geschichte eines der Urahnenn des Ynglingengeschlechtes: Fjölfnir, Sohn des Gottes Yngvifreyr, soll einmal während eines großen Gelages bei König Fróði in Seeland während der Nacht noch schlafbefangen auf die um das Haus gebaute Galerie gegangen und dabei in einen Metbottich gefallen sein, in dem er ertrank. Snorri führt dabei eine in dunkler Skaldensprache abgefaßte

<sup>67</sup> Vgl. R. Much, Tacitus Germania S. 127–28.

<sup>68</sup> Vgl. meine Altgermanische Religionsgeschichte I, § 266.

<sup>69</sup> Vgl. H. Koethe, Die keltischen Rund- und Vielecktempel der Kaiserzeit in dem 23. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1933 S. 10–108.

<sup>70</sup> Vgl. J. E. A. Th. Bogaers, De Gallo-Romeinse tempels te Elst in de Over-Betuw, Bd. I der Nederlandse Oudheden, Amersfoort 1955.

<sup>71</sup> Vgl. meine Altgermanische Religionsgeschichte § § 267 ff.

Strophe aus dem Ynglingatal des Þjóðólfr ór Hvíni an: «Es war bestimmt, daß der Fürst von der windlosen Welle des Horns überwältigt werden sollte<sup>72</sup>.» Man kann sich nicht recht denken, daß hier nur ein Unglücksfall anzunehmen wäre. Saxo Grammaticus erzählt eine ähnliche Geschichte von einem nicht weniger mythischen König Hundingus<sup>73</sup>. Fjölfnir, der Sohn des Schwedengottes, trägt einen Namen, der auch sonst als Göttername vorkommt; das könnte auf einen tieferen, vielleicht rituellen Sinn hinweisen.

Nun kennt die irische Überlieferung ähnliche Geschichten, gewöhnlich in dieser Form, daß ein König, der das Opfer eines von seinem Feinde entzündeten Brandes zu werden droht, sich in einer Metkufe versteckt und dort elend umkommt. Die bekannteste Sage ist die von König Muirchertach mac Erca: eine Fee, die sich an ihm rächen will, zündet sein Haus an; der König kann nicht entfliehen; so steigt er in eine mit Wein gefüllte Kufe und taucht jede zweite Stunde unter, bis das Haus einstürzt und er durch den Wein vor Verbrennung geschützt wird, aber natürlich im Weine ertrinkt<sup>74</sup>. Nun wissen die Annalen von Tigernach vom Jahre 531 zu erzählen<sup>75</sup>, daß Muirchertach in der Nacht des Samain (also am 1. November) diesen merkwürdigen Tod erlitten habe. Ein gleichartiger Tod wird von einem gewissen Flann überliefert<sup>76</sup>, der ebenfalls an einem hohen Festtag, und zwar am 1. Mai, wenn die Beltene-Feier stattfindet, von König Diarmaid mac Cerbhall in seinem Hause belagert wurde; das Fest soll sogar später seines Todes gedacht und ihn gesühnt haben. Die Tatsache, daß dieser merkwürdige Tod an zwei hohen Festtagen stattfindet, von denen der eine den Anfang, der andere das Ende des Sommers bedeutet, kann kaum anders verstanden werden, als daß es sich hier um ein Opfer handelt. Nun erzählt ein Lucanus-Scholion, daß die Gallier Teutates dadurch verehrten, daß ein Mensch in einem Faß ertränkt wurde<sup>77</sup>. Der Umstand, daß er mit dem Kopf voran in die Kufe gestürzt wurde, stimmt auffallend zur Todesart des skandinavischen Fjölfnir, der natürlich auch kopfüber von der Galerie herabstürzte<sup>78</sup>.

Also ein alter Opferbrauch, bei Kelten und Germanen bis in die historische Zeit bewahrt. Er findet einen überraschenden Widerhall in der griechischen Welt. Glaukos, der Sohn des Minos und der Pasiphae fiel als Kind in ein Faß mit Honig und erstickte darin; später wurde er vom Seher

<sup>72</sup> siklingi svígðis geira vágr vindlauss of viðs skyldi.

<sup>73</sup> Saxo I, 35.

<sup>74</sup> Aided Muirchertaig maic Erca, in der Revue Celtique XXIII, 1902, S. 424.

<sup>75</sup> Revue Celtique XVII, 1897, S. 132.

<sup>76</sup> Vgl. O'Grady, Silva Gadelica I, 75.

<sup>77</sup> Teutates Mercurius sic apud Gallos placatur: in plenum semicupiam homo in caput demittitur, ut ibi suffocetur.

<sup>78</sup> Der Tod in der Metkufe kann gar nicht beweisen, wie W. von Unwerth, Arkiv för nordisk filologi XXXIII, 1917, S. 328, meint, daß Fjölfnir deshalb etwa ein Gerstengott gewesen sein sollte.

Polyidos wieder zum Leben auferweckt, nachdem dieser von einer Schlange das Geheimnis des Lebenskrautes erfahren hatte. Honig – Met – Wein, braucht noch gesagt zu werden, daß in allen drei Beispielen von einem Kultrank die Rede ist?

Es wäre verlockend, noch mehr Beispiele dieser Art anzuführen. Aber ich lasse es bei diesen wenigen bewenden. Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß Kelten und Germanen nicht nur beide ein beträchtliches Erbe der gemeinsamen Vergangenheit bewahrt hatten, sondern auch einander in mancher Hinsicht durchaus nicht fremd gegenüberstanden<sup>79</sup>. Deshalb war in dem Augenblick, wo sie sich nach langer auf getrennten Wegen vollzogener Wanderung wieder begegneten, die günstige Voraussetzung zu einem furchtbaren gegenseitigen Austausch vollauf vorhanden.

<sup>79</sup> Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß die gallische Religion mehrere Götter mit Tierattributen (wie Cernunnos), oder sogar Tiergottheiten (Dea Artio, Tarvus trigaranos, die Schlange mit dem Widderkopf) kennt, die der germanischen Welt unbekannt sind. Hierzu ist zu bemerken, daß man einerseits vorschnell wirkliche Tierverehrung angenommen hat, wo das Tier nur als Symbolzeichen für eine Gottheit gemeint sein kann (s. dazu meine Bemerkungen in «Saga och Sed», die 1960 erscheinen werden), andererseits daß diese ganz- oder halbtierischen Gestalten hauptsächlich aus Kulte der Vorbevölkerung herkommen können. Es scheint mir deshalb gefährlich, wie man das heutzutage gerne tut, sich zu sehr auf dem epigraphischen und ikonographischen Material zu stützen, wenn man eine Religionsgeschichte der Gallier schreiben will (s. dazu meinen Aufsatz in Ogam für 1960). Allem Anscheine nach hat Cäsar den Glauben der Oberschicht zeichnen wollen, aber hier haben wir auch die echte gallische Religion zu erwarten.

## VI

## DAS GESELLSCHAFTLICHE LEBEN

Die La-Tène-Kelten haben im nordwestlichen Europa eine führende Rolle gespielt. Ihre sich auf die Bearbeitung des Eisens stützende Kultur zeichnet sich durch das gediegene Handwerk und durch einen sicheren Geschmack aus. Sie haben eine gefestigte politische und soziale Organisation. Ihre strotzende Volkskraft sendet den Überschuß nach allen Seiten in die Welt. Die Zeit scheint reif für ein «imperium celticum», das innerlich stärker und gesünder sein konnte als das Weltreich der Cäsaren, weil es überall Volksland im eigentlichen Sinne und nicht Kolonialgebiet umfaßte. Diesen Griff nach einer Weltmacht haben die Kelten nicht getan, vielleicht mit Ausnahme des mehr als schattenhaften Reiches des Ambicatus. Politischen Sinn hatten die Kelten nur sehr wenig. Wo wir sie beobachten können, zerstückelt sich alles zielbewußte Streben nach umfassender Staatsmacht in eine fast leidenschaftliche Verteidigung kleiner und kleinster Interessen von Adelsfamilien oder von ehrgeizigen Individuen. Hätte Cäsar ein nur einigermaßen geeinigtes Gallien als Gegner gehabt, sein großartiges Unternehmen wäre kläglich gescheitert. Aber kaum hat er sich in die gallischen Sachen eingemischt, so finden sich schon die Unzufriedenen, die Enttäuschten, die Prätendenten bei ihm ein, und es scheint ein leichtes, die geeignete Stelle zu finden, wo die Hebel, die die nur scheinbare Ordnung aus den Fugen rücken könnten, angesetzt werden sollen.

Die innere Schwäche der keltischen Expansion zeigt sich aber schon lange vor Cäsars Ankunft in Gallien. Ist das Kernvolk verblutet, weil es so unaufhörlich die abenteuerfreudige Jugend ausziehen ließ und die Volkskraft in Spanien oder Galatien vergeudet, wo ihr keine Dauer beschieden war? Wie befremdend eigentlich, daß wir die Kelten dieser Blütezeit immer in der Defensive gegen die anstürmenden Germanen sehen. Ein Volk, das einmal Rom zittern machte, das sich mitten in der griechischen Welt ein Reich stiftete, das sich gegen die wilden Bergvölker Spaniens zu behaupten wußte, kann sich den Germanen gegenüber nur verteidigen und zieht sich längs der Grenzlinie unter ihrem Druck allmählich zurück. Hätten das technische Können und der dadurch erworbene Reichtum diesem Volk die Mittel gegeben, eine solide Staatsmacht aufzubauen, so wäre das Germanenproblem leicht zu lösen gewesen. Aber anscheinend hat der materielle Überfluß zu einem Hang nach Ruhe, Wohleben und Üppigkeit geführt, und der keltische Adel fühlte nicht die Kraft und den Ruf zu großen Taten. Cäsar bemerkt nachdrücklich, daß die Kelten an Macht und Einfluß, namentlich in ihren Auseinandersetzungen mit den Germanen, stark zurückgegangen sind.



Das alles aber verhindert nicht, daß die kulturelle Höhe der Gallier in der fortwährenden Bewegung mit den Germanen ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Man möge die damaligen Germanen so barbarisch schildern, wie man will, lernbegierig sind sie immer gewesen und das Fremde hat auf sie von je eine große Anziehungskraft gehabt. Natürlich haben die Germanen viele nützliche Sachen übernommen, eiserne Waffen an allererster Stelle. Aber sonst, auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, in Wohnweise, Bestellung des Bodens, Kunsthandwerk, was hat Gallien zu geben vermocht? Gewiß, man hat hier vieles vermutet, aber das meiste hat der Kritik nicht standgehalten. Noch Kauffmann konnte einen Satz niederschreiben wie: «Das germanische Haus geht auf das keltische Ständerhaus zurück.» Seine Gründe sind dabei vornehmlich etymologische: das germanische Wort für Dach *bróf* soll aus dem Keltischen her stammen, wo wir das irische *cró* in der Bedeutung «Hütte, Geflecht» finden<sup>1</sup>. Aber eine Entlehnung schon in der Zeit, als der erste Akt der Lautverschiebung, der Übergang von Tenues in Spiranten, noch nicht einmal stattgefunden hatte? Das neue Haus sei nach keltischem Vorbild dadurch entstanden, daß die Germanen das Dach ihrer heimatlichen Hütten durch die den Kelten entlehnten Ständer in die Höhe hoben. Sehr schön, aber wie kommt es dann, daß sie für das ihnen schon vorher bekannte Dach ein keltisches Wort verwendeten, aber das neue Haus selbst, so wie die typische Facheinteilung mit eigenen germanischen Wörtern bezeichneten<sup>2</sup>? So spukt auch das germanische Wort für «Fußboden» *flór* (vgl. niederländisch *vloer*) in der Liste der keltischen Lehnwörter<sup>3</sup>, als ob die Germanen nicht schon längst den festgestampften Lehm Boden gekannt hätten. Man braucht nur an die hohen technischen Fähigkeiten der bronzezeitlichen Germanen zu erinnern, und man wird nicht geneigt sein, sie sich auf allzu niedriger Kulturstufe vorzustellen.

Die geringe Zahl der keltischen Lehnwörter scheint darauf hinzuweisen, daß das Kulturgefälle nicht so besonders stark zum Nachteil der Germanen gewesen ist. Man vergleiche damit die Unmasse der Wörter, die während der römischen Zeit in die germanischen Sprachen eingeströmt ist. Jahrhundertlang sind die Römer die Herren des linksrheinischen Gebietes gewesen und die Beamten, das Heer, die Kaufleute haben hier ihre alten Lebensgewohnheiten fortgesetzt. Sie bauten ihre Villen, legten ihre Gärten an, richteten ihre Fabriken ein, bauten ihre Heeresstraßen, schufen Wasserkreuzungen und verwendeten dabei natürlich die einheimische Bevölkerung als Arbeitskräfte. Aber die Arbeiter bekamen die römischen Werkzeuge in

die Hand und lernten bessere Arbeitsmethoden kennen. Der Gärtner, der für seinen römischen Herrn die aus dem Süden importierten Gemüse, Kräuter und Früchte zu versorgen hatte, wird bald in seinem eigenen Stückchen Land dem Beispiel gefolgt sein. Das Wort «Butter» bezeugt, wie auch auf dem Gebiet der Viehwirtschaft bessere Resultate erzielt werden konnten. Der Steinbau brachte die Kenntnisse des Maurerhandwerks, der Heeresdienst in den Auxilia führte zu der Notwendigkeit, Lesen und Schreiben zu lernen. So drang das römische Leben bis in die untersten Schichten des germanischen Volkes ein und hat es dauernd umgestaltet und bereichert. Von allem dem ist in den Beziehungen der Kelten und Germanen nicht die Rede, und man kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß sich die Belgae im Grunde nicht so himmelweit über die Germanen erhoben.

Aber man wird sagen: auf dem Gebiete des Ackerbaus waren die Kelten den Germanen doch weit überlegen. Gallien war, sagt Hubert, als Cäsar es eroberte, so gut katastriert, daß die römischen Landmesser nur ihre gallischen Kollegen einzuschalten hatten, ja von ihnen noch einiges hinzulernen konnten; die römischen Wörter *arpentum* und *lenga* sind ja keltischen Ursprungs<sup>4</sup>. Das klingt recht schön, stimmt aber nicht ganz zu der Bemerkung Cäsars: die Gallier seien besonders veranlagt zum Nachahmen des von andern Gelernten<sup>5</sup>. Ein anderer französischer Forscher sagt deshalb auch nachdrücklich<sup>6</sup>: die Kelten hatten zweifellos größere Eigenschaften der Assimilation als der Erfindungsgabe, und sie haben diese nur durch die Berührung mit der römischen Zivilisation entwickelt. Es ist durchaus richtig, daß Cäsar in Gallien den Boden bestellt fand und das Land in Äcker und Wiesen verteilt. Von den Germanen sagt er in scharfem Gegensatz dazu: «Sie haben überhaupt keine getrennten privaten Äcker?» Damit ist ein deutlicher Unterschied angedeutet. Aber sehen wir näher zu. Ganz gewiß waren die Äcker in Gallien bestellt, aber von wem? Von einer Sklavenmasse, die für die Großgrundbesitzer arbeitete<sup>7</sup>. Die alteingesessene Bevölkerung lieferte diese Sklaven, der gallische Adel aber waren die Herren, die sich als Eroberer par droit de conquête das Land zugeeignet hatten. Haben sie sich darum bemüht, den Ackerbau auf einen höheren Plan zu bringen, bessere Geräte zu schaffen, neue Methoden zu erfinden? Mitnichten; wenn sie nur den Ertrag des Bodens bekamen, war ihnen die Art, wie er erworben wurde, durchaus gleichgültig. Die gallische Oberschicht war Nutznießer der Arbeit ihrer Untergebenen. Hören wir nur Cicero, der von den Galliern

<sup>4</sup> Hubert, *Les Celtes* I, 16.

<sup>5</sup> *De Bello Gallico* VII, 22: ut est summae generis solertiae atque ad omnia imitanda et efficienda, quae a quoque traduntur, aptissimum.

<sup>6</sup> G. Dottin, *Manuel pour servir à l'étude de l'Antiquité Celtique* S. 165.

<sup>7</sup> *De Bello Gallico* IV, 1: privati et separati agri apud eos nihil est.

<sup>8</sup> *Ibidem* VI, 13: nam plebes paene servorum habetur loco.

<sup>1</sup> Germanische Altertumskunde I, 305.

<sup>2</sup> Altengl. *ræced*, ahd. *rabhat* «Ständerhaus» und altengl. *faec*, altfriesisch *fek*, altniederdeutsch, mittelniederl. *fak*, ahd. *fab*.

<sup>3</sup> Kauffmann z. a. S. S. 163; Hubert, *Les Celtes* II, 78 und d'Arbois de Jubainville, *Les premiers habitants de l'Europe* II, 360.

sagt: «Den Getreidebau erachten sie als unwürdig, sie wollen lieber, die Waffen in der Hand, das Korn der anderen Völker schneiden<sup>9</sup>.» Man hat genau dasselbe später von den Goten behauptet! Wir glauben es gerne, daß die Landvermessung vorzüglich geregelt war und wir denken dabei, daß eine der Obliegenheiten der Druiden eben die Schlichtung von Grenzstreitigkeiten war. Aber die gallischen Herren, die so energisch ihren Grundbesitz zu verteidigen wußten, brauchen sich deshalb noch nicht um die Arbeit der Sklaven gekümmert zu haben. Das Schicksal der römischen Latifundia ist hier ein warnendes Beispiel.

Und jetzt die Germanen? Cäsar, der in seinem vierten Buch den Germanen so unbedingt den Ackerbau abgesprochen hatte, mildert diese Aussage im sechsten Band erheblich. Hier sagt er: «Sie geben sich nicht viel Mühe für den Ackerbau; ihr Lebensunterhalt besteht hauptsächlich aus Milch, Käse und Fleisch<sup>10</sup>.» Sie betrieben also vorwiegend Viehwirtschaft, und der Getreideanbau war nur Nebensache. Wer die landwirtschaftlichen Zustände der Niederlande heutzutage betrachtet, wird das nicht nur aus dem Gesichtspunkt der Rückständigkeit werten können. Das einfache Leben der Germanen hat aber die antike Welt tief beeindruckt. Dabei hat sie sich darüber gewundert, daß die Rinderherden bei ihnen eine so überwiegende Rolle spielten, wie sie es sonst nur von nomadischen Völkern gewohnt waren<sup>11</sup>. Tacitus, in solchen Dingen unser besserer Gewährsmann, bestätigt diese Vorstellung durchaus, in lapidaren Sätzen sagt er: «Der Boden ist wenig ertragreich, es gibt wenig Fruchtbäume, das Vieh ist zwar von kleinem Wuchs aber zahlreich<sup>12</sup>.» Nun aber redet sowohl die Archäologie wie der germanische Wortschatz eine andere Sprache. Gerste, Weizen und Hirse wurden schon in der Steinzeit angebaut, Hafer und Roggen kamen später, aber sind in der römischen Zeit überall verbreitet. Es kommen hinzu Erbsen, Linsen, Bohnen, Mohn, Möhren und Rüben und die Kulturpflanzen Hanf und Flachs<sup>13</sup>. Der germanische Tisch wird also wohl reicher ausgestattet gewesen sein als nur mit Fleisch, Käse und Milch.

Es dürfte richtig sein, daß Cäsar bei den Germanenstämmen, die er kennenlernte, keinen intensiven Ackerbau vorfand. Dafür gibt er selbst eine Erklärung ab, die zu mancherlei Mutmaßungen veranlaßt hat. Keiner hatte

<sup>9</sup> De Re Publica III, 15: Galli turpe esse ducunt frumentum manu quaerere: itaque armati alienos agros demetunt.

<sup>10</sup> De Bello Gallico VI, 22: Agriculturae non student, maiorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne consistit.

<sup>11</sup> Vgl. Strabo VII, 1, 3 von den Sueben: τροφή δ' ἀπὸ τῶν θρεμμάτων ἢ πλεῖστη καθάπερ τῆς νομασί. Auch ein Gemeinplatz, vgl. Polybios 2, 17 über die italienischen Kelten.

<sup>12</sup> Germania c. 5: satis ferax, frugiferarum arborum patiens, pecorum fecunda, sed plerumque improcera.

<sup>13</sup> Vgl. J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum.

eigenes Ackerland oder feste Grenzen, denn die Fürsten und Obrigkeitspersonen bestimmten jedes Jahr für die versammelte Gemeinschaft, wieviel Land und an welchem Ort es jeder bekommen sollte, und im nächsten Jahr nötigten sie ihn, ein anderes Stück unter den Pflug zu nehmen<sup>14</sup>. Man hat hier von Agrarkommunismus geredet: der Boden sei Gemeinbesitz gewesen und der Bauer habe nur jedesmal für die Dauer eines Jahres ein Stück Land bekommen, um es zu bestellen. Man darf hier annehmen, daß Cäsar aus eigener Erfahrung spricht, denn er scheint sich erkundigt zu haben, weshalb sie einen so sonderbaren Brauch übten. Die Germanen haben ihm dafür mehrere Erklärungen gegeben: damit durch fortwährend betriebenen Ackerbau die Kriegsbereitschaft nicht gefährdet werde, damit der Besitzerwerb nicht soziale Ungleichheit entstehen lasse, damit sie sich keine vor Winterkälte und Sommerhitze schützenden Häuser bauen, damit kein Goldhunger entstehe, aus dem wieder Parteibildungen und Streitigkeiten hervorgehen, und endlich, damit das Volk sich nicht erhebe, weil es ja sah, daß ein gleiches Ackerlos dem Ärmsten und dem Mächtigsten beschieden war<sup>15</sup>. Der demokratische Anstrich der letzten Überlegungen läßt den römischen Staatsmann erkennen, wie gefährlich sich in Rom die Gegensätze zwischen dem in den dürftigsten Umständen lebenden Proletariat und den in Luxus schwelgenden Patriziern auswirkten. Aber wenn Cäsar hier auch mehr das Ergebnis seiner eigenen Überlegungen gibt als die Meinung seiner germanischen Gewährsleute; es ist schon bedeutsam, daß er hier auf ein Problem gestoßen ist, das ihn zum Nachdenken brachte. Und dann hat er dieses Problem nicht irgendwo bei Poseidonios gelesen, sondern es wurde ihm in Gallien selbst gestellt.

Diese extreme Form des gemeinschaftlichen Landbesitzes ist auch von anderen Autoren beobachtet worden. Von dem keltischen Stamm der Vaccacer berichtet uns Diodor, daß sie jedes Jahr den Boden verteilen und beackern, und von den gemeinschaftlich gewonnenen Feldfrüchten jedem den ihm zukommenden Anteil zuweisen; wer aber etwas für sich als Privatbesitz beiseite legt, wird mit dem Tode bestraft<sup>16</sup>. Wir müssen also mit der

<sup>14</sup> De Bello Gallico VI, 22: neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibus hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuant atque anno post alio transire cogunt.

<sup>15</sup> De Bello Gallico VI, 22: ne assidua consuetudine capti studium belli gerendi agricultura commutent ne latos fines parere studeant, potentioresque humiliores possessionibus expellant, ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re factiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate plebem contineant, cum suas quosque opes cum potentissimis aequari videat.

<sup>16</sup> Diodor V, 34: οὗτοι γὰρ καθ' ἑκάστον ἔτος διαιροῦμενοι τὴν γῆραν, γεωργοῦσι καὶ τῶς καρπὸς κοινοποιούμενοι μεταδίδασιν ἑκάστῳ τὸ μέρος· καὶ τοῖς νοσφισαμένοις τι γεωργοῖς θάνατον τὸ πρόστιμον τεθείκασιν.

Möglichkeit rechnen, daß diese sonderbare Landwirtschaft tatsächlich bei den Germanen vorgekommen ist. Es ist nur die Frage: wie sollen wir sie erklären?

In solchen Fällen sind wir geneigt, die Meinung des Tacitus einzuholen. Aber was er darüber in seiner *Germania* sagt, ist dank seiner geschraubten und dadurch manchmal unklaren Ausdrucksweise, in diesem Fall aber auch dank einer korrumpierten Stelle in der Überlieferung, nicht ohne weiteres verständlich. Eines ist aber sicher: auch er spricht von einer Verteilung des Bodens. Das Ackerland wird der Zahl der Bauern gemäß von allen Zusammenwohnenden beschlagnahmt und darauf nach Maßgabe der gesellschaftlichen Stellung verteilt; der ausgedehnte Bodenbesitz macht die Aufteilung der Äcker leicht. Jedes Jahr wechseln die Felder, und es bleibt noch Ackerland genug übrig<sup>17</sup>. Auch hier gibt es mancherlei Befremdliches. Lassen wir die alljährliche Aufteilung der Äcker nun einmal gelten, so verstehen wir nicht, weshalb die Größe des okkupierten Landes von der Bewohnerzahl abhängig ist und weshalb immer noch so viel Land übrigbleibt, daß die Teilung eine leichte Sache ist. Vieles erklärt sich aber, wenn wir hier an eine primitive sogenannte Feldgraswirtschaft denken; Düngermethoden kannten die Germanen kaum; sie nahmen ein Stück Land, rodeten es und wenn es nach einer Ernte wenig ertragfähig geworden war, ließ man es als Brachland ruhen und nahm ein anderes Stück unter den Pflug. Das Brachland wurde für Viehweiden verwendet und war als solches natürlich Gemeinbesitz; es hatte also keinen Sinn, feste und dauernde Ackerraine oder Zäune anzubringen. Bei diesen Verhältnissen kann man nicht von einem Privatbesitz im eigentlichen Sinne reden, vielmehr von einer Nutznießung. Man hätte später denselben Acker wieder dem früheren Bauern zuweisen können; das hätte aber vielleicht ein Zurückfallen an die Gemeinschaft gefährdet. Überdies ist es sogar die Frage, ob bei dieser Ackerwirtschaft der Bauer einiges Interesse daran hatte, das frühere Stück zurückzubekommen; wenn von keiner Bodenverbesserung die Rede ist, bleibt es gleichgültig, welches Stück man erhält.

Ein Seitenblick auf Irland dürfte belehrend sein. Prinzipiell gehört der Boden als gemeinschaftlicher Besitz der ganzen *tuath*; ein Teil ist dem König als Apanage zugeteilt, das sogenannte Tischland (*ferann buird*), offenbar, um ihm die großzügige Gastfreiheit und Liberalität zu ermöglichen, die dem König angemessen waren. Der übrige Teil ist Erbbesitz der adligen Familien, die im Grunde immer die Nebenzweige der regierenden Dynastie

<sup>17</sup> *Germania* c. 26: *agri pro numero cultorum ab universis vicinis occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant, et superest ager.* — In diesem Texte ist *vicinis* Konjektur, statt die Lesarten *inuites*, *inuitem*, *uites*; vgl. darüber Much, *Die Germania des Tacitus* S. 288–89.

bilden. In historischer Zeit ist die Aufteilung unter die Adelsgeschlechter endgültig geworden, aber in einem alten Texte steht die Bemerkung, daß es vor der Regierung des Königs Aed Sláine in Irland keine Eigentums-grenzen gegeben habe<sup>18</sup>.

So ist die Entwicklung auch bei andern indogermanischen Völkern verlaufen. In Rom hatte man auch ursprünglich nur den *ager publicus*, was Varro mit der Armut der alten Hirtenbevölkerung, welche am selben Orte sowohl säte wie weidete, zu erklären versucht<sup>19</sup>. Das ist nun wieder ein Beispiel der Tendenz, Tatsachen durch philosophische Konstruktionen zu erklären. Gemeinbesitz war da, weil man als Eroberervolk den Boden einfach als Stammesbesitz beschlagnahmt hatte; es ist manchmal unmöglich, weil uns für so frühe Zeiten die Quellen fehlen, die allmähliche Umbildung in Privatbesitz genau zu verfolgen<sup>20</sup>.

Vergleichen wir nun die Berichte von Cäsar und Tacitus miteinander, so scheint es fast, daß der Unterschied eines Jahrhunderts zwischen den beiden Schriftstellern eine gewisse Entwicklung durchblicken läßt. Cäsar kannte eigentlich nur die Sueben, ein mit den Kelten im Krieg lebender Stamm, auf deren Gebiet Ariovist eingedrungen war; wo sie sich Land erobert hatten, richteten sie sich nur vorläufig ein; Ariovist plante ja, für seine Leute in Gallien neuen Boden zu erwerben. Tacitus berichtet aber von dauernd angesiedelten Stämmen, die sich in ihrem eigenen Gebiet behaupten wollen; bei ihnen ist die Verteilung des Landes eine alte Gepflogenheit, die mit ihrer primitiven Landwirtschaft in Einklang steht. Sie sind, um auf keltische Verhältnisse zurückzugreifen, zwischen dem Standpunkt der Vaccæer und der Iren.

Dennoch ist der Kommunalbesitz vollkommen begreiflich. Die Indogermanen haben sich ja überall als Eroberer angesiedelt und sie haben demgemäß als siegende Kampfgemeinschaft das neue Land in Besitz genommen. Dabei konnte keiner daran denken, sich selbst ein Stück der Beute zu sichern; es galt, zusammen den neugewonnenen Boden den früheren Einwohnern gegenüber zu behaupten. Man soll daraus nicht schließen, daß bei den Germanen ein festes und geregeltes Grundeigentum gefehlt habe, nur konnte es zu jeder Zeit unter bestimmten Umständen wieder aufgehoben werden.

Georges Dumézil hat mit dem ihm eigenen Scharfsinn eine Stelle in Saxos Dänischer Geschichte mit der Cäsarstelle in Verbindung gebracht<sup>21</sup>. Es heißt dort, daß Othinus in die Verbannung gegangen sei und seine Stelle

<sup>18</sup> Compert Conculainn, *Irische Texte* I, 136. Diese Sage gehört zu den ältesten Denkmälern vgl. Thurneysen, *Die irische Helden- und Königssage* S. 268.

<sup>19</sup> *De Re Publica* III, 1, 7: *agri culturam primo propter paupertatem maxime indiscretam habebant, quod a pastoribus qui erant orti in eodem agro et serebant et pascebant.*

<sup>20</sup> Vgl. Ettore Pais, *Historia critica di Roma*<sup>2</sup> I, 747.

<sup>21</sup> Vgl. Mitra-Varuna (Paris 1948) S. 152 ff.



von seinem Nebenbuhler Mithothyn usurpiert wurde. Er änderte sogleich den Kult, indem er behauptete, daß der Zorn der Götter nicht durch gemeinsame und gemischte Opfer besänftigt werden könnte, man solle die Götter nicht kollektiv anbeten, sondern jeder mit einem eigenen Opfer<sup>22</sup>. Als Odin aber bald darauf zurückkehrte, setzte er die alte Ordnung wieder ein; die Götter mußten ihre neuerworbenen Ruhmestitel ablegen<sup>23</sup>. Das scheint aber sehr befremdlich. Wir kennen ja aus dem skandinavischen Heidentum die Götter, jeden mit seinem eigenen Wirkungsbereich, seinem eigenen Tempel, seinem eigenen Opfer. Und das sollte hier von Odins Willkür einfach über den Haufen geworfen sein? Beachten wir aber: es war gerade Odin, der solche Maßnahmen zwangsweise durchführte. Das entspricht nun eben seinem Charakter als Gott des Krieges, in dem die Privatinteressen in den Schmelztiegel der kämpfenden Gemeinschaft geworfen werden. Überdies war Odin besonders der Schirmherr der Gefolgschaft des Fürsten, die eine geschworene, dem Führer treuergebene Kriegergemeinschaft war. Wir haben sogar die Vorschriften solcher Kriegergenossenschaften, wie die der Jómsvikinger, in denen der Gedanke des gemeinschaftlichen Besitzes klar durchgeführt wurde. Wo Odin herrscht, hört das Recht des Privatmannes auf. Auch hier sehen wir so scharf beleuchtet, wie der Mythos die Widerspiegelung und zum Teil auch die Rechtfertigung der irdischen Gesellschaftsstrukturen ist. Es wird dem Menschen auch jener Frühzeit schwer gefallen sein, das natürliche Bedürfnis an eigenem ererbtem Besitz zum Schweigen zu bringen und sich nur als einen unter vielen gestellt zu sehen. Aber so hatte es Odin einmal selbst gewollt; wer in seinem Dienst stand, mußte dem gemeinsamen Willen seine eigenen Interessen zum Opfer bringen.

Besonders eindringlich zeigt sich die Gleichartigkeit des germanischen und keltischen Lebens in der Institution der Gefolgschaft. Unser ältester Gewährsmann ist Polybios, der von den Kelten in Norditalien sagt: «Sie haben das allergrößte Interesse für die *betaireia*, weil derjenige am meisten gefürchtet und der Mächtigste ist, der die meisten Leute um sich hat; sie sind seine Diener und ziehen mit ihm zusammen herum<sup>24</sup>.» Wenn Cäsar ein Jahrhundert später die Verhältnisse in Gallien kennenlernt, findet er dort denselben Brauch vor: Adiatunus, ein Fürst der Sontiates in Aquitanien hatte 600 ihm ergebene Leute, die sich *soldurii* nennen; sie teilen die

<sup>22</sup> Saxo I, 7: hic deorum iram aut numinum uiolationum *confusis permixtisque sacrificiis expiari* negabat: ideoque eis uota communiter nuncupari prohibebat, *discreta superum cuique* libamenta constituens.

<sup>23</sup> Ibid. cunctos qui per absentiam suam caelestium honorum titulos gesserant tanquam alienos deponens coegit.

<sup>24</sup> Polybios II, 17, 12: *περὶ δὲ τὰς ἐταιρείας μέγιστην σπουδὴν ἐποιούντο δια τὸ καὶ φοβερώτατον καὶ δυνατώτατον εἶναι παρ' αὐτοῖς τούτων, ὅς ἂν πλείστον ἔχων: δοκῆ τὸς θεραπειούτας καὶ συμπεριφερομένους αὐτῷ.*

Bequemlichkeiten des Lebens mit dem, dem sie Freundschaft geschworen haben, und sie erleiden mit ihm dasselbe Schicksal, sogar den Tod. Es ist seit Menschengedenken nie vorgekommen, daß einer sich geweigert habe zu sterben, nachdem der Führer, dem er seine Treue gelobt hatte, getötet worden war<sup>25</sup>. Dieselbe Treuegemeinschaft auf Gedeih und Verderb finden wir auch sonst in Gallien; von dem Aeduer Litavicus erzählt Cäsar, dieser sei zusammen mit seinen *clientes* nach Gergovia geflohen, deren Schande es wäre, ihren *patronus* auch im größten Unglück im Stich zu lassen<sup>26</sup>.

Es war anscheinend ein bei allen Kelten bestehender Brauch, daß ein Führer sich mit einer Gefolgschaft versah. In Irland nannte man sie *dám*, das etymologisch mit dem griechischen Wort *δήμος* zusammenhängt; sie bestand aus Fürstensöhnen, die in der Pflege des Führers waren, aus den abenteuerfreudigen adligen Junggesellen seines Stammes und manchmal auch aus Fremden, die als Gäste bei ihm lebten. Die Zahl der Gefolgschaft war gesetzlich bestimmt; fünfzig oder sogar dreimal fünfzig war für die irischen Verhältnisse großartig. Reiche Fürsten aber waren stolz darauf, von einem stattlichen und prunkvollen Gefolge umringt zu sein<sup>27</sup>. Es ist klar, wie groß die Gefahr für das friedliche Zusammenleben der Stammesverbände sein mußte, sobald die Fürsten sich mit einer Gefolgschaft von jungen Leuten umgeben konnten, die sogar bereit waren, den Tod mit ihnen zu erleiden. Wenn, wie in Gallien, die Könige sich mit einem Gefolge von 600 oder mehr Kriegeren versehen, sind sie dadurch in der Lage, im Interessenkampf der einander immer befehdenden Stammestaaten durch Gewalt ihr Ziel zu erreichen. Die Gefolgschaft, im Frieden der Stolz des Führers, wenn sie in prunkvoller Rüstung in der Königshalle beim lärmenden Gastmahl ihn umringte, war im Kampf eine unerschütterliche Brustwehr, die ihn verteidigte und sich noch nach seinem Tode bis zum letzten Mann opferte.

Cäsar nennt das Gefolge des Königs Adiatunus *soldurii*, ein Wort, das ein späterer Verfasser mit dem griechischen Wort *ἐχλωμαῖοι* übersetzt, also: die durch ein Gelübde gebunden sind<sup>28</sup>. Ein anderes Mal gebraucht Cäsar den Namen *ambacti*, offenbar ebenfalls ein altes keltisches Wort, weil

<sup>25</sup> De Bello Gallico III, 22: Adiatunus... cum DC devotis, quos illi *soldurios* appellant, quorum haec est conditio, uti omnibus in vita commodis una cum iis fruuntur, quorum se amicitiae dederint, si quid his per vim accidat, aut eundem casum una ferant aut sibi mortem consciscant, neque adhuc hominum memoria repertus est quisquam, qui eo interfecto, cuius se amicitiae devovisset, mori recusaret.

<sup>26</sup> De Bello Gallico VII, 40: Litavicus cum suis clientibus, quibus more Gallorum nefas est etiam in extrema fortuna deserere patronos, Gergoviam perfugit.

<sup>27</sup> Vgl. Sullivan bei O'Curry I S. CCXXXV.

<sup>28</sup> Nicolaus Damascenus apud Athenaeum Deipnosophistes VI, 249 b bemerkt, nachdem er Cäsars Worte über Adiatunus übersetzt hat zu dem Ausdruck *σολιδοῦρας*: *τὸντο δ' ἔστιν Ἑλληνιστὶ ἐχλωμαῖοι.*



wir es schon bei Polybios als *συμπεριφερομένοι* vorfinden. Damit wird, wie ich glaube, die Bedeutung des Wortes *ambactus* genau bestimmt; gewöhnlich versteht man darunter einen Boten, der für seinen Herrn umhergeht; er ist aber «der mit ihm zusammen umhergeführt wird», also sein ständiger Begleiter.

In Germanien waren die Verhältnisse nicht anders. Hier steht die klassische Formel bei Tacitus: «Wenn es zur Schlacht kommt, ist es für den Gefolgsherrn schimpflich, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, schimpflich für die Gefolgsmänner, der Tapferkeit des Führers nicht gleichzukommen. Und gar Schimpf und Schande für das ganze Leben bringt es, den Gefolgsherrn überlebend das Schlachtfeld zu verlassen. Ihn zu verteidigen, zu schützen, auch die eigenen Heldentaten seinem Ruhme zuzurechnen, ist vornehmste Kriegspflicht; die Gefolgsherren kämpfen um den Sieg, die Gefolgsleute für ihren Herrn<sup>29</sup>.»

E. Norden hat die Mutmaßung ausgesprochen, daß die Beschreibungen des *comitatus* bei Tacitus und Cäsar über Poseidonios auf Polybios zurückgehen sollen<sup>30</sup>. Das ist sehr wohl möglich; wir haben schon Beispiele genug für die Abhängigkeit der antiken Verfasser von berühmten griechischen Vorgängern gefunden. Das bedeutet aber nicht, daß sie Unwahres reden. Die ganze Tacitusstelle atmet eine gehobene Stimmung, die durch die rhetorischen Stilmittel der Antithese und des Parallelismus noch gesteigert wird. Aber sie wird durch einen irischen Bericht vollkommen bestätigt: kurz und lapidar sagt Conall Cernachs Vater zu ihm: feige ist der Mann, der am Leben bleibt, wenn sein Fürst im Kampfe mit seinen Feinden den Tod erlitten hat<sup>31</sup>. Der irische Text steht doch gewiß nicht auf der von Polybios herabsteigenden Traditionslinie.

Überdies wird die Bemerkung des Tacitus von der ganzen germanischen Überlieferung aufs glänzendste bestätigt. Die Heruler, die im Dienste des Kaisers standen, ergreifen nicht die Flucht, als das griechische Heer im Jahre 552 überrascht wurde. Ihr Führer Fulkaris behauptet sich zusammen mit seinem Gefolge: nach einem heldenhaften Kampf gegen die Übermacht stirbt er auf seinem Schild und über seinen Leichnam fallen alle, die mit ihm standgehalten hatten<sup>32</sup>. In der Schlacht des Kaisers Julianus mit den Alemannen im Jahre 357 wird König Chnodomar gefangen genom-

<sup>29</sup> Germania c. 14: cum ventum in aciem, turpe principi virtute vinci, turpe comitatu virtutem principis non adaequare. Iam vero infame in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse: illum defendere, tuere, sua quoque fortia facta gloriae eius adsignare praecipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant, comites pro principe.

<sup>30</sup> Die Germanische Urgeschichte S. 124–27.

<sup>31</sup> Togail Bruidne Da Derga (Revue Celtique XXII, 1901, 328): is midlachda dond fir dodeochaid ass i mbethaid iar fácbáil a thigerna la naimtiu i mbás.

<sup>32</sup> Agathias, Historiae I, 15.

men; er hatte nur noch 200 Gefolgsleute, die sich alle zusammen mit ihm in Fesseln legen ließen, weil sie es verschmähten, ihren König zu überleben<sup>33</sup>.

Wo wir einen Blick in die germanische Welt werfen können, bemerken wir das gleiche Treueverhältnis. Auch Skandinavien gibt sowohl in der Literatur wie im wirklichen Leben erschütternde Beispiele. Auf dem Runenstein von Hällestad in Schonen, der aus der Wikingerzeit stammt, lesen wir eine Strophe, die von dem bestatteten Toki Gormsson sagt: «Er floh nicht in Uppsala. Die Männer setzten zum Andenken ihres Bruders den Stein auf dem Hügel. Sie gingen dem Toki Gormsson am nächsten<sup>34</sup>.» Das Hohelied der germanischen Gefolgschaftstreue ist die Bjarkamá, die Saxo Grammaticus in stolzklingende lateinische Hexameter umgedichtet hat<sup>35</sup>. Hier lesen wir die männlichen Worte, die ich in Genzmers schöner Übersetzung anführe:

Nicht lässig laßt uns  
die Gelübde halten,  
die froh wir geschworen  
auf dem Fürstenbecher,  
bei Freyr und Njord  
und dem furchtbaren Asen,  
den Ringspender nimmer  
in Not zu verlassen<sup>36</sup>.

Bis zum tragischen Ende kämpfen die beiden Gefolgschaftsleute Bjarki und Hjalti um den Skjoldungenkönig Hrólfr Kraki:

Hrólfr zu Häupten  
hinsank Bjarki;  
du, Hjalti, liege  
zu des Herrschers Füßen!  
Deß wird gewahr  
wer die Wal durchspäht,  
wie dem reichen König  
die Ringe wir lohnten<sup>37</sup>.

<sup>33</sup> Ammianus Marcellinus XVI, 12.

<sup>34</sup> Lis Jacobsen und Erik Moltke, Danmarks Runeindskrifter, Text Sp. 349: askil sati stin þansi iftiR tuka kurms sun. saR hulán trutin. sar flu aigi at ubsalum. satu trikaR iftiR sin bruþr stin á biarki stuþan runum. þiR kurms tuka kiku nistiR.

<sup>35</sup> Vgl. Olrik-Ræder, Saxonis Gesta Danorum I, 53 ff.

<sup>36</sup> Edda-Übersetzung I, 182, Str. 7; freie Nachahmung von Saxos Worten, Vs. 26–28: omnia quae poti temulento promptimus ore fortibus edamus animis et vota sequamur per summum iurata Iovem superosque potentes.

Als Olaf der Heilige vor der Schlacht von Stiklastad, in der er im Jahre 1030 gefallen ist und die Märtyrerkrone erwarb, den Mut seiner Mannen steigern wollte, bat er seinen Hofskalden, den Isländer Thormod, ein Lied herzusagen. Und als der Skald sich erhob, um seinem Herrn zu willfahren, trug er mit lauter Stimme das alte Bjarkilied vor.

*Comitatus* ist das blasse Wort, mit dem Tacitus die Gefolgschaft bezeichnet. Die Franken nannten sie *trustis* und die Gefolgsleute selbst hießen *antrustiones*. In diesem Wort liegt, wie schon Müllenhoff richtig bemerkte<sup>38</sup>, der Gedanke des Treueverhältnisses ausgedrückt. Daß es ein allgemeinergermanisches Wort war, dürften die in der skandinavischen Literatur überlieferten Beinamen wie *Sygnatrausti* und *Qmlungatrausti* beweisen; auch hier das Wort *trausti* auf die Treue, die die Folge eines Schwurgelübdes ist<sup>39</sup>.

Die Institution der Gefolgschaft beschränkt sich keinesfalls auf die Germanen und Kelten. Die römischen *clientes*, später unter den juristisch geordneten Verhältnissen des römischen Staates die Leute, welche ihrem patronus im Recht und bei Kandidaturen halfen, waren ursprünglich nicht weniger «antrustiones»; und es klingt wie der Widerhall von Cäsars Worten über die Kelten, wenn Dion von Halicarnassus sagt: es war der höchste Ruhm für die Mitglieder der angesehensten Familien, die größte Gefolgschaft zu haben<sup>40</sup>. Werfen wir noch einen Blick auf das alte Indien, und wir lesen im Mahābhārata: «Wer seine Genossen im Kriege im Stiche läßt, soll lebend verbrannt werden, denn Indra gibt dem Unheil preis, wer, seine Genossen hinterlassend, unverwundet aus der Schlacht heimkehrt<sup>41</sup>.» Die Gefolgschaft heißt in Indien *vrāta*, und man hat sie bis in die ältesten arischen Zeiten zurückverfolgen können<sup>42</sup>. Aber neben dem *vrāta* des indischen Führers kennt die indische Religion auch den *vrāta*, der Indra auf seinem mythischen Eroberungszug begleitet und der eine durch Eidschwur und Blutsbruderschaft verbundene Kampfgemeinschaft darstellt. Führer dieser Gefolgschaften ist der schreckliche Rudra, der deshalb auch *vrātapati* heißt.

Das Ethos des germanischen Comitatusgedankens, das schon bei Tacitus mit hellen Farben gezeichnet ist, deutet auf etwas Tieferes hin, als die bloße

<sup>37</sup> Genzmer S. 186, Str. 34, vgl. Saxo:

Ad caput extincti moriar ducis obrutus, at tu  
eiusdem pedibus moriendo allabere pronus,  
ut videat, quisquis congesta cadavera lustrat,  
qualiter acceptum domino pensarimus aurum.

<sup>38</sup> Deutsche Altertumskunde IV, 267.

<sup>39</sup> C. J. S. Marstrand, Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap XIII, 1945, S. 319 bis 343.

<sup>40</sup> Vgl. II, 10: μέγας έπαινος ήν τοίς εκ τών έπιφανών οικιών ώς πλειστούς πελάτας έχειν.

<sup>41</sup> Mahābhārata XII, 97, 21.

<sup>42</sup> J. W. Hauer, Der Vrātya, Untersuchungen über nichtbrahmanische Religion Altindiens und weiter Stig Wikander, Der arische Männerbund.

Treue des Kriegers für seinen Herrn. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Gefolgschaft bis zum letzten für ihren Führer kämpft und sogar ihm in den Tod folgt, kann nur dadurch erklärt werden, daß hier mehr als rein menschliche Bedingungen geknüpft sind. Der *vrāta* der Inder ist nicht nur dem Führer verbunden, sondern er steht ebenfalls in dem durch Eidschwur besiegelten Dienst des Gottes Rudra. Es ist überraschend, wie fest die Germanen bis in die historische Zeit hinein diese Seite der Gefolgschaftsidee bewahrt haben. Es besteht ein vollkommener Parallelismus zwischen dem weltlichen Herrscher und Odin einerseits, zwischen der Gefolgschaft und den *einberjar* andererseits. Auch diese himmlischen Krieger ziehen nach dem ruhmreichen Tode auf dem Schlachtfeld in Walhalla ein; dort ziehen sie jeden Morgen in den Kampf, aus dem sie blutüberströmt abends zurückkehren, um in der schön geschmückten Götterhalle zu zechen. Der Fürst geht nach seinem Tode nicht einsam den düstern Weg zu Odins Wohnung; ihn begleitet die ganze Schar seiner treuen Krieger, die mit ihm zusammen in Walhalla einkehren.

Es ist hier nicht der Ort, weiter zu verfolgen, wie sehr die germanische Gefolgschaft eine in Odin gipfelnde Kultgemeinschaft war, die sich in bestimmten Kulthandlungen, sogar noch in Volksbräuchen der heutigen Zeit fortlebend, ihres mehr als rein weltlichen Charakters bewußt wurde. In den letzten Jahren ist diese Seite des Problems von verschiedener Seite behandelt und zu vollständiger Klarheit gebracht worden<sup>43</sup>. Davon verlautet bei den klassischen Autoren nichts, denn wie das oft im Leben antiker Völker der Fall ist: was nach außen in Erscheinung tritt, ist nicht das Wesentliche. Das ganze gesellschaftliche Leben ist eine göttliche Ordnung; sie wurzelt in ungeahnten Tiefen des Bewußtseins und findet immer die sinngebende Ergänzung in der übersinnlichen Welt. Wir dürfen deshalb zuversichtlich behaupten, daß es bei den Kelten nicht anders gewesen ist. Wie Tacitus bei der Beschreibung des germanischen Comitatus von einem *praecipuum sacramentum* redet, so übersetzt Athenaios das Wort *soldurii* mit *εθρολιμαίοι*; man fühlt immer eine schaurige Weihe, welche die Gefolgschaft umwittert.

Wenn aber zwei Völker, die sich an einem gewissen Moment der Geschichte begegnen, bis in ihre seelische Struktur hinein ihre Gleichartigkeit, sogar ihre tiefere Verwandtschaft verraten, muß es ihnen nicht schwerfallen, ein inneres Verhältnis zueinander zu gewinnen. Es ist erstaunlich, wie sehr die indogermanischen Völker das Erbe ihrer gemeinsamen Vergangenheit durch die Jahrtausende bewahrt haben; wer meinen möchte, daß der Glaube des Urvolkes nicht das ganze Leben von Gemeinschaft und Individuum getragen hat, daß hier und hier allein die unerschütterliche Grundlage ihres

<sup>43</sup> Vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen; G. Dumézil, Mythes et Dieux des Germains S. 79–91 und meine Altgermanische Religionsgeschichte II, § 406 ff.

menschlichen Daseins war, der steht der Tatsache ratlos gegenüber, daß immer und überall, wo wir indogermanischen Völkern begegnen und sie nur einigermaßen eingehend kennenlernen, dieselben seelischen Grundstrukturen zutage treten. Ihre Weltanschauung hat auch die Formen ihrer gesellschaftlichen Ordnungen gestaltet; die Götter mögen ihre Namen wechseln, ihre Wesensart und ihre Funktion im kosmischen wie im irdischen Geschehen bleiben immer die gleichen. Dieses erklärt eben, daß anscheinend rein weltliche Institutionen, die wir so gerne aus Zweckmäßigkeitsgründen oder dem mehr oder weniger zufälligen geschichtlichen Lauf erklären möchten, in gleichartiger Form, wenn auch zeitlich und örtlich in wechselnder Reinheit erhalten, bei allen oder den meisten indogermanischen Völkern auftreten. Die Kelten und die Germanen haben nicht an einem bestimmten Punkt ihrer Geschichte die Gefolgschaft als eine rein weltliche, den Machtgelüsten der Fürsten dienende Einrichtung «entwickelt», noch weniger wurde sie entlehnt oder nachgebildet; hier tritt gerade das treu bewahrte Erbe der fernsten Vergangenheit in lebendigster Blüte zutage.

Zuweilen zeigt sich auf überraschende Weise, wie sehr Kelten und Germanen vollkommen gleichartige Bräuche haben. Die klassischen Autoren berichten von beiden Völkern, daß sie sich nackt in den Kampf geworfen haben<sup>44</sup>. Schon Vegetius hat an eine rituelle Bedeutung geglaubt<sup>45</sup>, denn er bemerkt zu diesem Brauch, er sei wahrscheinlich *a rebus sacris ortus, cum sub ea re devotio quaedam intelligatur*. Das klingt jedenfalls vernünftiger, als was Giraldus Cambrensis bemerkt, wenn er erzählt, daß die Iren noch im Mittelalter nackt und ohne Waffen (!) gegen die normannischen Ritter kämpften: sie betrachten es als einen Beweis ihrer Verwegenheit und als eine Ehre, unbewaffnet zu kämpfen<sup>46</sup>. Wenn man aber beachtet, welche Bedeutung sowohl im Kult wie in der Magie die Nacktheit gehabt hat, wird man wohl vermuten dürfen, daß auch das Ablegen der Kleidung in der Schlacht vor allen Dingen eine religiöse Bedeutung gehabt haben wird.

Ich füge noch ein Beispiel für gleichartige Bräuche bei Kelten und Germanen an. Tacitus erzählt in seiner *Germania* eine eigentümliche Sitte von den Suiones: Die Waffen stehen nicht zum beliebigen Gebrauch zur Verfügung wie bei den übrigen Germanen, sondern sind eingeschlossen und unter Aufsicht eines Sklaven. Denn unerwartete Einfälle von Feinden verhindert der Ozean, außerdem richten müßige Hände, wenn sie bewaffnet sind, leicht Unheil an<sup>47</sup>. R. Much hat als Erklärung für diesen Brauch, daß

<sup>44</sup> Für die Kelten vergleiche Livius XXII, 46, 6 und XXVIII, 21, 9, Gellius X, 13, 7 und Polybios II, 28, 8 und 29, 7. Für die Germanen Tacitus, *Germania* 43, Hist. II, 22 und Caesar, *De Bello Gallico* IV, 1, 10 und VI, 21, 5.

<sup>45</sup> Vgl. *De re militari* III, 18.

<sup>46</sup> Vgl. *Topographia hibernica et expugnatio hibernica* III, 10.

<sup>47</sup> Vgl. c. 44.

die Waffen aufbewahrt wurden, folgendes angeführt: «Weil, was der Bericht nicht erkennen ließ (!), es eine Festzeit war, gerade wie es vom Nerthusfest heißt: *clausum omne ferrum*<sup>48</sup>.» Aber ich glaube, daß Tacitus' Erklärung zutreffend ist, wenn man dabei voraussetzt, daß diese Sitte nur den im königlichen Hof versammelten Kriegern gegolten habe. Denn genau dasselbe wird uns in der irischen Überlieferung von Ulster erzählt. In dem Buch von Leinster findet sich eine Beschreibung von Conchobars Wohnung in Emain, es befanden sich dort drei Häuser; im Craebraod (dem roten Zweig) versammeln sich die Fürsten, im Craebderg (dem blutigen Zweig) werden die abgeschlagenen Köpfe der Feinde und die Beutestücke aufbewahrt, im Teite Brecc (dem bunten Haus) die prachtvollen Waffen: Speere, Schilde und Schwerter. Und dies ist der Grund dafür, daß den Kriegern die Waffen abgenommen und in einem Haus aufbewahrt werden: Jedesmal wenn sie etwas Anzügliches hörten, griffen sie zu ihren Waffen, um sich zu rächen, und fügten einander schwere Verletzungen zu<sup>49</sup>. Sollte es nicht auch so bei den Schweden gewesen sein? Hier braucht man gewiß nicht an eine religiöse Sitte zu denken. Man darf vielleicht daraus folgern, daß die königliche Autorität bei den Schweden so groß war, daß die Adligen sich im Hause des Königs von ihren Waffen trennen mußten.

Werden wir nun den Forschern recht geben, die aus der Gleichheit der Kelten und Germanen in Lebensgewohnheiten, gesellschaftlicher Struktur und Charakterzügen den Schluß ziehen, daß sie also eigentlich nur ein und dasselbe Volk waren, das sich fast noch vor unseren Augen spaltet und ihre besondere Eigenart entfaltet? Dagegen spricht schon der Umstand, daß sie Jahrhunderte nebeneinander gelebt haben, jedes Volk in seiner eigenen Umwelt, ohne mehr als oberflächlich miteinander in Berührung zu treten. Aber die archaische Grundstruktur blieb unverändert; in den großen Linien waren sie einander gleich geblieben. Deshalb konnte auch der Zusammenprall in der La-Tène-Zeit nicht zu einem Vernichtungskampf führen, sondern zu einem Zusammenleben und schließlich zu einer Verschmelzung, die auch in weiter Zukunft fruchtbar werden konnte. Wir bleiben nur an der Oberfläche hängen, wenn wir immer nach Entlehnungen fahnden, als ob Wörter wie Tabak oder Kaffee etwas über das kulturelle Zusammenleben zweier Völker aussagen könnten. Die Hauptsache ist, was sich bei einer wirklichen Auseinandersetzung zwischen zwei Völkern in den tieferen Schichten der Seele ereignet. Gibt es keine Wesensgleichheit, so bleibt dort alles stumm; wo sich aber Geist und Geist begegnet, fängt ein gegenseitiges Strömen und Gären an, aus dem eben das Neue geschaffen wird. Ich hoffe, im nächsten Kapitel zu zeigen, daß die Begegnung von Kelten und Germanen Früchte gezeitigt hat, die in unserem europäischen Kulturleben eine wichtige Rolle gespielt haben.

<sup>48</sup> Die *Germania* des Tacitus (1937) S. 397.

<sup>49</sup> Vgl. Ch. Guyonvarc'h in *Ogam* XI, 1959, S. 61.

VII  
DICHTER UND HELDEN

Ammianus Marcellinus berichtet uns in einem Exzerpt von Timagenes, daß die Gallier aus den überrheinischen Gegenden eingewandert und in ihren neuen Wohnsitzen allmählich zu einer höheren Bildung gelangt seien. Das Betreiben lobenswerter Studien war Sache der Barden, Euhages und Druiden. Die Barden singen die Taten der berühmten Männer in heroischen Versen, die sie mit dem süßen Ton der Leier begleiteten<sup>1</sup>. Die Quelle dieser Mitteilung dürfte wiederum Poseidonios sein, denn in einem Zitat bei Diodorus Siculus lesen wir: Bei ihnen gibt es auch Liederdichter, die sie Bardoi nennen. Sie singen, von Musikinstrumenten begleitet, die Leiern ähnlich sind, und während sie die einen loben, beschimpfen sie die andern<sup>2</sup>.

Hofdichter dieser Art finden wir auch bei anderen Stämmen. In Wales bildeten noch im Mittelalter die Barden eine besondere Klasse in der Gesellschaft. Die Gesetze bestimmen für den Barden des Königs den Platz in der Halle des Palastes neben dem «penteulu», dem Haupt des Hausgesindes, der den ersten Rang nach dem König innehatte, und zwar zur Zeit der jährlichen Hochfeiern; am Hof nahm er für gewöhnlich die achte Rangstufe ein. Er hatte das Anrecht auf ein freies Landeigentum, ein Pferd, ein Leinen- und ein Wollgewand und eine Herberge; sein Wergeld war das doppelte eines freien Mannes. Er mußte die Nationalhymne singen, wenn das Heer in den Kampf zog und bekam für diesen Dienst einen besonderen Teil der Beute. Die Barden, die zur Gefolgschaft eines Häuptlings gehörten, waren die Geschichtsschreiber und Hofdichter ihres Herrn<sup>3</sup>.

Genau dieselben Verhältnisse finden wir in Irland. Bis ins 16. Jahrhundert waren die Barden Personen, die eine bedeutende politische Macht besaßen. Sie hatten die Aufgabe, den Mut ihres Herrn zu entflammen oder ihre Leidenschaft zu beschwichtigen. Sie stachelten die Häuptlinge mit ihren Liedern, in denen sie die tapferen Taten ihrer Vorfahren feierten, zum Krieg an. Sie waren die Ratgeber, die Warner, die Bedroher und Anfeurer; ihr Lob wurde ebenso erstrebt, wie ihr Tadel gefürchtet<sup>4</sup>.

Angesichts dieser Einstimmigkeit der Zeugnisse für Gallien und Britannien möchte man glauben, daß die Funktion der Barden bei allen keltischen

<sup>1</sup> Vgl. 15, 9, 4: Et bardī quidem fortia virorum illustrium facta heroicis composita versibus cum dulcibus lyrae modulīs cantitarunt.

<sup>2</sup> Vgl. V, 31, 2: *Εἰσι δὲ παρ' αὐτοῖς καὶ ποιηταὶ μελῶν, οὓς βάρδους ὀνομάζουσιν. Οὗτοι δὲ μετ' ὀργάνων ταῖς λύραις ὁμοίον ἄδοντες οὓς μὲν ἕμνοῦσιν, οὓς δὲ βλασφημοῦσιν.*

<sup>3</sup> Dottin, *Revue de synthèse historique* VI, 1903, 326.

<sup>4</sup> E. Hull, *A Textbook of Irish Literature* I, 1906, 198.

Völkern bekannt gewesen ist. Man hat das bezweifelt, weil wir weder aus Spanien noch aus Gallia Cisalpina noch von den Galatern ein einziges Zeugnis für das Vorhandensein der Barden besitzen. Aber was besagt das bei der außerordentlichen Dürftigkeit der Berichte über diese Teile der keltischen Welt, Berichte, die überdies fast gar nichts über ihre Sitten und Lebensgewohnheiten enthalten? Demgegenüber ist zu beachten, daß ein mehr oder weniger organisierter Dichterstand bei mehreren indogermanischen Völkern gefunden wird. Der ehrenwerte alte Cato sagt, wie Cicero erzählt, daß es zu den Tischsitten der Vorfahren gehörte, die Tugenden berühmter Männer mit Flötenbegleitung in Liedern zu feiern<sup>5</sup>. Oder erinnern wir uns des indischen «sūta», der nicht nur Hofdichter, sondern auch Wagenlenker war; er sollte gemischter Abkunft sein, sein Vater sollte zur Kriegerkaste gehören und seine Mutter sollte eine Brahmanin sein. Sein Amt war sehr ehrenvoll, denn er hatte die Aufgabe, die alten Heldenlieder zu singen<sup>6</sup>. Von den germanischen Hofdichtern werden wir noch ausführlich reden müssen; über die griechischen Rhapsoden brauche ich kein Wort zu verlieren.

Überall begegnen wir derselben Funktion dieser alten Dichter-Sänger: das Lob ihres Brotherrn zu feiern oder die Taten seiner Vorfahren zu besingen. Zimmer hat energisch mit Hinsicht auf die keltischen Barden behauptet, daß sie nirgends als Träger der nationalen Heldensage erwähnt werden: sie verfertigen Preislieder auf Personen, Ereignisse und Örtlichkeiten oder auch Spottlieder<sup>7</sup>. Soweit die Überlieferung geht, ist das buchstäblich richtig, aber trotzdem werden wir die Art des Lobliedes anders bestimmen müssen. Bei jeder Gelegenheit, welche zu einer gehobenen Stimmung Veranlassung gibt, also gerade bei Feierlichkeiten jeder Art, fühlt der antike Mensch das Bedürfnis, seine eigene, allzumenschliche Erfahrung auf ein Vorbild höchster Bedeutsamkeit zu beziehen. Auf dem religiösen Gebiet führt das dahin, jedes Opfer als eine Wiederholung und dadurch auch als eine neue Manifestation eines göttlichen Urgeschehens zu feiern; an solchen Augenblicken soll das profane Leben aufgehoben werden und die Wesenhaftigkeit einer heiligen, göttlichen Welt soll sich in ihrer übergreifenden Macht und Heiligkeit offenbaren. Die alltäglichen Erfahrungen sind nichtig und wertlos; wesentlich ist nur das seit Urzeiten wirkende Gestalten göttlicher Mächte, die dem menschlichen Leben einen wirklichen Sinn zu geben vermögen.

<sup>5</sup> Tusc. Disp. IV, 2: gravissimus autor in Originibus dixit Cato morem apud maiores hunc epularum fuisse, ut deinceps qui accubarent, canerent ad tibiam clarorum virorum laudes atque virtutes.

<sup>6</sup> Chr. Lassen, *Indische Altertumskunde* I, 1847, 480. Vgl. auch den *stutipāthaka*, dessen Amt es war, vor den Königen den Ruhm ihrer Vorfahren zu besingen, ibidem 630.

<sup>7</sup> *Göttingischer Gelehrten-Anzeiger* 1890, S. 810.



Jedes Fest kennzeichnet sich durch diesen mythischen Hintergrund. Auch das fürstliche Gelage in der Festhalle ist mehr als ein fröhliches Zechen; gerade wenn es ein wirkliches Fest sein soll, muß es kein alltägliches Essen und Trinken, sondern ein erhebendes Zusammensein und Zusammenerleben höchster Feierlichkeit sein. Und gerade hier tritt der Hofdichter ein. Bei religiösen Festen ist es der Priester, der das profane Leben aufhebt und die Opfergemeinschaft der ewigen Daseinsformen im Kosmos teilhaftig macht. Der Dichter hat eine ähnliche Aufgabe bei den hohen Festen des Königshofes. Gewiß, er soll den Fürsten loben, und in diesem Lob fühlt sich die Gefolgschaft einbezogen. Aber es wäre ein kümmerliches Lob, wenn der Dichter die eigenen Ruhmestaten des Herrn besungen hätte; denn dasjenige, was die Männer der Gefolgschaft zusammen mit ihrem Fürsten erlebt und getan hatten, war etwas Allzumenschliches, das sich zu jeder Zeit in jedem neuen Kampf ereignen konnte. Man verlangte das Einmalige, das Vorbildliche zu hören, von dem die eigenen Ruhmestaten nur ein Abglanz waren. Das ist eben die Bedeutung der Heldenepik: in unvergänglichen Gestalten einer früheren Zeit das Maß der Tapferkeit, der Opferbereitschaft und der Todesverachtung aufzustellen, an dem alle späteren Geschlechter gemessen werden sollten. Das Heldenlied, das in der Fürstenhalle erklingt, erzählt von unnachahmlichen und trotzdem nachahmungswerten Großtaten der Vergangenheit, in denen der Zuhörer seine eigenen Waffentaten mitschwingen fühlt. So hätte auch er gehandelt, wenn er einer jener Recken der Vorzeit gewesen wäre; aber daß in diesem feierlichen Augenblick nicht sein eigener Ruhm, sondern jener eines hochberühmten Helden gepriesen wird, versetzt ihn gewissermaßen selbst unter die heldischen Vorbilder seines Volkes<sup>8</sup>.

Wir brauchen deshalb gar nicht daran zu zweifeln, daß die Aufgabe der Barden eben auch die Pflege des Heldenliedes war. Aber selbstverständlich nicht nur des Heldenliedes. Wir hörten schon, daß sie auch Spottlieder machten, die ganz besonders gefürchtet wurden. Denn auch damals war die Zunge die schärfste Waffe. Ein Wort, das einen dem Spott der andern preisgab, war nicht nur eine schwere Beleidigung und eine Beeinträchtigung seiner Männerwürde; es konnte sogar eine Existenz an der Wurzel treffen und den Mann gesellschaftlich vernichten. Man wußte noch um die magische Kraft des Wortes, die ungeahnte Mächte entfesseln konnte. Der Tadel, in der feierlichen Form der an poetische Sprachmittel gebundenen und in gehobenen Redewendungen gesprochenen Dichterworte, war eine Beschwörung, welche die angekündigte Unehre bewirkte. Wir hören sogar von Beispielen, daß ein zorniges Hohnlied physische Auswirkungen hatte.

<sup>8</sup> Ich verweise hier auf das anregende Buch von G. Dumézil, *Servius et la Fortune* (Paris 1943), in dem er die soziale Funktion des Lobdichters erörtert und dabei auf die Bedeutung der Begriffe aind. *famsati* und lat. *cenere* eingeht.

Wenn ein Dichter ein solches Lied vortrug, konnte die Wirkung durchaus körperlich gefaßt werden: dem Geschmähten traten Pusteln auf der Stirne oder auf der Wange hervor<sup>9</sup>. Es ist merkwürdig, daß wir genau dieselbe Auswirkung eines Spottliedes aus der skandinavischen Überlieferung kennen. Der Dichter Thorleif Jarlsskald wollte sich an Jarl Hákon rächen; verummummt trat er in die Königshalle und erwirkt sich die Erlaubnis, ein Lied vorzutragen. Er fängt mit den üblichen Lobpreisungen an, aber bald ändert sich das Lied, und der Jarl wird von einem unerträglichen Jucken befallen. Damit nicht genug, geht der Skald zu den «Nebelstrophen» über, welche die ganze Halle verfinstern machen. Als es ganz dunkel geworden ist, hebt er die «Jarlsnið» an und als er die letzte Strophe ausgesprochen hat, war jede Waffe in der Halle in Bewegung geraten, so daß mancher dadurch getötet wurde. Der Jarl selber verlor das Bewußtsein, und von niemandem bemerkt, entwischte der Skald. Als der Jarl wieder zu sich kam, waren ihm der ganze Bart und das Haar an einer Seite des Scheitels verfault, und nie wuchs an diesen Stellen das Haar wieder nach. Den ganzen Winter und noch einen Teil des Sommers konnte sich der Jarl von diesem Schaden nicht erholen<sup>10</sup>.

Die Auswirkungen konnten aber noch furchtbarer sein. Ein Dichter konnte nach irischer Auffassung ein *aer*, das heißt ein Spottlied vortragen, dessen Auswirkung war, daß das Getreide mißlang und die Kühe keine Milch mehr gaben; es hatte also die Eigenschaften eines Fluches. Waren aber die negativen Wirkungen des dichterischen Wortes so gewaltig, so dürfen wir daraus schließen, daß das Loblied nicht weniger stark das Gedeihen des Fürsten, seiner Gefolgschaft, ja sogar seines ganzen Volkes fördern konnte. Das schon genügt, um uns davon zu überzeugen, daß ein solches Gedicht mehr gewesen sein mußte als ein einfaches Lob der Kriegstaten des besungenen Fürsten. Aber jeder schöne Kriegerdort ist seinerseits auch wieder vorbildlich, und es gibt in jedem Jahrhundert einige hervorragende Persönlichkeiten, die von den späteren Geschlechtern als Helden «kanonisiert» werden konnten. Die germanische Völkerwanderung, die ja Veranlassung genug dazu gab, daß Heerführer sich einen unverwelklichen Ruhm erwarben, hat eine neue Schicht von Heldengestalten emporwachsen lassen, welche sogar die älteren Figuren der Vergessenheit anheimgab.

Aelian bemerkt von den Kelten, daß von allen Völkern am meisten sie die Gefahr lieben; deshalb machen sie zum Gegenstand ihrer Lieder diejenigen Männer, die im Kampfe einen schönen Tod erlitten haben<sup>11</sup>. Das

<sup>9</sup> Thurneysen, *Die irische Helden- und Königssage bis zum 17. Jh.* (Halle 1921) S. 69–70.

<sup>10</sup> Flateyjarbók (Ausc. Reykjavík) I, 233–234.

<sup>11</sup> Aelian, *Var. hist.* 12. 23: ἀνθρώπων ἐγὼ ἀειοῦ φιλονεικούντων εἶναι τοὺς Κελτοὺς· τῶν ἁμαρτῶν γούιν ὑποθεσεῖς ποιοῦνται τοὺς ἀνθρώπους τοὺς ἀποθανόντας ἐν τῷ πολέμῳ καλῶς.

erklärt eben auch, daß gerade vor der Schlacht Lieder dieser Art ihre eigentliche Wirkung entfalten konnten. Wo wir einigermaßen genauer das Leben eines keltischen Volkes beobachten können, stoßen wir gerade auf diese Funktion des Preisgesanges. Das ist besonders der Fall für Irland, das durch seine reiche literarische Überlieferung uns manches erhalten hat, was überall sonst unwiederbringlich verloren ging. Daneben treten die alten Sagen in Wales, wo bis in die Neuzeit hinein zahlreiche alte Gepflogenheiten erhalten geblieben sind. Wir haben schon oben gehört, daß der Barde vor der Schlacht den Mut der Krieger anfeuern sollte, indem er Lieder, welche die Großtaten der Vorfahren verherrlichten, sang und dafür einen bestimmten Teil der Beute beanspruchen durfte.

Die irische Literatur kann dieses durch einige malerische Beispiele erhärten. In den von O'Donovan veröffentlichten Annalen lesen wir unter dem Jahre 722, daß Fergal, ehe er den Tribut von Leinster mit Gewalt eintreibt, am Abend vor der Schlacht ein Lied singen läßt, in dem die Kämpfe der Leinstermänner ausführlich besungen werden<sup>12</sup>. An einer anderen Stelle hören wir, daß vor der Schlacht ein Lied angestimmt wurde, in dem der Führer selber wegen seiner kriegerischen Tugenden gefeiert wurde. Das erzählt die Geschichte der Cath Finntrága; Fidach sagt vor der Schlacht zu Fergus: «Fange an, mich zu loben, damit ich in den Kampf mit dem Feinde in um so gesteigerter Stimmung schreite<sup>13</sup>.» Auch hier müssen wir bedenken, daß der Fürstenpreis nicht in unserem individualistischen Sinne aufgefaßt werden soll; das Lob wird auch hier den Taten der Vorfahren gegolten haben.

Die skandinavische Überlieferung bietet sehr schöne Parallelen zu den kurzgefaßten irischen Berichten. Wir besitzen ein eigentümliches Gedicht, das dem Skalden Thjodolf aus Hvín zugeschrieben wird und mithin zur Zeit des Haraldr Hárfagri gedichtet worden ist. Dieses Lied, das Ynglingatal, feiert den norwegischen Kleinkönig Rognvaldr heiðumhár, indem es von dreißig seiner Ahnen Todesart und Todesstätte besingt. Dabei reicht das Lied über die norwegischen und schwedischen Glieder des Ynglingengeschlechtes bis zu den mythischen Ahnen. Die Geschichtlichkeit eines Teiles dieser Überlieferungen wird dadurch bestätigt, daß mehrere dieser Könige auch in andern, sogar außernordischen Quellen erwähnt werden. Mit den ältesten historisch bezeugten schwedischen Vorfahren gelangen wir sogar bis in das 5. Jahrhundert. Weshalb sollten wir dann Zweifel hegen an dem wirklichen Dasein der Persönlichkeiten, deren Leben durch münd-

<sup>12</sup> Three Fragments (Dublin 1860) S. 38: ro gabsaide og indisin cath 7 comrama leithe Cuinn 7 Laigen ó togail Tuama Tenbath... conigi an aimsir-sin.  
<sup>13</sup> Ausg. Kuno Meyer (Oxford 1885) S. 38: Tairre do ma molad, co n-deachainn do comrac risan allmurach innas gumadh moidi mo menma 7 m'aignedh 7 gumadh calmaidí mo comlann thu do ma molad.

liche Tradition festgehalten werden konnte, weil es in so früher Zeit noch keine schriftlichen Aufzeichnungen gab? Die Geschichte eines halben Jahrtausends hat in diesem Lied ihren Niederschlag gefunden.

Die Ahnentafel seines Geschlechtes ist der schönste Preis dieses Königs Rognvaldr. Ein sonderbarer Gedanke, wird der heutige Leser denken, daß der Begräbnisort jedes der Vorfahren so genau verzeichnet wird und sogar der Angelpunkt des Lobliedes zu sein scheint. Aber der Gedanke wird gar nicht so sonderbar auf uns wirken, wenn wir nur bedenken, daß das Fürstengrab eine Kultstätte war, wo sich die Königsmacht fortwährend offenbaren konnte. An diesen Orten befand sich die unversiegbare Kraftquelle des Geschlechtes, aus der jedes neue Glied der Ahnenkette gespiesen wurde.

Das zweite Beispiel liefert uns die Geschichte Olafs des Heiligen. Wir haben es schon in einem früheren Kapitel berührt. Vor der Schlacht bei Stiklastad wird der Skald Thormod vom König gebeten, ein Lied vorzutragen; er stellte sich auf und sprach so laut, daß es über das ganze Lager zu hören war; er wählte das alte Bjarkilied mit der schönen Anfangsstrophe:

Tag stieg empor,  
 es tönt der Hahnenschrei;  
 Mühsal müssen  
 die Mannen gewinnen<sup>14</sup>.

Das Heer erwachte aus dem Schlaf, und als das Lied zu Ende gesungen war, dankten die Mannen ihm für das Gedicht und nannten es seitdem *Húskaflabúf*, das heißt die Aufreizung der Gefolgschaft<sup>15</sup>. Hier sehen wir an einem Beispiel, das wir ruhig historisch beglaubigt nennen können, welche Funktion das Heldenlied im Leben der alten germanischen und keltischen Völker hatte: es stellte ein Vorbild auf und reizte zur Nacheiferung der heldischen Großtaten.

Es war in der römischen Zeit aber nicht anders. Tacitus erzählt uns in seiner Germania: Man berichtet auch, Herkules sei bei ihnen gewesen; tatsächlich besingen sie ihn beim Aufmarsch zum Kampf als ersten aller Helden<sup>16</sup>. Der Name des Herkules ist natürlich als rein römische Erfindung oder vielleicht besser als römische Interpretation zu streichen; er verdeckt den Namen eines germanischen Helden, denn daß es sich hier um einen Helden und nicht etwa um einen Gott handelt, beweisen die Wörter *virii fortes*, die ausschließlich von menschlichen Helden gebraucht werden. Auffallend ist auch hier, daß solche Lieder beim Aufmarsch zum Kampf (vgl. *ituri in proelia*) gesungen wurden; das stimmt aber vollkommen zu dem

<sup>14</sup> Nach Genzmers Übersetzung der Edda I, 182.

<sup>15</sup> Heimskringla II, 463.

<sup>16</sup> Cap. 3: fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelio canunt.

skandinavischen Beispiel der Stiklastad-Schlacht wie zu den irischen Berichten. So erzählt Ammian ebenfalls von den Goten, daß sie vor Beginn der Schlacht die Taten der Vorfahren mit rohem Geschrei lobten<sup>17</sup>. Sollten wir dabei auch nicht das Rolandslied in Erinnerung bringen, das die Normannen vor der Schlacht bei Hastings aus dem Munde eines gewissen Turolus gehört haben sollen?

Tacitus vervollständigt seine Beschreibung mit einem Satz, der viel Verwirrung gestiftet hat und noch immer nicht in allen Teilen einwandfrei erklärt ist. Er sagt: Durch den Gesang anderer Lieder, *barditus* genannt, entflammen sie den Mut und sagen aus dem Schall allein schon den Ausgang des bevorstehenden Kampfes vorher. «Sie glauben nämlich zu schrecken oder sind selbst in Angst, je nachdem es in ihren Reihen dröhnt, und es erscheint dies nicht mehr wie Menschenstimmen, sondern wie ein Zusammenklingen des Heldengeistes. Vor allem wird darauf gehalten, ein rauhes Tönen und stoßweises dumpfes Brausen hervorzubringen, indem man die Schilde vor den Mund hält. So schwillt die Stimme durch den Widerhall voller und gewaltiger an<sup>18</sup>.»

Die Handschriften weichen im Wortlaut ab: neben *barditus* finden wir auch *baritum*, eine Bezeichnung für eine Art Schlachtgeschrei, das gewöhnlich *barritus* buchstabiert wird und dann dasselbe Wort sein dürfte, das Elefantengeschrei bedeutet. Daraus hat H. Fischer den Schluß gezogen, daß Tacitus ursprünglich eben das Wort *barritus* an dieser Stelle verwendet habe und daß später in der schriftlichen Überlieferung das Wort *barditus* eingetreten sei, vielleicht durch einen humanistisch gebildeten Schreiber des 15. Jahrhunderts<sup>19</sup>. Es ist erstaunlich, daß diese allzu billige Lösung der Schwierigkeiten bei angesehenen Forschern Beifall gefunden hat<sup>20</sup>. Im allgemeinen gilt in solchen Fragen der weise Grundsatz, der lectio difficilior den Vorrang zu geben, weil man kaum verstehen wird, wie sie sonst in den Text geraten konnte. Der Schreiber, dem das Wort *barritus* aus dem lateinischen Schrifttum bekannt war, konnte es an die Stelle des seltenen und unbegreiflichen *barditus* aufnehmen, aber wie wäre das Umgekehrte

<sup>17</sup> Vgl. 31, 7, 11: maiorum laudes clamoribus stridebant inconditis.

<sup>18</sup> Cap. 3: sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur: terrent enim trepidantque, prout sonuit acies, nec tam voces illae quam virtutis contentus videntur, adfectatur praecipue asperitas soni et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat. — Ich gebe hier die Übersetzung von Eugen Fehle wieder; statt des zweiten Wortes *illis* ist auch *illius* überliefert, das also auf Hercules zurückweisen sollte; das scheint mir aber nicht richtig, weil das *haec quoque* doch eben darauf deutet, daß jetzt von einer anderen Art des Liedes gesprochen werden soll.

<sup>19</sup> Zeitschrift für deutsches Altertum L, 1908, 145–48.

<sup>20</sup> Capelle, Philologus LXXXIV, 1928, 203–04 und R. Much, Die Germania des Tacitus (1937) S. 51.

zu erklären? Ein Einfall eines Humanisten? Aber was konnte ihn dazu führen, in dem Zusammenhang dieser Tacitusstelle an die keltischen Barden zu denken, von denen doch etwas Derartiges nirgends überliefert worden ist?

Ich glaube, wir müssen das Wort *barditus* als den von Tacitus selbst gebrauchten Ausdruck betrachten. Er sagt ja selbst ganz bestimmt, daß die Germanen diesen Gesang *barditus* genannt haben, und das schließt offenbar vollständig das römische Soldatenwort aus, das in diesem Zusammenhang geradezu widersinnig ist. Tacitus gibt ohne Zweifel in diesem Passus keine eigenen Erfahrungen, sondern wiederholt nur die von früheren Ethnologen niedergeschriebenen Beobachtungen<sup>21</sup>. Das Wort selbst war ihm natürlich unbekannt; dagegen muß ihm das Wort *barritus* bekannt gewesen sein. Wenn sich in seiner Darstellung ein Irrtum eingeschlichen hätte, so läge er also nicht in der Buchstabierung *barditus*, sondern eher darin, daß Tacitus das Wort nach dem ihm als sinnverwandt aufgefaßten *barritus* umgedeutet haben könnte. Denn ihm ist der *barditus* nicht das Lied selbst, sondern die Weise des Vortrags, die mit einem Kriegsgeschrei verglichen wird. Auch in einer anderen Hinsicht scheint seine Phantasie tätig gewesen zu sein; Meißner nennt es sogar eine rhetorische Floskel, daß der Ton stärker geworden sei, indem die Krieger den Schild vor den Mund hielten; dazu seien die germanischen Schilde zu klein gewesen<sup>22</sup>.

Tacitus betrachtet den *barditus* als ein Schrecken einflößendes Kampfgeschrei<sup>23</sup>. Davon gibt die antike Überlieferung mehrere Beispiele. Von den Ambronen wird in der Schlacht bei Aquae Sextiae erzählt, daß sie den Römern entgegengogen, indem sie ihren eigenen Namen schrien und dabei in einem bestimmten Rhythmus die Waffen gegeneinander schlugen<sup>24</sup>. Nicht anders tat es das Bauernheer in der Schlacht bei Stiklastad, denn sie marschierten zum Kampf unter dem Ausruf: *fram fram, bóandmenn*, das heißt vorwärts, vorwärts, Bauersleut; darauf antwortete das königliche Heer mit dem Feldgeschrei *fram, fram, Kristis-menn, kross-menn, konungsmenn*, also: vorwärts, vorwärts Christi Leut, Kreuzleut, Königsleut! So erzählt Snorris Heimskringla<sup>25</sup>, während eine andere Olafssaga als Kampflied anführt: *knýjum, knýjum, konungs lídar, harðla, harðla, bóandmenn!* das heißt knutschet, knutschet, Königsmannen, feste feste die Bauersleut<sup>26</sup>. Merkwürdig ist ein Wiederhall aus Irland: die irischen Annalen berichten zum Jahre 869 ein

<sup>21</sup> Der Passus fängt mit dem Worte *memorant* an, d. h. man berichtet.

<sup>22</sup> Zeitschrift für deutsches Altertum LXVII, 1930, 197–206.

<sup>23</sup> Vgl. auch Historiae II, 22: cohortes Germanorum cantu truci et more patrio nudis corporibus super umeros scuta quantentium.

<sup>24</sup> Plutarchos, Marius XIX, 3: κρούοντες ἑαυτοὺς τὰ ὅπλα καὶ συναλλόμενοι πάντες ἅμα τὴν αὐτῶν ἐφθέγγοντο πολλάκις προσηγορίαν Ἐμφροντες.

<sup>25</sup> Vgl. II, 486 ff.

<sup>26</sup> Die Übersetzungen nach A. Heusler, Die altgermanische Dichtung (1923) S. 54.



Gefecht zwischen Normannen und einem König Cinnétig; beim Vormarsch machten die Feinde einen gewaltigen Lärm mit ihren Trompeten und schrien: *núi, núi*<sup>27</sup>; darin erkennen wir ohne Mühe das altnordische Zeitwort *knjja* wieder.

Ob aber Tacitus in seinem Passus über den *barditus* an solche Kampfprufe gedacht hat, scheint mir höchst zweifelhaft, wenn nicht gar unmöglich. Denn in diesem Fall hätte er doch nicht von «carmina» reden können. Wer dabei etwa an eine Bedeutung «Zauberspruch, formelhafter Ausdruck» denken möchte, vergißt, daß er diese «carmina» erwähnt, nachdem er von den zu Ehren des Hercules gesungenen Liedern geredet hat. Also auch hier muß man an einen Vortrag eines Gedichtes denken, welcher Art dieses gewesen sein mag. *Barditus* heißt die Vortragsart, und das Wort, wenn es richtig überliefert worden ist, muß eine Bedeutung gehabt haben. Meißner möchte es als Schildgesang übersetzen, aber für ein germanisches Wort *bard-* mit einer Bedeutung «Schild» fehlen alle Voraussetzungen<sup>28</sup>. Der römische Leser von Tacitus' *Germania* wird das Wort *barditus* zweifellos mit dem Namen der Barden in Verbindung gebracht haben, und man darf fragen, ob er damit vielleicht nicht doch das Richtige getroffen hätte. Auch Hubert hat es so verstehen wollen, wenn er sagt: der *barditus* trägt einen Namen, dessen Ursprung durch das kymrische Wort *barddawd* «die Bardenkunst» sichtbar wird; es war also ein Lied der germanischen Barden<sup>29</sup>. Wenn wir das Wort in diesem Sinne auffassen dürfen, ergibt sich daraus eine erstaunliche Gleichartigkeit der keltischen und der germanischen Sitte, beim Anfang der Schlacht Lieder zu singen, die durch die Erinnerung an heldische Taten der Vergangenheit den Mut der Krieger entflammen sollten.

Welcher Art diese germanischen Lieder gewesen sind, läßt sich natürlich nur schwierig bestimmen. Daß es aber keine Brücke gegeben hätte, die von dieser germanischen Kunst zu den später überlieferten Versformen führt, wird man nur schwerlich annehmen. Immer wird von Liedern gesprochen, die gesungen wurden; das schließt also die epische Dichtart, wie sie zum Beispiel im Hildebrandslied erscheint, aus; eher möchte man an die eddische Form des Heldenliedes denken, die durch ihre Strophenbildung besser dazu geeignet ist. Aber dieses dürfen wir mit aller Bestimmtheit sagen: der Grundcharakter des germanischen Verses ist der Viertakter, dessen Hebungssilben durch Stabreim gebunden waren. Tatsächlich zeigt sich überall

<sup>27</sup> O'Donovan, *Three fragments of Irish Annals* (1860) S. 164: *ro togbaid gotha allmarda barbarda annsaide 7 stuic iomda badhpda 7 socuide ga rád nui nui*.

<sup>28</sup> Das einmal überlieferte altnordische *bardi* «Schild» ist junge Ableitung von *barð* n. «Teil des Stevens, an dem die Schilde befestigt waren»; vgl. Much z. a. S. S. 50.

<sup>29</sup> H. Hubert, *Les Celtes et l'Expansion celtique jusqu'à l'époque de la Tène I*, 1932, 81.

dort, wo wir von liedartigen Gebilden reden dürfen, das Merkmal der Alliteration. Tacitus erzählt in seiner *Germania* von der germanischen Ethnogenie: der Urvater Tuisto hatte einen Sohn Mannus und aus ihm sind die Urahnen der Ingväonen, Istväonen und Erminonen gesprossen. Hier zeigt sich eine stabende Verszeile, die ganz der Form der späteren Poesie entspricht. F. Genzmer hat mit großem Scharfsinn das alte Merkgedicht wiederherzustellen versucht<sup>30</sup>. Wenn er es bis in die Hallstattzeit zurückdatieren möchte und dabei von der Voraussetzung ausgeht, daß die Lautverschiebung seit dem Jahre 1000 v. Chr. durchgeführt worden sei, können wir ihm nicht zustimmen, weil unserer Meinung nach die Ausbildung des germanischen Konsonantensystems erst viel später stattgefunden hat. Der germanische Stabreimvers setzt aber den Druckakzent voraus; mit einer indogermanischen musikalischen Betonung läßt sich keine stabende Verszeile bilden. Aber daß in der römischen Zeit Lieder dieser Art durchaus möglich waren, läßt sich nicht bestreiten.

Wir können noch einen Schritt weitergehen. Auch die germanische Dichtung ist nicht aus dem Nichts entstanden. Sie setzt auf ihre Art eine aus noch früherer Zeit ererbte Dichtung fort. Eine der schönsten Entdeckungen der romantischen Sprachwissenschaft, welche selbst die ätzende Kritik realistischer Forscher des 19. Jahrhunderts nicht hat aus der Welt schaffen können, ist der von Adalbert Kuhn erbrachte Nachweis, daß die Genesungsformel des zweiten Merseburger Zauberspruches mit der Beschwörung gegen ein gebrochenes Bein in dem altindischen Atharvaveda eine fast völlige Identität zeigt<sup>31</sup>. Das Fortleben festgeprägter Formeln über Jahrtausende hinweg läßt sich nur begreifen, wenn sie sich in traditionsgebundenen Kreisen vererbt haben; die Festigkeit der Überlieferung verbürgt aber eine durch bestimmte metrische und stilistische Mittel geprägte Sprachform.

Wenn wir also das Bestehen germanischer Gedichte in der römischen Zeit für geradezu selbstverständlich halten, so läßt sich fragen: ob es auch gewisse Verbindungen oder Ähnlichkeiten zwischen ihr und der keltischen Dichtung gegeben hat. Wenn Tacitus dabei, zurückgehend auf Poseidonios, das Wort *barditus* verwendet, so wird er an einen germanischen Gesang gedacht haben; im Munde des griechischen Ethnologen dürfte nur ein Lied oder eine Vortragsart keltischer Barden gemeint sein. In der germanischen Welt kennt man ja keine Barden, sondern man gebrauchte für den sü germanischen Dichter den Namen *skap*, für den skandinavischen das Wort *skald*. Beide Wörter sind mehr oder weniger dunkel; besonders der Name

<sup>30</sup> Ein germanisches Gedicht aus der Hallstattzeit, in *Germanisch-Romanische Monatsschrift* XXIV, 1936, 14–21.

<sup>31</sup> Vgl. A. Kuhn in seiner *Zeitschrift* XIII, 1864, S. 49 ff. und dazu noch F. Specht, in derselben *Zeitschrift* LXIV, 1937, S. 1 ff., der noch hinzufügt die Eingangsformel der *Völuspá* und der *Vedahymnen* AV XX, 127, 1 und I, 32, 1.



*skald* bietet der etymologischen Erklärung fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Daraus können wir nur schließen, daß es ein sehr altes Wort gewesen sein muß und daher auch im späteren uns historisch bekannten Sprachmaterial als isoliertes Erbwort stehen geblieben ist.

Nun hat man zwischen der später überlieferten Kunst der Skalden einerseits und der altirischen Dichtung andererseits einige merkwürdige Übereinstimmungen aufzeigen können. Beide verwenden eine Bildersprache, die man mit dem altnordischen Namen *kenning* andeutet und die man als einen gekürzten dichterischen Vergleich umschreiben kann. Statt zu sagen: das Schiff eilt über das Meer wie das Pferd über das Feld, drängt man das anschauliche Bild zu der Formel «Wogenpferd» zusammen. So heißt der Krieger «Stab der Schwerter» oder «des Krieges», aber genau so lesen wir in einer irischen Strophe: «O Donchaide, schöngestalteter, o Stab des schwergehäuften Kampfes.» Krause, der dieses Beispiel angeführt hat, fügt aber hinzu: ein wesentlicher Unterschied zwischen jenen altirischen Umschreibungen und der altgermanischen *Kenning* besteht aber darin, daß die altirischen Beispiele dieser Gattung ausschließlich als Apposition oder als Prädikatsnomen erscheinen<sup>32</sup>. Das aber war auch der Ausgangspunkt der germanischen *Kenningar*; diese haben sich selbständig weiterentwickelt, und dieses hat dazu geführt, daß in der skaldischen Dichtkunst die *Kenning* eine durchaus freie Stellung bekommen hat.

Der Vergleich der später überlieferten Kunst bei den Iren und den Skandinaviern läßt die Unterschiede stärker hervortreten als die Übereinstimmungen. Aber man soll nicht vergessen, daß mehrere Jahrhunderte getrennter Entwicklung die Kelten sowohl wie die Germanen weit von dem gemeinsamen Ausgangspunkt haben abführen können. Man kann in der Skaldendichtung von einer Hypertrophie der *Kenning* reden, aber bei den Iren bemerken wir eine Wucherung der Alliteration, die in ein sinnloses Geklingel von Wörtern, welche denselben Anfangslaut haben, ausartet. Demgegenüber ist die germanische Poesie der alten Funktion des Stabreims treu geblieben: die drei stabenden Silben bilden das Rückgrat der Verszeile und heben zu gleicher Zeit die bedeutungsschweren Wörter nachdrücklich hervor.

Man kann vielfach die Meinung hören, daß sich die eigentliche Skaldenkunst um etwa 800 ausgebildet haben soll, und dabei scheint man gerne irgendeinen Einfluß von der irischen Kunst anzunehmen. Aber das kann schwerlich richtig sein. Es ist wahr, daß die typische Skaldenstrophe erst im 9. Jahrhundert sichtbar wird; von dem norwegischen Dichter Bragi Boddason sind uns die ältesten Strophen dieser Art überliefert. Aber das bedeutet natürlich nur, daß er der erste Dichter war, dessen Poesie aufgezeichnet wurde; es wäre ja reine Willkür, daraus zu folgern, daß die Nieder-

<sup>32</sup> Kuhns Zeitschrift LIII, 1925, 228–230.

schrift der mündlichen Tradition gerade noch das erste Hervortreten der skaldischen Dichtform habe festlegen können. Im Gegenteil, die Poesie des Bragi, obgleich sie noch nicht in jeder Hinsicht den strengen Regeln der späteren Skaldik genügt, ist selber das Ergebnis einer lang vorhergehenden Entwicklung, von deren Dauer wir nichts aussagen können.

Auf Runensteinen kommen gelegentlich Strophen oder jedenfalls<sup>33</sup> strophentartige Gebilde vor, die sich der einfachen Art der Eddalieder vergleichen lassen. Marstrander hat die Ansicht ausgesprochen, daß der Mittelpunkt dieser ältesten Dichtform das Heiligtum war. Bei dem gradweisen Heranwachsen der Nationalstaaten während der Jahrhunderte vor den ersten Wikingerzügen habe sich die weltliche Dichtung immer mehr um die politischen Machtzentren konzentriert; sie hätte eine gewaltige Expansionskraft gehabt und überflügelte bald die alte magisch-mythisch betonte Dichtung<sup>34</sup>. Das klingt alles sehr schön, nur fragt man mit Erstaunen: woher weiß Marstrander das alles so ganz genau? Die älteste Dichtform also eine Apanage der Priester und an ein Tempelheiligtum gebunden? Gewiß waren in uralter Zeit die Priester die Inhaber der höheren geistigen Kultur; aber weshalb sollten die Heldenlieder, die Hercules feierten und beim Aufmarsch zur Schlacht gesungen wurden, eben eine kultische Dichtung gewesen sein? Die Eddalieder, in denen die Heldensage behandelt wird, sind eben die unmittelbaren Nachkommen dieser altgermanischen Heldenlieder, und hier hat man ja alle Veranlassung, an eine höfische Tradition zu denken, die weltlichen Charakter hatte. Wie auf keltischem Gebiet neben Druiden und Vates der Barde stand, so hatten die Germanen neben *godī* und *þulr* auch den *skald* (um hier die gewiß nicht zutreffenden reinskandinavischen Namen zu verwenden). Mit einer Ausbildung von Nationalstaaten hat das alles herzlich wenig zu tun; das Heldenlied hatte seine feste Stellung innerhalb der Gefolgschaft, die eine rein persönliche Bindung zwischen dem Führer und seinen Mannen war. Gerade das germanische Heldenlied zeigt so deutlich wie nur möglich, daß staatliche Interessen ihm durchaus fremd geblieben sind; alles dreht sich um die Einzelpersönlichkeit, deren Umkreis weder Volk noch Staat war, sondern Sippe und Gefolgschaft. Ich möchte nun nicht annehmen, daß das Loblied anders beurteilt werden soll. Denn auch die Skaldenlieder, die die Ruhmestaten skandinavischer Fürsten feierten, gingen in die Tradition ein; schon der Umstand, daß sie jahrhundertlang bewahrt geblieben sind und, wenn auch teilweise fragmentarisch, in die isländischen Königssagas aufgenommen werden konnten, beweist, daß sie immerfort in der Königshalle erklingen sind. Der König konnte es als eine ihn erhöhende Lobspendung betrachten, wenn die Taten seiner Vorfahren

<sup>33</sup> Vgl. ausführlicher meinen Aufsatz Les rapports des poésies scaldique et gaelique in Ogam IX, 1957, S. 13–26.

<sup>34</sup> Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap XIV, 1947, 279.

in den alten Skaldenpreisliedern vorgetragen wurden<sup>35</sup>. Das panegyrische Loblied aber verlangt eine besondere Art der Behandlung; es wird ein höher ausgebildetes Kunstwerk gewesen sein als das epische Heldenlied. Aber dessen ungeachtet darf man annehmen, daß auch die Wurzeln der Skaldik in dem einfacheren heroischen Lied zu suchen sind, denn der Wettbewerb der von Hof zu Hof wandernden Sänger hat eben die Ausbildung schönklingender und schwieriger Versformen begünstigt.

Wenn wir die weltliche Poesie als eine Gattung betrachten, welche neben der religiösen Kultdichtung ihre eigene Stellung im geistigen Leben der Germanen innehatte, so wollen wir damit keineswegs leugnen, daß es zwischen beiden Verbindungen mancherlei Art gegeben hätte. Im Gegenteil, wir können in einer archaischen Kultur niemals von einer profanen Kunst reden, wie wir das heutzutage gewohnt sind. Sobald der Mensch jener früheren Zeiten sich auf irgendeine Weise über das Alltägliche hinaus in eine geistige Welt versetzt, spürt er eine Erhabenheit, eine Weihe, die wir nur als religiös bezeichnen können. Das eben ist die hohe Bedeutung der Kunst, daß die Schranken des Alltags durchbrochen werden, und alles Zeitliche, Vergängliche und Wandelbare zu Gunsten einer höheren, dauerhaften und wesentlichen Welt aufgehoben werde. Wir haben schon bemerkt, daß das Heldenlied eben die ewigen Normen aufstellt, nach denen das wirkliche Leben gestaltet werden muß. Das Ynglingatal führt das Königsgeschlecht bis zu den Göttern zurück; hier aber liegt die echte und nie versagende Quelle der königlichen Macht. Und wenn ein Lied in der königlichen Halle erklingt, fühlt die Gefolgschaft sich nicht nur aufs innigste mit ihrem Führer verbunden, sondern sie stehen beide in der gegenseitigen Treue befestigt, weil sie sich zum Dienste des Gottes Odin verpflichtet fühlen.

Das aber bedeutet noch nicht, daß man, wie das in der Homerischen Welt der Fall ist, auf Schritt und Tritt den Göttern begegnet, die aus ihren hohen Himmelssitzen zu den Sterblichen hinabsteigen und bestimmend in ihr Schicksal eingreifen. Die germanische Welt zeigt nicht diese freie Behandlung der ewigen Mächte, wie das der griechische Dichter tut, von dem wir nie mit Sicherheit sagen können, ob er mit fast kindlicher Vertraulichkeit oder mit frechem Spott seiner Götterwelt gegenübersteht. Der germanische Dichter betrachtet vielleicht mit größerer Ehrfurcht oder auch mit einer kühleren Gesinnung die göttlichen Mächte; jedenfalls vermeidet er es, sie in die menschlichen Schicksale, die er erzählt, einzumischen. Auffallend selten wird in der germanischen Epik der Name eines Gottes genannt; wo das aber geschieht, regt sich sogleich der Verdacht, daß das Lied zu einer späteren Schicht der Überlieferung gehört, als der eigentliche Glaube schon im Verschwinden war und die Götternamen nur als einen Schmuck betrach-

<sup>35</sup> Vgl. meinen Aufsatz über Arnórr Jarlaskáld in *Arkiv för nordisk Filologi* 67 (1953) S. 156-175.

tet wurden, der nur dazu diente, dem Spätling der epischen Kunst den Schein eines ehrwürdigen Alters zu verleihen.

Der Mensch der altgermanischen Kunst bewegt sich in seiner eigenen Welt, in der die Götter nicht erschienen. Soll man sie deshalb profan nennen? Mitnichten, denn dieser Mensch lebt fortwährend im Banne überweltlicher Mächte, die ihm seinen Lebensweg vorgezeichnet haben. Sie treten ihm nicht sichtbar gegenüber, aber ihr Wirken spürt er immer und überall. Er nennt es Schicksal, spricht von den Nornen, denkt also mehr in Vorstellungen, die kaum als Persönlichkeiten gedacht werden können. Er fühlt nicht das Bedürfnis, die Mächte dieser übersinnlichen Welt plastisch auszumalen; ihn umwittert ein fast gestaltloses Göttliches, das er nicht zu sichtbaren Formen zwingen kann.

Deshalb bewegt sich das germanische Heldenlied in einer Welt rein menschlicher Beziehungen. Die Ereignisse ketten sich nach den Gesetzen unserer menschlichen Welt aneinander. Das Leben der Fürsten ist diesseitig; die Probleme sind die der rein menschlichen Bindungen von Sippe und Gefolgschaft. Jede Verletzung der ewigen Ordnungen dieser Gemeinschaften fordert ihre Sühne; aber diese Sühne ist nicht eine göttliche, sondern eine menschliche, und sie heißt Rache. Menschen im Widerstreit mit Menschen, rücksichtslose Verteidigung der eigenen oder der Sippeninteressen, ein sehr empfindliches Ehrgefühl, das zum Äußersten bereit ist, eine Welt mit heftigen Leidenschaften und tragischen Verwicklungen, aber immer eine Welt von Menschen, die ihr eigenes Schicksal selber in der Hand zu haben wünschen, wie sehr sich auch in ihr eine höhere Fügung verwirklichen möge.

In dieser Hinsicht zeigt uns die keltische Sage ein ganz anderes Bild. Soweit wir es aus den irischen und kymrischen Überlieferungen, die alle erst nach dem Sieg des Christentums niedergeschrieben sind, beurteilen können, lebt die keltische Heldendichtung in einer Welt, wo das Alltägliche und das Wunderbare ineinanderzufießen scheinen. Neben der Königshalle liegt der Elfenhügel, und der Weg zwischen beiden wird oft befahren. Zaubergegenstände spielen eine große Rolle, die Helden bekommen leicht übermenschliche Ausmaße. Die Geschichte der Táin Bó Cuailnge behandelt, wie der Titel schon andeutet, das einfache Motiv eines Rinderraubes. Aber unter welchen Umständen spielt sich das weitere Geschehen ab! Die Mannen von Ulster stehen unter einer Verwünschung, die sie aller Kraft beraubt, nur Cúchulainn ist frei davon, und er ist also der einzige, der das feindliche Heer aufzuhalten vermag. Aber wenn wir ihn in seiner «riastrad», seiner Kampfverzerrung, auftreten sehen, so hat er alles Menschliche abgestreift und zeigt sich als eine dämonische Macht der Kampfwut. Ja, ihm tritt die Schlachtengöttin Morrígan selbst entgegen, und sie verwandelt sich proteusartig in die verschiedensten tierischen Formen, freilich ohne den furchtbaren Helden besiegen zu können. So ist es immer und überall: wunderbare

Kessel des Überflusses, magische Waffen, eigentümliche Tabuverbote, plötzlich umhüllende Nebel, Schwanenjungfrauen und Riesen – ein merkwürdiges Gemisch von Wirklichkeit und Phantasie, das wir eben als das typische Merkmal des keltischen Geistes zu betrachten gewohnt sind.

Man kann sich kaum größere Gegensätze denken, als die Art, wie der keltische und der germanische Mensch sich zum Leben verhalten. In den irischen und kymrischen Überlieferungen scheint uns eine andere Welt als die der Indogermanen entgegenzutreten, und wir sind dann leicht dazu geneigt, hier an Einwirkungen einer andersartigen Vorbevölkerung zu denken, die mit dem Indogermanentum nicht das geringste zu tun hat. Tatsächlich scheint in dieser Auffassung des Heldenlebens etwas Vorweltliches durchzubrechen, das voll mit Ungeheuern, Spukgestalten und phantastischen Ausgeburten ist. Aber auch in Gallien fehlen die Spuren eines ähnlichen Umweltelebnisses nicht. Die Götterdarstellungen auf gallischen Monumenten sind ebenfalls wunderbare Mischgestalten, dreiköpfige Wesen, der gehörnte Cernunnos, der Stier mit den drei Kranichen. Man braucht nur die Bilder des Goldhorns von Gallehus zu betrachten, also eines zweifellos keltischen Kultgegenstandes, das in Jütland gefunden worden ist, um den ungeheuren Unterschied zwischen keltischer Zügellosigkeit der Phantasie und der nüchternen germanischen Art, auch die göttlichen Dinge darzustellen, unmittelbar zu erfahren. Auf dem Gebiete der Ornamentik lassen sich ähnliche Beobachtungen machen. Wenn irgendwo, so zeigen sich gerade in solchen Unterschieden die himmelweit verschiedenen Verhältnisse, in denen die Germanen und die Kelten zu dem Profil herangereift sind, das sie bei ihrem Eintritt in die Geschichte zeigen. Das kann nur bestätigen, daß ihr Zusammentreffen während der La-Tène-Zeit eine richtige Begegnung war, die fast zu einer Auseinandersetzung der beiden Veranlagungen nötigte. Daß diese Auseinandersetzung eine fruchtbare gewesen ist, hat für die Weiterentwicklung der westeuropäischen Kultur eine sehr große Bedeutung gehabt.

Kehren wir deshalb wieder zu dem Rheingebiet zurück, wo die keltische und die germanische Welt in innigste Berührung getreten sind. Hier hat die Heldensage immer üppig geblüht, hier sind die Siegfriedsage, die Kudrun- und die Swanrittersage beheimatet, und von hier aus haben sie die übrige germanische Welt erobert. Die Siegfriedsage hat für uns eine besondere Bedeutung; immer wieder hat man versucht, diese Heldengestalt an eine historische Persönlichkeit anzuknüpfen, und man findet sie natürlich leicht genug in irgendeinem Prinzen des Merowingerhauses, wo auch die furchtbare Gestalt einer Brunichildis auftaucht. Aber sobald wir über die leeren Namen hinausgehen, verschwindet alles im Nebel der Phantasie, und aus dem Erlebnis des jugendlichen Recken Siegfried ein historisches Ereignis hervorzuzaubern, gehört zu den schwierigsten Problemen der germani-

schen Sagengeschichte. Man hat schon früh die Vermutung ausgesprochen, daß sich hinter Siegfried der Führer der Cherusker Arminius verstecken sollte: solange das nur ein Versuch ist, hinter dem berühmtesten Helden auch eine überragende geschichtliche Persönlichkeit zu suchen, scheint das ein wertvolles Rätselraten. Aber Otto Höfler hat in einem Aufsatz, der in der Festschrift für F. R. Schröder erschienen ist, so viele bestechende Gründe für diese Identifikation angeführt, daß ich mich gerne davon überzeugen lasse, daß dieser Held Germaniens tatsächlich in der strahlendsten Heldenfigur der germanischen Tradition weitergelebt hat. Gerade die weite Vergangenheit, in die diese Sage zurückreicht, dürfte es erklären, daß sie mehr als alle anderen germanischen Sagen in einer reinen Märchenwelt zu spielen scheint.

Von jeher aber hat es das Interesse der Forschung erregt, daß es zwischen dieser Siegfriedsage mehrere Übereinstimmungen mit keltischen Geschichten gibt<sup>36</sup>. Lassen wir sie kurz der Reihe nach erwähnen:

1. Die Schwertprobe. Sigurd erprobt die Schärfe seines Schwertes, indem er es in den Rhein steckt; eine mit dem Strom treibende Wollflocke wird durchgeschnitten. In der irischen Überlieferung ist es ein Haar, an dem die Schärfe sich kundgibt<sup>37</sup>; an einer anderen Stelle<sup>38</sup> heißt es, daß eine Axt Haare gegen den Wind durchzuschneiden vermöge.

2. Die Hornhaut, welche Siegfried bekommt, nachdem er sich im Drachenblut gebadet hatte. Auf irischer Seite haben wir die Geschichte von Ferdiad, von dem das Táin Bó Cuailgne erzählt, daß er eine Hornhaut hatte.

3. Der Held hat nur eine verwundbare Stelle und erleidet dadurch den Tod, weil seine Frau sie absichtlich oder unabsichtlich verraten hat. Das erzählt die irische Sage von Conganchness mac Dedad, der ja auch eine Hornhaut hatte<sup>39</sup>.

4. Beim Braten des Drachenherzens verbrennt Siegfried sich den Finger, steckt diesen in den Mund und bekommt dadurch die Kenntnis der Vogel-sprache. Das wird auch von Finn erzählt: er kocht einen Lachs, verbrennt sich dabei den Daumen und steckt ihn in den Mund<sup>40</sup>.

5. Die Waberlohe um Brunhilds Wohnung auf dem Berge erinnert an eine Geschichte in der Reise des Mael Duin<sup>41</sup>: eine Insel im Weltmeer wird von einer sich fortwährend herumdrehenden Flammenmauer umgeben.

<sup>36</sup> Ausführlich habe ich darüber gehandelt in einem Aufsatz in Paul und Braunes Beiträge 75 (1953) S. 229–247.

<sup>37</sup> Togail bruidne Dá Derga (Irische Texte III, 1, 199) und Táin Bó Cuailgne 2577 ff.

<sup>38</sup> Fled Bricrend (Irische Texte I, 301).

<sup>39</sup> Aided Chelchair maic Utechain (Todd Lecture Series XIV, 1906, 26). Conganchness bedeutet Hornhaut.

<sup>40</sup> Macgnimmartha Find (Revue Celtique XIV, 245 ff.).

<sup>41</sup> Revue Celtique X, 1889, 90.

Diese auffallenden Berührungen erheischen eine Erklärung. Es nimmt nicht wunder, daß man im 19. Jahrhundert immer wieder an Entlehnung gedacht hat, wiewohl man sich nicht darüber einig werden konnte, ob die Germanen von den Kelten entlehnt hätten oder das Umgekehrte der Fall gewesen wäre. Das Motiv der Hornhaut wird von Siegfried und von Ferdiad, aber auch von Conganchness erzählt; der deutsche Forscher Zimmer denkt an eine Priorität der Siegfriedsage<sup>42</sup>; der französische Gelehrte Andler ist davon überzeugt, daß die Entlehnung von Ferdiad zu Siegfried gegangen sei<sup>43</sup>. Oder das Motiv des Daumens, dem von R. D. Scott eine ausführliche Monographie gewidmet wurde<sup>44</sup>; er nimmt an, daß die Finnsage die gebende gewesen sei, aber das wird doch wohl sehr fraglich, wenn wir beachten, daß es nicht nur in dem Eddalied *Fáfnismál* auftritt, sondern auch auf schwedischen Bildsteinen vorkommt und ebenfalls der westgermanischen Überlieferung (*Thidrekssaga* und *Seyfridslied*) bekannt war<sup>45</sup>.

Es scheint mir eitles Bemühen, diese Fragen durch eine Entlehnung lösen zu wollen. Wie muß man sich die Übertragung der Motive aus der irischen Überlieferung in die germanische oder umgekehrt vorstellen? Nur zwischen Iren und Wikingern hat ein reger Kulturaustausch stattfinden können, aber wann und wo sind das niederrheinische Gebiet und Irland miteinander in Verbindung getreten? Wer behauptet, daß die Finnsage die Überlieferung von Siegfried beeinflusst hat, muß auch die Wege angeben, auf denen dieser Einfluß gewirkt haben könnte.

Noch etwas anderes kommt hinzu. Auf germanischer Seite finden sich diese Motive alle zusammen in der Siegfriedsage und ausschließlich hier. Aber in Irland sind die Motive über die verschiedensten Sagenfiguren verteilt. Wie soll man sich da die Entlehnung vorstellen? Haben die irischen Dichter immer wieder aus der Siegfriedsage schöpfen können, oder aber hat die Siegfriedtradition immer wieder die Gelegenheit gehabt, aus den verschiedensten irischen Sagen dasjenige zu holen, was sie eben brauchte? Das eine ist offenbar ebenso unwahrscheinlich wie das andere. Die irische Überlieferung hat aus einem gewissen Bestand an Motiven immer wieder schöpfen und damit die verschiedensten Sagenhelden ausstatten können. Germanischerseits ist alles in die Siegfriedsage und nur in diese allein zusammengeströmt.

Das erheischt doch eine Erklärung. Wenn die irischen Motive so leicht Zutritt zu der germanischen Heldensage gehabt hätten, wie man das so leicht hin annimmt, bleibt es doch auffallend, daß nur die Siegfriedsage davon berührt wurde. Die Erklärung kann nur sein, daß eben die Sage von

<sup>42</sup> Zeitschrift für deutsches Altertum XXXII, 1888, S. 291 ff.

<sup>43</sup> *Quid ad fabulas heroicas Germanorum Hiberni contulerint* (Tours 1897) S. 11 ff.

<sup>44</sup> *The Thumb of Knowledge in Legends of Finn, Sigurd and Taliesin*.

<sup>45</sup> Vgl. meine Bemerkung in *AphSc* XXX, 1932-33, S. 107-09.

Siegfried eine niederrheinische Tradition war, und daß wir also das Auftreten der sogenannten keltischen Motive in ihr aus dieser ihrer Heimat erklären müssen. Irgendwelche näheren Berührungen zwischen dem Niederrhein und Irland sind dafür nicht nachzuweisen; man könnte natürlich annehmen, daß diese Motive ursprünglich allgemein keltisch gewesen waren und also auch aus Gallien zu den Germanen gekommen sein konnten. Aber in diesem Fall kann man nicht an die Zeit denken, in der man gewöhnlich die Ausbildung der Siegfriedsage ansetzt: nach der Völkerwanderung war das seit Jahrhunderten romanisierte Gallien nicht mehr die geeignete Fundgrube für spezifisch keltische Sagenstoffe.

Überlegen wir uns genau die Sachlage. Die Siegfriedsage ist das einzige germanische Beispiel einer durchaus «romantischen» Heldentradition. Sie unterscheidet sich darin scharf von der Burgundersage, von dem Hildebrandslied, von dem des Waltharius oder dem Rolandslied. Ihr Ursprungsgebiet liegt am Niederrhein, wo sich die nicht weniger mythische Schwannrittersage einer besonderen Blüte erfreut hat. Wenn wir ein Gegenstück zur Siegfriedsage finden wollen, sollen wir nicht in der germanischen Welt suchen, sondern es ist die irische Sagen tradition, die uns hier die charakteristischen Motive in Hülle und Fülle bietet. Was anders kann man daraus folgern, als eine Symbiose germanischer und keltischer Sage, die sich nur im Siegfriedsliede offenbart und deshalb ausschließlich am Niederrhein stattgefunden hat?

Dafür aber waren die Voraussetzungen nur in der La-Tène-Zeit zu finden. Damals kam die germanische Welt mit dem Keltenum in wirkliche Berührung, ja, es entstand eine Mischung, die wir mit dem Namen der *Belgae* anzudeuten pflegen und in der Germanisches und Keltisches zu einer neuen Einheit verschmolzen wurde. Hier war nicht nur ein Austauschgebiet der Kulturgüter, also auch der literarischen Motive, hier war auch der geeignete Boden, auf dem eine lebendige Verschmelzung stattfinden konnte. Was daraus entstand, war nicht eine wahllose Kombination hier und dort zusammengeraffter Motive, sondern etwas Neues und Einzigartiges, das den Geist dieses Mischungsgebietes widerspiegelte: die strahlende und fesselnde Persönlichkeit des jugendlichen Helden Siegfried. Das Wunderbare ist eben, daß er nicht eine Figur wurde, an die man eine Reihe märchenhafter Motive ankleben konnte, aber er ist, was er eben durch das Märchenhaft-Unwirkliche ist, das ihn von seiner Geburt an umwittet. Der namenlose Knabe, der weit in der Waldeinsamkeit bei einem Schmiede aufwächst, ist der Drachentöter, ist der junge Held, der die ihm bestimmte Junfrau gewinnt. Aber das Merkwürdige ist eben, daß er dennoch kein reiner Märchenheld ist; er hat Realität genug, um am burgundischen Königshof seine Rolle spielen zu können und im Umkreis Gunthers und Hagens nicht als ein Wesen aus einem Wunderlande zu erscheinen. Der germanische



Wirklichkeitssinn und die schweifende Phantasie des keltischen Geistes haben sich hier zu etwas Einmaligem zusammengefunden, das in seiner reichhaltigen Vielfältigkeit durchaus ungermanisch erscheint und trotzdem zum Wahrzeichen des germanischen Heldengeistes werden konnte.

Wenn wir die Grundlage der Siegfriedsage in die La-Tène-Zeit verlegen, so wollen wir damit nicht behaupten, daß es schon damals eine Siegfriedgestalt gegeben habe. Man hat schon früher vermutet, daß hinter dem Hercules, von dem die germanischen Stämme Heldenlieder sangen, sich der spätere Siegfried versteckt habe. Das läßt sich nicht beweisen. Wenn tatsächlich der Cheruskerfürst Arminius in Siegfried wiedergeboren worden ist, so darf man die Möglichkeit erwägen, daß ein schon bestehendes Heldenschema auf seine Person übertragen worden ist. Die spätere Entwicklung scheint ja darauf hinzuweisen, daß man dieses Sagengerüst auch auf andere historische Persönlichkeiten übertragen konnte. Man hat anscheinend Siegfried und Brunhild später in der merowingischen Geschichte wiedergefunden, und in diesem Fall ist die Siegfriedsage, wie wir sie kennen, erst nach der Völkerwanderung zu ihrer späteren uns überlieferten Form ausgebildet. Aber Siegfried und Brunhild bewegen sich in einer Welt, die nichts Merowingisches hat, und es ist eben diese Welt, welche die Siegfriedsage zu dem Einzigartigen der germanischen Heldensage stempelt.

In diesem niederrheinischen Gebiet haben während des Jahrtausends vor der Völkerwanderung mehrere Sagengestalten sich entwickeln und ablösen können; die Namen wechselten, aber der Geist blieb immer derselbe. Wenn schließlich Siegfried von einem hochbegabten Dichter geschaffen wurde, verkörpert er den Geist, der in dem niederrheinischen Gebiet tätig war, seit Kelten und Germanen sich hier begegneten<sup>46</sup>. Und es ist in diesem Raum, im weitesten Sinne genommen, daß die Grundlage zu einer fruchtbaren Synthese geschaffen wurde, in der die beiden anscheinend so scharf sich voneinander abhebenden Elemente einander bereicherten und die auch in späteren Jahrhunderten als Vermittlerin hin- und herflutender Kulturströmungen eine besonders wichtige Rolle gespielt hat.

<sup>46</sup> Ich weise noch auf die wichtigen Bemerkungen hin, die Françoise Le Roux dem Verhältnis der Siegfriedsage zur irischen Tradition gewidmet hat in *Ogam X*, 1958, S. 409-411.

## REGISTER

## I. Sach- und Personennamen

- |   |   |
|---|---|
| Ackerbau 103-106                                  | Bjatkamál 111, 112, 121   |
| Adam von Bremen 26                                | Boii 68   |
| Adiatunnus 108                                    | Boiorix 70  |
| Aduatici 50, 60                                   | Bolgius 25  |
| Aed Sláine 107                                    | Borvo 93  |
| Aelian 119  | Bosch-Gimpera 22, 23, 36  |
| aer 119   | Bragi Boddason 127  |
| ager publicus 107                                 | Brahmanen 89  |
| Agrarkommunismus 105                              | Brennus 21  |
| Agricola 87                                       | Brigantes 28, 29  |
| Alboin 15   | Briganticus 70  |
| Alces 93  | Bronzezeit 34, 35, 54   |
| alpine Rasse 44                                   | Caeroesi 52   |
| Altheim, F. 27                                    | Carnoy 43   |
| ambactus 109                                      | Carnutum 85, 88   |
| Ambicatus 8, 9, 34, 39, 65, 101                   | Cäsar 10, 27, 32, 49-53, 55, 58-60, 62-64, 69, 75, 82, 83, 85-89, 93-95, 101, 103-110 |
| Ambrones 123                                      | Cassiodelaunus 28   |
| Ammianus Marcellinus 14, 82, 116, 122             | Cathba 84   |
| Amphiaros 12                                      | Cernunnos 130   |
| antrustiones 112                                  | Charisius 13  |
| Apollo 94   | Chauci 30, 39, 56   |
| Apollonius Sidonarius 75                          | Chnodomar 110   |
| Aquitani 49                                       | Cicero 86, 95, 97, 103  |
| Arbois de Jubainville d' 8, 65, 69, 80, 86        | clientes 112  |
| Archäologie 17                                    | Cogeistlus 73   |
| Ardennen 52                                       | comitatus 108, 110  |
| Ariovistus 18, 105                                | Conall Cernach 16, 110  |
| Aristoteles 40, 41, 75                            | Conall Maine 15   |
| Arminius 7, 129, 132                              | Conchobar 16, 115   |
| Atacoti 60  | Condrosi 52, 58   |
| Athenaios 113                                     | Congachness 131   |
| Atrebatas 28                                      | Coritani 28   |
| Augustus 59                                       | Cornovii 28   |
| Ausonius 86                                       | Cuchulainn 129  |
| Avienus 21, 40                                    | Czarnowski 84   |
| Barden 82, 83, 90, 116-119, 122-123               | dám 109   |
| barditus 121-125                                  | Delphi 21, 30   |
| Bastarnen 68, 75                                  | Deverel-Urnen 54  |
| Belgae 24, 25, 32, 41, 48-53, 58, 95, 97, 98, 133 | devotio 114   |
| Belgida 52  | Diarmuid 99   |
| Belgius 25  | Diodorus Siculus 12, 82, 83, 105, 107   |
| Belovesus 8                                       | Diogenes Laertius 83  |
| Bernsteinweg 10                                   |   |
| Bituriges 9                                       |   |

- Dion von Halicarnassus 112  
 Dispater 92  
 Diviciacus 86  
 Donar 92-93  
 drasidae 82  
 drúi 82-84  
 Druiden 82-89  
 Drunemeton 80, 88  
 Dumézil, G. 107
- Eburones 52, 58-61  
 einherjar 113  
 Elston 65, 69  
 Entremont 16  
 Ephoros 40, 41  
 euhages 82
- faith 82  
 fälische Rasse 53  
 Fedelm 87  
 Feist, S. 9  
 Ferdiad 132  
 Fergal 120  
 Fergus 120  
 Fest 118  
 Festus 69  
 fili 82  
 Finn 131  
 Fir-Bolg 24, 30  
 Fir-Domnann 24  
 Fischer, H. 122  
 Fjöltnir 99  
 flamines 89  
 Flann 99  
 Fortunatus 80  
 Fulkaris 110
- Gaileoin 24  
 Gacsatoi 57-60  
 Gallehus 130  
 geasa 84  
 Gefolgschaft 108-113  
 Gellius 13  
 Genzmer 77, 111, 125  
 Germanenname 46, 55-60  
 Germani Cisrhenani 52, 58, 59  
 Germani Oretani 55, 58, 60  
 Giraldu Cambrensis 114  
 Glaukos 99  
 Glockenbecherkultur 37-38  
 godi 81, 86, 90
- Goidelen 25, 29, 30  
 Gomme 16  
 Grenier, A. 9  
 Guiones 42  
 Güntert, H. 78  
 Gutenbrunner, S. 75  
 Gutruatus 85  
 gutuater 85, 86
- Hallstattkultur 21, 22, 29, 33, 34, 38,  
 54, 68, 69  
 Hamel, A. G. van 24  
 Hannibal 21  
 Haraldr hárfagri 120  
 Harpstedtstil 28  
 Heldenepik 118, 121, 128-130  
 Hercules 121, 123, 127, 134  
 Herodot 13, 21, 22, 97  
 Hofdichter 116-117  
 Höfler, O. 131  
 hotar 86  
 Hrólfr kraki 111  
 Hubert 41, 58, 64, 103, 124  
 Hügelgräberkultur 17, 35, 37-40  
 Hundingus 99  
 hōgr 98
- Iberer 32, 63  
 Icení 28  
 Illyrer 14-16, 21, 26, 32, 35, 36, 39, 43,  
 54, 68, 69, 78  
 Indra 74, 93, 94, 112  
 Insubrer 57  
 Iren 15-16  
 Irland 23-29  
 Isarnodurum 68
- Jacobsohn 76  
 Jordanes 20  
 Jullian, C. 39  
 Juppiter 92
- Kampflied 120-123  
 Karsten, T. E. 43, 77  
 Katalonien 22  
 Kauffmann 102  
 Keltogermanen 9  
 Keltskythen 41  
 kenning 126  
 Kimbren 8, 11, 12, 38, 40, 50, 51, 58,  
 60, 70, 96

- Kleitarchos 40  
 Klimasturz 78  
 Kopf als Trophäe 12-14  
 Krause, W. 126  
 Kuhn, A. 125
- Landvermessung 103  
 La-Tène-Zeit 16, 21-23, 28-32, 39, 44,  
 46, 52, 54, 68, 115, 130, 133  
 Lautverschiebung 46, 74-78  
 Lebor Gabála 24, 30, 87  
 Lehnwörter 64-73  
 Libes 90  
 Lißtnae 80  
 Ligrur 21, 25, 32, 63  
 Litavicus 109  
 Livius 8, 13  
 Llleu 92  
 Loblied 120-121, 127  
 Loth, J. 71  
 Lucanus 91, 92, 99  
 Lucilius 75  
 Lug 92
- MacCulloch 15  
 Mael Duin 131  
 Mag Ruith 84  
 Mag Tuired 24  
 Mahábhárata 112  
 Manapii 30, 52, 56  
 Marius 57  
 Marne-Rhein-Gebiet 23, 28, 52  
 Marstrander 66, 67, 68, 127  
 Matres 94  
 Mauthner, F. 64  
 Mehrenerkultur 47  
 Meillet, A. 77  
 Meissner 124  
 Melanippus 12  
 Melbrigða Tönn 12  
 Menapii 30, 52  
 Mercurius 91  
 Merseburger Zauberspruch 125  
 Mietstruppen 57-60  
 Milesier 24  
 Minerva 93  
 Mommsen 57  
 Monaigh 30  
 Morrigan 130  
 Much, R. 56, 57, 114  
 Muirchertach 99-100
- Müllenhoff, K. 40, 42, 43, 56, 57, 112
- Nacktheit 114  
 Neckel, G. 40, 63  
 Negau-Helm 77  
 Nerthus 89, 93  
 Nervii 52, 54, 55  
 Nodens 92, 93  
 Norden, E. 51, 52, 110  
 Nuadu 92  
 Numa 83
- Odin 108, 113, 128  
 Oinomaos 13  
 Olaf der Heilige 112, 121  
 Opferbrauch 95-96  
 Ornamentik 130  
 Orosius 14
- Paemani 52  
 Paulus Diaconus 15  
 Pedersen, H. 26  
 Pittoni 37  
 Plinius 40, 54, 67  
 Plutarchos 83  
 Pokorny 16, 24, 29, 30, 36, 43, 54, 78,  
 88  
 Polybios 12, 57, 108-110  
 Poseidonios 12, 16, 40, 50, 51, 59-61,  
 62, 81, 82, 87, 108, 110, 116, 125  
 Postumius 13  
 p-Kelten 23, 25, 26, 29  
 Propertius 57  
 Ptolemaios 75  
 Pyrrhus 58  
 Pytheas 41-42
- q-Kelten 23, 25, 26, 29
- Rademacher 47  
 Remi 49-51, 52, 58  
 Roquepertuse 16  
 Rosemunda 15  
 Rudra 112  
 Rufius Festus 14
- Saxo Grammaticus 99, 108, 111  
 Schädelbecher 13-15  
 Schädelkult 13-14  
 Schnurkeramiker 35, 38  
 Schuchardt 35, 37

Schuhmacher 47  
 Schwanrittersage 130  
 Scott, R. D. 132  
 Segovesus 8  
 Semnotheoi 83  
 Siegfriedsage 131-134  
 Sigurd Orkadenjarl 13  
 Silius Italicus 14  
 sinister 89  
 skáld 125  
 skop 125  
 Skordisker 14  
 Skythen 11, 14, 41, 71  
 Snorri Sturluson 98, 123  
 soldurii 108-110  
 Solinus 94  
 Spanien 22  
 Spiralkeramik 12  
 Spottlieder 118-119  
 Sprockhoff 53-54  
 Stabreim 124  
 Strabo 40, 41, 50, 62, 82, 83  
 Substrat 77  
 Suessatium 52  
 Suetonius 96  
 Suiones 114  
 Tacitus 16, 55, 56, 59, 61, 75, 87-88, 93, 94, 105, 106, 107, 108, 110-112, 113, 121-124  
 Táin bó Cualnge 129-131  
 Tanarus 92-93  
 Taranis 92-93  
 tarbfess 84  
 Tectosages 56, 71  
 Tempel 96-98  
 Teutates 91, 93  
 Teutonen 11, 28, 40, 50, 51, 58, 74, 96  
 Thietmar von Merseburg 96  
 Thjodolf aus Hvin 99, 120  
 Thorleif jarlsskáld 119

Thormod Kolbrúnarskáld 112, 120  
 Thraker 11, 75  
 Timagenes 40-42, 51, 53, 82, 83, 87, 116  
 Toki Gormsson 111  
 Tolistoboi 56  
 trausti 112  
 trustis 112  
 Tuatha dé Danann 24  
 Tuisto 125  
 Tungri 59-60  
 Tuoldus 122  
 Tydeus 12  
 Týr 92  
 Umbro-Sabellisch 26-27  
 Urnenfelderkultur 17, 19, 22, 23, 29, 30, 36, 38, 47, 48, 53  
 Varro 107  
 vates 82, 90  
 Vegetius 114  
 Vendryes 26, 66  
 Venetisch 25  
 Vercellae 11  
 Veszre 43  
 Vézère 43  
 Virdumaros 57  
 Vogt, W. H. 90  
 Volcae 32, 33, 56, 68, 71, 76, 77, 87  
 vráta 112-113  
 Wahle 18, 19, 47  
 Wear 43  
 Werra 43  
 Weser 43  
 Wodan 92, 96  
 Wye 43  
 Ynglingatal 120, 128  
 Zonenbecher 38

## II. Wörter

ab 42  
 ambactus 69, 109  
 andbahts 69  
 apa-Namen 42, 54  
 arpentum 103

barditus 9  
 bolg 24  
 braca 71  
 brók 71  
 brunne 72  
 butter 103

cethir 25  
 cró 102  
 cuinneog 67

dunum 23

eid 73  
 eisen 68  
 equos 25  
 erbe 73

fairgunj 75  
 fimf 66  
 flór 102  
 frei 8

gái 58  
 galdr 73  
 geir 58  
 geisel 73  
 giall 73

hanf 75  
 Harfaðafjöll 75  
 heissi 76  
 Hercynia 75  
 hof 81  
 hróf 102  
 hvönn 66

isarn 68, 77

kelikn 65  
 kihla 73  
 krat 66

leder 71  
 lékeis 72  
 leuga 103  
 liaig 73  
 lood 66

luaide 66  
 luib 72  
 lyf 72

nemeton 80  
 nimidae 80  
 Nymden 81

ofen 66

paraveredus 66  
 pempe 66  
 penn 76  
 petor 66  
 petorritum 25  
 pferd 66  
 priyos 8

Quantia 25  
 quattuor 25

rauði 77  
 reiks 66, 69-71  
 rix 69  
 rune 73  
 ruokkeet 71

Sequana 25-26

teiva 77

ugn 66

Vacalus 74  
 vir 67  
 Virgunnia 75  
 viriae 67  
 Visurgis 37

walha- 68  
 wulfa- 67

BEACHTEN SIE BITTE DIE FOLGENDEN SEITEN



BIBLIOTHECA GERMANICA

HANDBÜCHER, TEXTE UND MONOGRAPHIEN AUS DEM GEBIETE  
DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. HERAUSGEGEBEN VON  
WALTER HENZEN, FRIEDRICH MAURER UND MAX WEHRLI

BAND 1

*Friedrich Maurer: Leid*

Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte, besonders in den großen  
Epen der staufischen Zeit. 1951. x + 283 Seiten

«Maurers Untersuchungen bieten nicht allein einen Beitrag zur Wortgeschichte von *leit*,  
sondern lassen die Aneignung des Christentums in der Verknüpfung und Durchdrin-  
gung altheidnischer und neuer Ideen als den entscheidenden geistesgeschichtlichen  
Vorgang des späteren Hochmittelalters aufleuchten.» *Neue Zürcher Zeitung*

BAND 2

*Ernst Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen*

Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen. 1951. 277 Seiten,  
mit 16 Abbildungen

«Aus der Fülle des Vergleichsmaterials erschließt sich eine urnordische Sprache aus den  
Jahrhunderten v. Chr. und damit ein Einblick in die Sprachgeschichte der vorliterari-  
schen Zeit.» Hellmut Rosenfeld in *Welt und Wort*, München

BAND 3

*Friedrich Maurer: Nordgermanen und Alemannen*

Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes-  
und Volkskunde. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. 1952.  
187 Seiten, mit 25 Abbildungen

«Ein höchst gewichtiger Beitrag zur Diskussion über die hier angetönten Probleme;  
Sprach- und Geschichtsforschung werden gut daran tun, sich ernsthaft und unvorein-  
genommen damit auseinanderzusetzen.» *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*

BAND 4

*Hans Glinz: Die innere Form des Deutschen*

Eine neue deutsche Grammatik. Zur Zeit vergriffen. Neuauflage in  
Vorbereitung

«Mit seiner bedeutenden Arbeit legt uns Hans Glinz eine neue deutsche Grammatik  
vor, die die Einsichten der modernen Sprachwissenschaft konsequent auf die Gegeben-  
heiten des heutigen Deutsch anwendet, indem sie den altbekannten Stoff nach neuen Kri-  
terien ordnet und dadurch zu überraschenden Ergebnissen vorstößt.» *Basler Nachrichten*

BAND 5

*Walter Henzen: Schriftsprache und Mundarten*

Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen.  
Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1954. 303 Seiten, mit 16 Abbildungen

«Wir können bei der ausführlichen, alle Theorien, alle Erfahrungen und jüngsten Pro-  
bleme einbeziehenden Darstellung verfolgen, was für eine Fülle insgeheimer Polari-  
täten, verfließender Grenzen, offensichtlicher und anzunehmender Durchdringung bei  
der Wesenheit Mundart-Schriftsprache sich auf tut. Wir besitzen mit dieser Arbeit  
zugleich eine Kultur- und Geistesgeschichte aus dem vielstufigen Wesen der Sprache.»  
*Welt und Wort*, Tübingen

BAND 6

*Ladislaus Mitter: Wurd*

Das Sakrale in der altgermanischen Epik. 1955. 204 Seiten

«Das Buch ist eine kühne und rühmensewerte Leistung. Zum ersten Mal wird eine  
lebensvolle Auffassung der Kenninge erreicht... Vor allem ist aber zu sagen, daß es  
gut war, sich um die Sprachstile zu kümmern: sie bilden zwischen dem Holze der  
Grammatik und der Rinde der Denkmäler so etwas wie eine saftführende Schicht.»  
*Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, Braunschweig

BAND 7

*Kurt Rub: Bonaventura deutsch*

Ein Beitrag zur deutschen Franziskaner-Mystik und -Scholastik. 1956.  
384 Seiten

Der Leser wird hier an eine der großen Gestalten der mittelalterlichen Kirchengeschichte  
herangeführt, die neben Augustin und Bernhard von Clairvaux zu den bedeutendsten  
und einflußreichsten Lehrern des Christentums gehört. Im Mittelpunkt der Untersuchung  
stehen die zahlreichen alten Verdeutschungen von Bonaventuras Schriften.

BAND 8

*Ernst Erhard Müller:  
Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen*

1960. 180 Seiten, mit 9 Karten

Das Buch unternimmt es, Zustände und Vorgänge in den Mundarten des späten  
Mittelalters und der beginnenden Neuzeit auf Grund handschriftlicher Sprachzeugnisse  
und unter Beiziehung von Erkenntnissen und Erfahrungen der Sprachgeographie zu er-  
hellern und geschichtlich zu deuten. Das Buch berührt damit nicht nur die Mundart-  
forschung, sondern darüber hinaus die Sprachgeschichte im allgemeinen, insbesondere  
die Wortgeschichte, wobei es der Forschung neue Wege und Möglichkeiten weist.

ALEXANDER JÓHANNESSON  
*Isländisches etymologisches Wörterbuch*

1956. XXIV + 1406 Seiten

Aus der Vorbemerkung des Autors: Die vorliegende Arbeit bezweckt – zum erstenmal – das ganze isländische Sprachmaterial bis zum heutigen Tage etymologisch zu untersuchen. Im etymologischen Wörterbuch von Falk und Torp sind etwa 5000 isländische Wörter genannt, ... während die gegenwärtige Arbeit etwa 20000 isländische Wörter anführt. Es erwies sich als zweckmäßig, die indogermanischen Wurzeln zugrunde zu legen, und unter jeder Wurzel werden daher sämtliche isländischen zugehörigen Wörter angeführt. – Ein alphabetisches Verzeichnis der isländischen Wörter wird am Ende des Werkes angefügt, um die Benutzung zu erleichtern. Außerdem wird ein alphabetisches Verzeichnis der isländischen Lehnwörter beigelegt. Ein besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, die poetischen Wörter, die sogenannten *heiti*, deren Anzahl etwa 2000 beträgt, etymologisch zu untersuchen sowie auch die vielen mythologischen Namen, während Personennamen und Ortsnamen, mit wenigen Ausnahmen, ausgeschlossen wurden. Die reichhaltige Literatur zu vereinzelt Wörtern und zur isländischen Sprache ist ausgiebig verwertet worden.

«Bisher waren die Etymologien nordischer Sprachen ausschließlich mit der Erfassung des altisländischen Wortschatzes beschäftigt. Jóhannesson aber lotet sozusagen vom Altisländischen zum Neuisländischen herauf und bringt damit das Wunder zustande, die schöne Lebendigkeit und organische Kontinuität der isländischen Sprache seit der Besiedelung der Insel im 9. und 10. Jahrhundert anschaulich zu machen.» *Frankfurter Allgemeine*

JULIUS POKORNY  
*Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*

Band I, 1959. IV + 1183 Seiten

Band I enthält den gesamten Text. Band II wird die ausführliche Einleitung, das Abkürzungsverzeichnis, die Korrigenda und das Register enthalten.

«Das neue Werk weist Änderungen auf (gegenüber dem Wörterbuch von Walde-Pokorny), die den wissenschaftlichen Wert erhöhen und die Benutzung erleichtern. Die Wurzeln und indogermanischen Wörter sind nun nach dem europäischen Alphabet geordnet. Vieles Unsichere wird ausgelassen, alte Annahmen korrigiert. Das neue Werk kommt der sprachlichen Wirklichkeit näher. Es vermindert gegenüber seinem Vorgänger das Unsichere, Konstruierte, das einem indogermanischen etymologischen Wörterbuch wesensgemäß innewohnt. – Wie es vorliegt, ist es ein ausgezeichnetes Handwerkszeug. Es ist klar geschrieben, übersichtlich geordnet und auch für den Anfänger nicht allzu schwer. Dem Verfasser danken wir für seine Mühe und dem Verlag für den Druck, dem man nur Lob zollen kann.» *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung*, Göttingen

«Dem Fachmann muß – gegenüber dem ‚Walde-Pokorny‘ – die größere Übersichtlichkeit und die gerade auch für die kulturgeschichtliche Betrachtung wertvolle Heraushebung des indogermanischen *Wortes* (gegenüber der *Wurzel*) als methodischer Fortschritt erscheinen.» *Universität, Tübingen*

FRANCKE VERLAG BERN UND MÜNCHEN

BIBLIOTHECA GERMANICA

Band 1

FRIEDRICH MAURER

*Leid*

Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte

Band 2

ERNST SCHWARZ

*Goten, Nordgermanen, Angelsachsen*

Band 3

FRIEDRICH MAURER

*Nordgermanen und Alemannen*

Band 4

HANS GLINZ

*Die innere Form des Deutschen*

Band 5

WALTER HENZEN

*Schriftsprache und Mundarten*

Band 6

LADISLAUS MITTNER

*Wurd*

Das Sakrale in der altgermanischen Epik

Band 7

KURT RUH

*Bonaventura deutsch*

Band 8

ERNST E. MÜLLER

*Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen*

Band 9

JAN DE VRIES

*Kelten und Germanen*

FRANCKE VERLAG BERN  
UND MÜNCHEN

